Biogr. 516 ld

<36638160070018

<36638160070018

Bayer. Staatsbibliothek

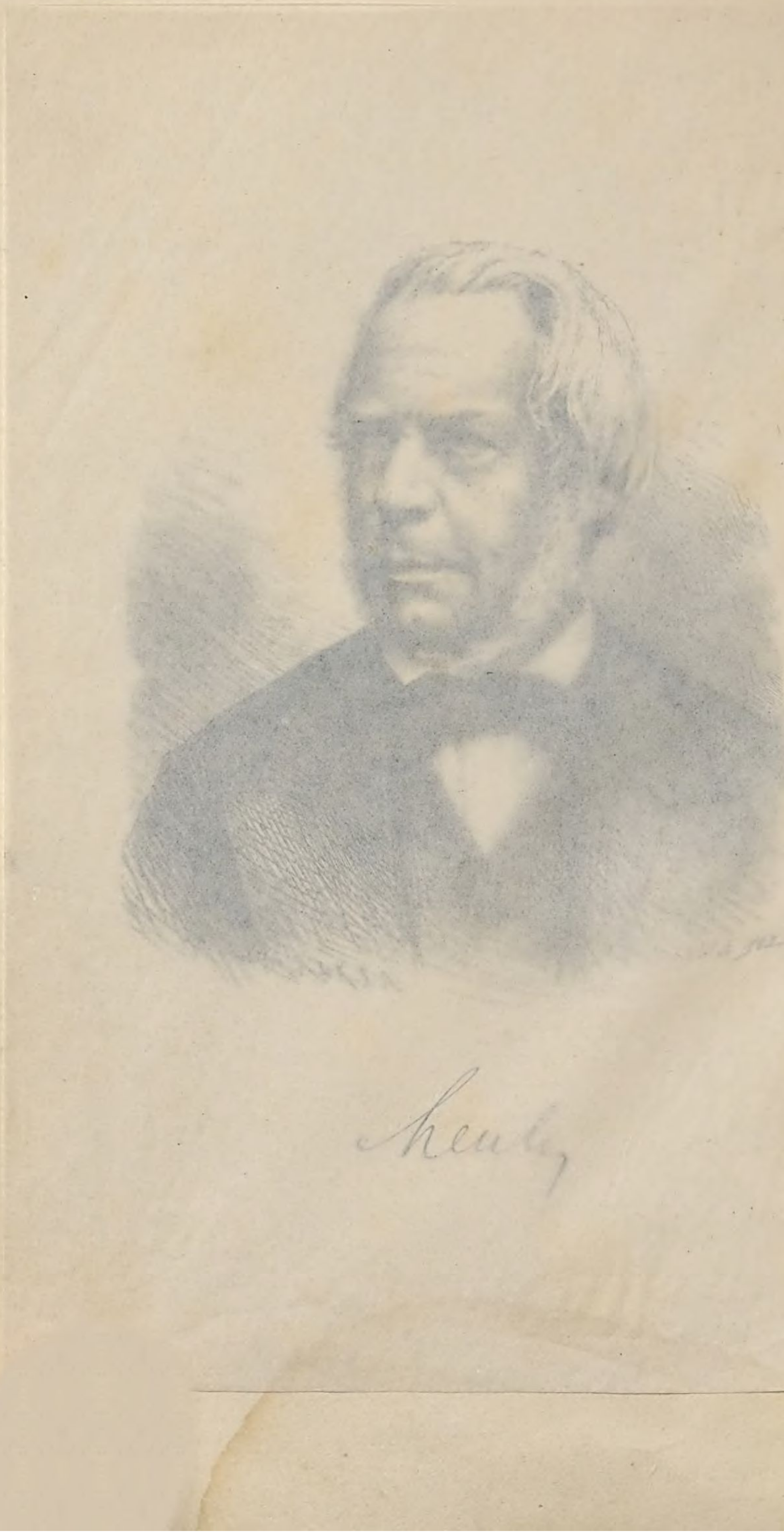
JACOB HENLE.

EIN DEUTSCHES GELEHRTENLEBEN.

---

31 T.

JACOB DENZLE.



JACOB HENLE.

EIN DEUTSCHES GELEHRTENLEBEN.

NACH

AUFZEICHNUNGEN UND ERINNERUNGEN

ERZÄHLT

VON

FR. MERKEL.

MIT EINEM PORTRAIT IN HOLZSTICH.

BRAUNSCHWEIG,
DRUCK UND VERLAG VON FRIEDRICH VIEWEG UND SOHN.
1891.

Alle Rechte vorbehalten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

43 g

MEINER LIEBEN FRAU

ZUGEEIGNET.

VORWORT.

Jacob Henle? Was giebt dem Erzähler die Berechtigung, uns mit dem Lebensgang eines ſchlichten Göttinger Profeſſors bekannt machen zu wollen? So fragt vielleicht mancher, der den Titel dieſes Buches lieſt. Denn ein Mann, der ſeines Zeichens Anatom war, deſſen Leben in der ſtillen Studirſtube hinfloſs, iſt nicht wie ein belletriſtiſcher oder politiſcher Schriftſteller der ganzen Welt, er iſt nur den engeren Fachkreisen näher bekannt. Wäre es nur Liebe und Dankbarkeit gegen den Lehrer und väterlichen Freund, welche meine Feder führte, dann hätte ich eine Fachzeitſchrift zur Publication wählen, oder doch wenigſtens das Buch nur den unmittelbaren Intereſſenten und Sachverſtändigen vorlegen können. Die Berechtigung, auch weitere Kreiſe zur Lectüre aufzufordern, liegt darin, daſs in Henle's Leben ſich ein

gutes Stück Culturgeſchichte verkörpert und daſs ein Mann, welcher als Demagoge die Schrecken der Berliner Hausvoigtei kennen lernte, welcher in Zürich mit Leuten, wie Herwegh, in Heidelberg mit ſolchen, wie Gervinus, Pfeufer, Jolly, eng befreundet war, der die Tage des badiſchen Aufſtandes an ſich vorüberziehen ſah, der die Annexion Hannovers mit durchlebte und in lebendigen Briefen ſchilderte, daſs ein ſolcher Mann immerhin auf die Theilnahme weiterer Kreiſe rechnen darf. Aber nicht dies allein iſt es, was mich veranlaſst, von Henle zu erzählen; ein Mann, welcher in einer Wiſſenſchaft eine ſolch' hervorragende Stellung eingenommen hat, wie er, kann es ebenſo gut beanſpruchen, von den Gebildeten gekannt zu ſein, wie ein bedeutender Künſtler oder Poet.

Gerade jetzt mit meinen Aufzeichnungen hervorzutreten, hat aber eine doppelte Berechtigung. Erſtens feiern wir in dieſem Jahre das fünfzigjährige Jubiläum der bahnbrechenden »allgemeinen Anatomie« Henle's, welche 1841 erſchien, und zweitens muſs es heute, in der Zeit, in welcher Koch's Arbeiten über die Tuberculoſe alle Gemüther auf das Lebhafteſte bewegen, auch den mediciniſchen Laien

intereſſiren, dem Manne näher zu treten, welcher des genialen Bacteriologen genialer Lehrmeiſter war, der ſchon vor mehr als fünfzig Jahren aus den Symptomen mit ſchärfſter Logik bewies, daſs gewisse Krankheiten durch organiſche Keime nothwendig erzeugt werden müſſen. Er ſchreibt ſelbſt bei einer Betrachtung über die Irrthümer, in welche die naturphiloſophiſche Teleologie zu Anfang unſeres Jahrhunderts bezüglich der Urſachen der Krankheiten verfallen war[1]): »Es blieben Krankheiten, und gerade die merkwürdigſten, fieberhaften, die ſich nicht experimentell nachahmen lieſsen, und dieſe bildeten den Boden, auf welchem die Teleologie weiter vegetirte. Daſs ſie auch aus dieſer letzten Poſition vertrieben wurde, verdanken wir, nebſt den Fortſchritten der mikroſkopiſchen Technik einer Epidemie, welche die Intereſſen der italieniſchen und franzöſiſchen Seidenzüchter ſchädigte, indem ſie ganze Colonien der Seidenraupe ergriff und vernichtete. Hier ergab ſich als Quelle des Uebels ein mikroſkopiſcher Pilz, deſſen Keime ſich durch die Luft verbreiteten und durch Impfung übertragen werden konnten.

---

[1]) Anthropolog. Vorträge, 2. Heft, S. 66 f., 1882.

Auf diefe Erfahrungen, auf die Analogien, welche bezüglich der Wanderungen und des Verlaufes die Muscardine der Seidenraupen mit den menfchlichen Seuchen zeigt, durfte ich die Hypothefe gründen, dafs die letzteren das Werk ähnlicher, pflanzlicher oder thierifcher, nur mikrofkopifch wahrnehmbarer Gefchöpfe feien. Die Unterfuchungen der neueften Zeit haben diefe Vorausfetzung vielfach beftätigt und wenn noch manches Refultat zu befeftigen, manches Räthfel zu löfen bleibt, fo ift doch fo viel gewonnen, dafs auch der ärztliche Forfchungseifer fich von den Zwecken der Krankheitserfcheinungen ab- und den Urfachen derfelben zugewandt hat.«

Die Berechtigung, das Publicum für diefe Lebensbefchreibung über den engen Kreis der Fachgenoffen hinaus zu fuchen, dürfte damit nachgewiefen fein.

Ich habe aber die Prätenfion, felbft auf das fchönere Gefchlecht zu rechnen, denn eine fo durch und durch noble Natur, wie die Henle's, ein fo fchöner, für alles Edle begeifterter Familien- und Freundeskreis, wie der war, in welchem er fich bewegte, verfehlt auch auf feinfinnige Frauen feine Wir-

kung nicht. Bei der Beſchäftigung mit der Correſpondenz des verſtorbenen Gelehrten durfte ich an mir ſelbſt erfahren, wie wohlthuend in der heutigen, haſtenden Zeit das Eingehen in Verhältniſſe berührt, welche in Jahrzehnte fallen, deren Signatur noch nicht durch Streberthum und die raſtloſe Jagd nach Gewinn gegeben war.

Die Würdigung der wiſſenſchaftlichen Arbeit Henle's durfte nicht übergangen werden, ſie muſste ſich ſogar oft ins Detail vertiefen. Um nun naturwiſſenſchaftlichen Laien eine Orientirung darüber zu erleichtern, was ſie ohne Schaden für den Zuſammenhang überſchlagen können, wurde die Beſprechung der literariſchen Thätigkeit des Gelehrten durch kleineren Druck ausgezeichnet. Für zartbeſaitete Naturen bemerke ich, daſs in dieſer Beſprechung natürlich Alles mit dem rechten Namen genannt werden muſste, und da läuft bei Werken eines Anatomen zuweilen ein Satz mit unter, der beſſer von ihnen ungeleſen bleibt; ſie mögen alſo vorſichtig beim Blättern in dieſen Theilen des Buches ſein.

Mein eigenes Verhältniſs zu Henle war ein ſo nahes und inniges, daſs ich fürchten muſste,

vielleicht zu ſehr zu ſeinen Gunſten Partei zu nehmen. Ich habe deshalb, wo es möglich war, fremde Kritiken ſeiner Arbeiten gebracht. Daſs bei der Erzählung ſeines Lebensganges ſein Briefwechſel und ſeine eigenen ſonſtigen Aufzeichnungen den breiteſten Platz einnehmen, verſteht ſich von ſelbſt.

Möchte es mir gelingen, das Intereſſe des Leſers an dem vortrefflichen Manne bis zum Ende feſtzuhalten.

Göttingen, im Mai 1891.

Fr. Merkel.

1. Fürth.

»Frid. Guſt. Jacobus Henle natus ſum Fürthii apud Norimbergam menſe Julio anni MDCCCIX patre Guilelmo, mercatore, matre Helena Sophia, e ſtirpe Diespeck, quos adhuc vivos veneror«, ſo beginnt der Gelehrte, deſſen Andenken dieſe Aufzeichnungen gewidmet ſind, die kurze Beſchreibung ſeines Lebenslaufes, welche er Zwecks ſeiner Promotion der Facultät einzureichen hatte. »Quos adhuc vivos veneror«, welche, noch jetzt am Leben, von mir verehrt werden, dies war keine leere Phraſe, denn er verehrte ſeine Eltern wirklich hoch und was noch mehr iſt, ſie verdienten dieſe Verehrung auch in vollem Maſse. Beide Eltern waren thatkräftige und energiſche Naturen, welche den Kampf mit ungünſtigen Verhältniſſen rüſtig aufnahmen und ſiegreich durchführten.

Die Mutter war zwar die Tochter eines hochgelehrten Rabbi im kleinen Städtchen Baiersdorf zwiſchen Nürnberg und Bamberg, doch erlaubten es weder die Mittel der Familie, noch der ganze Zuſchnitt des damaligen Gemeindelebens, daſs ſie einen regelrechten Unterricht erhielt. Sie lernte von ihrer eigenen Mutter ſo viel, als dieſe wuſste, im Uebrigen muſste ſie ſehen, wie ſie ſich mit ihrem allerdings ausgezeichneten Verſtande

und den guten Grundſätzen, welche ſie als koſtbares Geſchenk von den Eltern mitbekam, durch das Leben ſchlug. Bei der Gröſse der Familie — ſie hatte drei Brüder und drei Schweſtern — muſste ſie frühzeitig mit angreifen und ſammelte raſch gediegene Kenntniſſe des Haushaltes und aller häuslichen Beſchäftigungen. So kam es, daſs die in verhältniſsmäſsig glänzender Lage befindliche Schweſter ihres Vaters, die Frau des Kaufmannes Henle in Fürth, ſich die Nichte zur Stütze ihres durch ſieben Söhne ziemlich groſsen und belebten Haushaltes ausbat. Mit beſonderer Vorliebe erzählte die letztere noch in ſpäter Zeit ihren Kindern, wie ſie den Neckereien und Nachſtellungen der älteren, ſtattlichen, bereits zu Männern gereiften Söhne des Hauses glücklich entgangen ſei, um an der ſchüchternen Verehrung und ritterlichen Vertheidigung ihres kleinen, kaum fünf Fuſs groſsen und drei Jahre jüngeren Vetters, des vorjüngſten der Brüder, Gefallen zu finden; ſie konnte der treuen und ſtillen Werbung des jungen Mannes von ſeltener Herzensgüte nicht widerſtehen, obgleich dieſelbe ſehr verfrüht genannt werden muſste.

Wenn nun auch vorauszuſehen war, daſs die beiden Liebenden eine Zeit lang würden warten müſſen, ſo lieſsen ſich doch die Verhältniſſe im Anfang ſo an, daſs ſie ohne Beſorgniſſe in die Zukunft blicken konnten. Da ſtarb der Vater des 18jährigen jungen Mannes unerwartet raſch und früh, die Reſte des nicht ſehr groſsen Vermögens verſchwanden durch ungetreue Verwaltung, und der Bräutigam, deſſen Vorbildung keineswegs abgeſchloſſen war, ſah ſich darauf angewieſen, in die Welt hinauszuziehen, und zu ſehen, wie und wo er ſo viel verdienen könne, um einen Haus-

ſtand zu begründen. Die kriegeriſchen Zeiten am Anfang unſeres Jahrhunderts, welche ſo manche bürgerliche Exiſtenz vernichteten, brachten andere hinwiederum in die Höhe, und in richtigem Verſtändniſs der Zeitlage bemühte ſich auch der junge Kaufmann um Verwendung bei der Armeeverpflegung. Er fand bald, was er ſuchte und führte nun Jahre hindurch ein wechſelvolles, auch mit mancherlei Gefahren und Entbehrungen verbundenes Leben, nur mit dem einen Ziel vor Augen, ſich durch redliche Arbeit und unabläſſige Thätigkeit die Mittel zur Aufrichtung ſeines eigenen Herdes zu erwerben.

Endlich, im Alter von vier und zwanzig Jahren, konnte er ſeine junge Frau in die von ihm eingerichtete Häuslichkeit einführen! Er hatte ſich in Magdeburg mit einem anderen jungen Kaufmann etablirt, und nahm ſeine Braut in Leipzig, wo die Trauung erfolgte, aus den Händen ihrer Verwandten entgegen.

Die Hoffnung, daſs der Stolz und das Glück über das endlich erreichte Ziel alles Andere vergeſſen machen würde, erfüllte ſich dem jungen Ehemanne inſofern nicht, als ein ſtarkes Heimweh, welches ſich bald einſtellte, der Neuvermählten reichliche Thränen entlockte. Dieſe machten auf den herzensguten Mann einen ſo tiefen Eindruck, daſs er der trefflichen Ausſichten des neubegründeten Geſchäftes ungeachtet daſſelbe aufgab und ſeine junge Frau wieder in das elterliche Haus nach Fürth zurückbrachte. Er ſelbſt muſste ſein früheres, unſtätes Leben von Neuem beginnen, um eine ſeiner Gattin mehr zuſagende Exiſtenz zu erringen. Die Reue über ihre allerdings groſse Schwäche blieb bei der tüchtigen und klar denkenden Frau natürlich nicht

aus, trotzdem dafs ſie berechtigt war, ein gutes Theil ihrer Niedergeſchlagenheit auf ihr körperliches Befinden zu ſchieben, und es war eine harte Strafe für ſie, dafs ſie allein und ohne ihren Mann ſein mufste, als ſie am 19. Juli 1809 ihrem erſten Kinde und einzigen Sohne das Leben gab. Derſelbe wurde etwa dreiviertel Jahr alt, ehe der in der Fremde weilende Vater ihn und die junge Mutter zu ſehen bekam, und zu allem Ueberfluſs fiel auch noch die erſte Begegnung zwiſchen Vater und Sohn nicht ſo aus, wie die auf ihr Kind ungemein ſtolze Mutter hoffte und erwartete. Der aufs Schönſte herausgeputzte Junge ſafs, der ſtürmiſchen Liebesäufserungen ſeines Vaters gewärtig, auf ihrem Schooſse, als ihn jener ohne ſonderliches Entzücken für »garſtig« erklärte. Dafs ſo etwas auf ſie wie ein kaltes Sturzbad wirkte, wird man begreiflich finden. Der Vater hätte aber nicht ſo herzensgut ſein müſſen, wie er wirklich war, wenn der erſte Eindruck auch nur Tage bei Beſtand geblieben wäre. Er fand bald heraus, dafs ſein Söhnchen herrliche braune Augen hatte, dafs er ein liebenswürdiges Kerlchen war und ſo koſtete es nur noch einen unbedeutenden Schritt, ihn bei näherer Bekanntſchaft auch ſchön zu finden. Da der kleine Papa ferner bald ein grofses Geſchick in der Handhabung und Beruhigung ſeines nunmehrigen Lieblings entwickelte, ſo fehlte in Kurzem nichts mehr zum vollſten und ungetrübteſten Glück der Mutter.

Freilich aber dauerte es nicht lange, dann muſste der Vater wieder hinaus, um ſeinen Geſchäften nachzugehen und auch im Laufe der nächſten Jahre, als dem kleinen Jacob noch vier Schweſtern, Marie,

Roſalie, Johanna, genannt Nettchen, und Helene [1]), beſcheert wurden, war der Vielbeſchäftigte meiſt nur Wochen zu Hauſe, um dann wieder Monate in der Ferne zu weilen. Es lag daher die Erziehung der Kinder bis faſt zu deren Erwachſenſein ganz in den Händen der Mutter, welcher dieſelben zunächſt und im Weſentlichen Alles zu danken haben, was ſie geworden ſind. Der Vater enthielt ſich des Eingreifens auch bei ſeiner Anweſenheit zu Hauſe faſt ganz, da er die Einheitlichkeit des Hausregimentes nicht ſtören wollte und da es ihm mehr am Herzen lag, ſich beim Ausruhen in der Heimath der Seinen zu freuen, als deren Zuchtmeiſter zu machen. Ob es ihm mit einer ſtrengen Zucht geglückt wäre, wenn er ſich dauernd hätte der Erziehung widmen können, muſs bei der Gutmüthigkeit ſeines Weſens auch fraglich bleiben und es iſt vielleicht nicht ganz fehlgeſchoſſen, wenn man annimmt, daſs er von Herzen froh war, einen plauſiblen Grund zu haben, ſich von jeder Beſtrafung der geliebten Kinder fern zu halten. Ernſt und Strenge muſste, wenn es nöthig war, allein die Mutter walten laſſen; ſie war auch nach Allem, was von ihr erzählt wird, durchaus eines conſequenten und feſten Auftretens fähig. Zur Entfaltung wirklicher Strenge wird ſie wohl niemals Gelegenheit gehabt haben, denn ihre Kinder waren bei aller Lebhaftigkeit ſtets leicht zu behandeln und gleich die beiden Aelteſten, auf welche es ja bei der Beſtimmung des ganzen Tones im Hauſe

---

[1]) Marie, ſpätere Gattin des Landgerichtsrathes Mathieu in Trier; Roſalie, verheirathet an Kaufmann Krämer in Mainz; Johanna an Hofrath Schöll in Weimar. Helene iſt unvermählt geblieben.

ſo ſehr ankommen muſste, hatten die Gutmüthigkeit des Vaters in vollſtem Maſse geerbt. Der Einſicht der Mutter iſt es auch wohl in erſter Linie zu danken, daſs ein einheitlicher Plan der ganzen Erziehung zu Grunde lag, welcher zweifellos weſentlich dazu beitrug, die Kinder zu fördern, und welchem beſonders Jacob viele ſeiner ſpäteren, ſo rühmenswerthen Eigenſchaften verdankte. Beide Eltern empfanden die Lückenhaftigkeit ihrer eigenen Bildung ſo ſehr, daſs ſie in erſter Linie darauf bedacht waren, ihre Kinder Alles lernen zu laſſen, was den Geiſt ſchmückt und das Herz veredelt. Dann aber waren ſie auch darin mit einander einverſtanden, daſs möglichſte Liberalität zu walten habe; ſie trachteten danach, den Kindern Alles genieſsen zu laſſen, was den Sinn erweitert und erhebt und ihnen ſo viele Lebensfreuden zugänglich zu machen, als es in ihren Kräften ſtand. Wenn dabei alle Kinder bis in die ſpäteſten Tage auf die ſchöne und glückliche Zeit ihrer Jugend mit den dankbarſten Gefühlen für die geliebten Eltern zurückblicken, ſo iſt dies ſehr natürlich und man muſs das Geſchick preiſen, welches die Anlagen Jacob Henle's in Hände legte, welche es verſtanden, ſie zur Entfaltung und Blüthe zu bringen, welche dem durchdringenden und klaren Geiſt die Wege ebneten, auf denen er vordringen ſollte, um der Wiſſenſchaft das zu leiſten, was er geleiſtet hat.

Der kleine Jacob wuchs als kräftiges und geſundes Kind heran, bis es Zeit war, das Lernen zu beginnen. Die Mutter zog es vor, ihn nun nicht ſogleich in die Schule zu ſchicken, ſondern lieſs ihn zu Hauſe unterrichten. Je älter er und ſeine Schweſtern wurden, um ſo mehr drängten ſich den Eltern allerlei Fragen

von grofser Wichtigkeit und Tragweite auf. In erfter Linie ftand die Erwägung, wie es mit dem weiteren Unterricht des Sohnes werden follte, da dem kleinen und ftillen Städtchen, wie es Fürth damals war, Schulanftalten, an welchen man fich eine höhere Bildung erwerben konnte, gänzlich mangelten. Die Frage, ob nicht die ganze Familie ihre Heimath verlaffen und an anderer, geeigneterer Stelle ihre Laren aufrichten follte, wurde deshalb lebhaft erwogen. Dazu kam noch, dafs in den Eltern der Wunfch immer lebhafter rege wurde, den Kindern eine chriftliche Erziehung zu Theil werden zu laffen, was in der Umgebung, in welcher fie fich in Fürth befanden, mancherlei Mifsliches gehabt haben würde, und endlich hoffte der Vater, fich bei paffender Wahl der neuen Niederlaffung nicht mehr fo oft und nicht mehr auf fo lange wie bisher von den Seinigen trennen zu müffen. All' dies beftimmte das Ehepaar, fich für einen Ortswechsel zu entfcheiden und Mainz zu wählen, wohin denn auch die Familie im Jahre 1815 überfiedelte.

2. Mainz.

Der Umzug mit Sack und Pack, wenn auch ohne Möbeln, ging in der damals üblichen, umſtändlichen Weiſe vor ſich. Mann und Frau, drei kleine Kinder — ſoviel waren damals vorhanden —, dazu noch eine Dienerin und ein Hauslehrer, bildeten ſchon eine kleine Karawane. Die Reiſe wurde per Hauderer oder Zauderer, wie man dieſe ſich nicht übereilende Fahrgelegenheit ſcherzweiſe gerne nannte, ausgeführt und es verging mancher Tag, ehe die Thürme von Mainz am Horizonte auftauchten. In der neuen Heimath wurde erſt proviſoriſch eine möblirte Wohnung im Margarethengäſschen bezogen, die jedoch bald mit einer beſſeren und angenehmeren auf der groſsen Bleiche, bei einer Frau Thilmann, vertauſcht wurde. Dieſe reichte nun völlig aus und die Familie hatte auf Jahre hinaus eine behagliche Heimſtätte gefunden. Es war gerade die Zeit, in welcher ſich am Rhein die letzten bewegten Scenen des napoleoniſchen Dramas abſpielten, wo Truppendurchzüge und der Aufenthalt von Potentaten und Feldherren Mainz eine ſehr lebhafte Phyſiognomie verliehen. Die Kinder erhielten denn auch mancherlei Eindrücke, welche bis zum hohen Alter friſch blieben. Einmal durften ſie ſogar

mit nach Biebrich fahren, woſelbſt ſie von der Gallerie herab bei einem Galladiner zuſahen. Dies Bild prägte ſich beſonders ein, und Frau Mathieu ſchreibt im Anſchluſs an die Erzählung davon ſehr richtig: »Man thut doch wohl, auch Kindern hiſtoriſch wichtige Momente zugänglich zu machen. Das Verſtändniſs kommt nach und die Bilder zum Text finden ſich dann mit ſpäter nicht wieder zu erreichender Unvergänglichkeit auf dem Seelengrunde, es iſt auch eine Art Bild avant la lettre.« —

Die Wahl von Mainz zum Wohnort erklärt ſich vor Allem daraus, daſs dort Herr Kornecker ſein Domicil hatte, in deſſen Unternehmungen Vater Henle thätig war. Dieſer letztere war die rechte Hand jenes groſsen Armeelieferanten und beſorgte, beſonders als Kornecker, dem nach einigen Jahren Mainz nicht mehr genügte, nach Berlin verzogen war, das Geſchäft ganz ſelbſtſtändig. Sein Chef liefs es auch nicht an Dank und Anerkennung fehlen, er wollte ihn zum Geſchäftstheilhaber machen, wollte ihm groſse Steinbrüche kaufen u. dergl. m. Herr Henle aber lehnte Alles ab, er wollte eine ſo aufregende und verantwortungsvolle Stellung nicht haben, ſondern zog es vor, nach wie vor ein feſtes Gehalt zu beziehen. Daſs aber auch unter dieſen Umſtänden die Verhältniſſe recht glänzende geweſen ſein müſſen, geht daraus hervor, daſs nicht allein eine ſehr ſchöne Wohnung gemiethet war, ſondern daſs auch ein Diener, zeitweiſe ſogar Wagen und Pferde gehalten wurden. Ja, als Kornecker nach ſeinem Umzuge nur vorübergehend nach Mainz kam, um in einem Abſteigequartier, welches er im Henle'ſchen Hauſe hatte, zu wohnen, wurden erſte muſikaliſche

Kräfte engagirt, um bei den Diners im Nebenzimmer ihre Stimmen und Inſtrumente ertönen zu laſſen — ganz wie bei Hofe!

Trotz dieſer Verhältniſſe litt aber weder die Einfachheit der Erziehung noch die Sorgfalt, mit welcher der Unterricht der Kinder betrieben wurde. Nach der Ankunft in Mainz ſchien es den Eltern noch nicht an der Zeit, daſs ihr Sohn die Schule beſuchte, er wurde vielmehr zuſammen mit ſeiner Schweſter Marie von dem aus Fürth mitgebrachten Hauslehrer unterrichtet. Derſelbe erwies ſich aber bald als ungeeignet, er muſste entlaſſen werden und die Mutter zog es vor, den Unterricht durch Lehrer ertheilen zu laſſen, welche nicht im Hauſe wohnten und im Uebrigen die Erziehung ganz allein in den eigenen Händen zu behalten. Ganz allein muſste ſie auch jetzt die Erziehung deshalb leiten, weil ſich die Hoffnung nicht verwirklicht hatte, daſs die Reiſen des Gatten ſich abkürzen oder ſeltener vorkommen würden.

Die Kinder hatten beſonders in ihrem franzöſiſchen Lehrer, einem alten Franzoſen Namens Huguier, Glück. Frau Mathieu ſchreibt von ihm: »Er war in Kleidung und Manieren der Typus des alten Frankreich, immer à quatre épingles, mit kurzen Hoſen und Schnallenſchuhen und einem ganz kleinen, feinen Zöpfchen; dabei hatte er etwas Chevalereskes, Hofmänniſches in ſeinem Benehmen gegen unſere Mutter, die meiſt den Stunden anwohnte. Daſs wir einen guten, echt franzöſiſchen Accent bekamen, wie vielfach behauptet wurde, hatten wir zunächſt ihm zu danken.« Der gute, ſpäter von einem Herrn Dubois fortgeſetzte Unterricht ſollte nach Jahren Jacob zu einer ſchönen

und nutzbringenden Reiſe nach Paris verhelfen. Derſelbe erhielt im Uebrigen ſeinen Unterricht in der Privatſchule des Herrn Klein, wo er ſich auch im Jahre 1820, als ſeine jüngſte Schweſter Helene geboren wurde, in Halbpenſion befand. Der Haushalt ſcheint trotz des guten Namens, welchen Schule und Penſion hatten, nicht zu den üppigſten gehört zu haben, denn als Schweſter Marie ihrem Bruder freudeſtrahlend die Nachricht überbrachte, daſs der Storch mit einem Schweſterchen angekommen ſei, fand ſie ihn beim letzten Gericht des Mittageſſens, Butter und Mainzer Handkäſe, welcher in Rückſicht auf die Spülmagd von den umgeſtülpten Tellern des vorherigen Ganges genoſſen wurde. Die Mutter intereſſirte ſich auf das Lebhafteſte für die Studien ihrer Kinder und verlor ſie keine Minute aus den Augen. Um ſie anzufeuern, lieſs ſie ſich von ihnen jetzt und ſpäter franzöſiſch, lateiniſch, griechiſch vorleſen, unter dem Vorgeben, daſs ſie der Klang der unverſtandenen Sprachen aufs Angenehmſte berühre. Sie erreichte ihren Zweck, das Intereſſe der Kinder ſtets lebendig zu erhalten, dabei vollſtändig. Nur beim Vorleſen deutſcher Bücher kam zuweilen die liebenswürdige Heuchelei der guten Mutter zu Tage. Wenn ſie in Momenten, welche die Kinder für ungemein ſpannend hielten, in welchen ſie neben der Lectüre keinen Raum für einen anderen Gedanken hatten, wenn ſie da das Mädchen hereinrief und ihr eine Beſtellung für die Küche, oder einen ähnlichen profanen Auftrag gab, dann ſtürzte ſie die jugendlichen Vorleſer aus allen Himmeln und hatte oft Mühe, ſie zu beſchwichtigen und das alte Feuer wieder anzufachen.

Neben den ernſten Studien wurde auch die heitere Muſe nicht vergeſſen und ſchon früh ſehen wir das in Jacob und ſeiner Schweſter Marie ſchlummernde muſikaliſche Talent geweckt. Daſſelbe ſtammte vom Vater her, einem jedenfalls durch und durch muſikaliſch veranlagten Mann. Er hatte ſich in der Congreſszeit in Wien aufgehalten und dort Gelegenheit gehabt, eine Menge guter Muſik, beſonders Opern, zu hören. Obgleich er nicht ſelbſt ausübend muſikaliſch war, ſo ſaſs doch jede Melodie in ſeinem Gedächtniſs feſt und die Kinder kannten ihn kaum anders, als ſeine Reminiscenzen vor ſich hin trällernd oder pfeifend. Die Gabe, jede Melodie, bei Opern auch mit dem Text, zu behalten, war ebenſo dem Sohne bis zu ſeinem Lebensende eigen, und er vermochte es, ganze Akte, nicht nur aus bekannten, ſondern auch aus ſelten gehörten und aus der Mode gekommenen Opern zu reproduciren. In Gartenconcerten oder bei Productionen von Regimentsmuſiken, welche der verſtorbene Gelehrte ſehr liebte, nannte er meiſt die Titel der Pieçen nach den erſten Tacten. Auſser dieſer Anregung vom Vater her hatten die Kinder auch in den erwähnten häuslichen Tafelmuſiken Gelegenheit, gute Streichquartette, treffliche Geſangsvorträge zu hören und durften früh die Concerte der berufenſten Virtuoſen, wie Hummel und Moſcheles, beſuchen. Daſs der kleine Jacob bei ſeinem Intereſſe für Muſik doch nicht die geringſte Anlage zum frühreifen Wunderkind hatte, beweiſt folgender Brief, der ſich noch aus jener Zeit erhalten hat:

»Liebe Mutter!

Da ich gehört habe, daſs heute ein ſo ſchönes Stück gegeben werde und Sie vielleicht hineingehen

werden, ſo erſuche ich Sie, mich heute mitzunehmen, denn Herr Mojat [1]) ſagt, es wird darin gefochten und geſchoſſen, und Sie wiſſen, daſs dies meine einzige Freude iſt. Ich denke, daſs es keine zu verwegene Bitte iſt, ſollte ſie Ihnen aber wider meinen Wünſchen miſsfallen, oder wollten Sie ſie nicht genehmigen, ſo zählen Sie dennoch auf meine innigſte kindliche Liebe.

Ihr Sie kindlich liebender Sohn
J. Henle.«

Er durfte Geige erlernen, während Schweſter Marie Clavier ſpielte. Sein Lehrer war Kreuſer, für deſſen muſikaliſches Verſtändniſs es ſpricht, daſs er die nachmals ſo berühmte Sabine Heinefetter entdeckte und dem Vater Henle zuführte, welcher ſie im Verein mit einigen anderen Mainzern zur Sängerin ausbilden lieſs. Sehr bald ſchon konnten die Kinder kleine Duette wagen, bis dann gröſsere Enſembleſtücke an die Reihe kamen. In ſpäteren Jahren machte ſich J. Henle auch mit der Behandlung der Bratſche vertraut; als Züricher Profeſſor lernte er noch Cello, ſo daſs er bei den in ſeinem Hauſe ſtattfindenden regelmäſsigen Streichquartettabenden im Stande war, ſtets da einzutreten, wo ſich gerade eine Lücke vorfand.

Das Familienleben muſs in der Mainzer Zeit, wie auch ſpäter ein auſserordentlich ſchönes geweſen ſein, heiter, angeregt, voll von Intereſſen, alle Familienglieder um die Wette von dem Drange beſeelt, die

---

[1]) Ein Secretär von Vater Henle; er wurde von dieſem unter ſehr deſolaten Umſtänden in einem öſterreichiſchen Lazareth aufgefunden und gerettet. Er war ſeitdem der Familie unbedingt ergeben.

anderen zu erfreuen und ſie glücklich zu machen. Es überkommt einen heute wie Sonntagsfrieden, wenn man einen ſolch ſtillen, aufs Ideale gerichteten Familienkreis betrachtet, heute, wo die Jagd nach dem Glück eine ſo haſtige iſt, daſs man es nie erreicht, heute, wo auch die Jugend es verlernt hat, harmlos zu genieſsen und gewohnt iſt, frühreif an Alles nüchterne Kritik anzulegen.

In den vorhandenen Papieren kann man verfolgen, wie die einfachen Geburtstags- und Neujahrsgratulationen dem geweckten und phantaſievollen Knaben nicht mehr genügten, ſondern wie er bald poetiſche Verſuche folgen lieſs, ja ſogar förmliche Aufführungen muſikaliſcher oder dramatiſcher Art ins Werk ſetzte. Gewöhnlich fanden dieſelben in den Eltern ein äuſserſt dankbares und gerührtes Publicum, manchmal aber wurde der angeſtrebte Zweck nicht erreicht. So hatte z. B. der Sohn des Hauſes die Idee gefaſst, den Eltern, welche einmal für einige Tage verreiſt geweſen waren, bei ihrer Rückkehr einen feierlichen Empfang zu bereiten: »Der Diener«, ſo erzählt Frau Mathieu, »wurde damit beauftragt, eine hohe Pyramide von Pappdeckel zu verfertigen, deren jede Seite, ſie war dreikantig, eine zum Transparent eingerichtete Inſchrift trug »Liebe, Dankbarkeit, Gehorſam« mit Sternchen und Zierrathen umgeben. Wir Mädchen muſsten uns weiſs kleiden laſſen, mit wallenden Locken; dieſer Effect ging aber theilweiſe dadurch verloren, daſs die inneren Läden des Salons, in welchem wir mit unſerer Pyramide uns befanden, feſt geſchloſſen werden muſsten, damit bei hellem Tageslicht unſer Transparent ſeine Wirkung nicht verfehle. — Der Wagen

mit den Eltern rollte heran, keine Maus rührte ſich, kein Fuſs ihnen entgegen, denn die Mägde wollten ſich auch den groſsartigen Eindruck nicht entgehen laſſen und ſtanden hinter uns, was für die Kleinſte auch noch nöthig war, wir mit unſeren Guirlanden vor dem Tiſch. — Zum Tod erſchrocken ob des wie ausgeſtorbenen Hauſes mit ſeinen feſtgeſchloſſenen Läden ſtürzte unſere ohnehin immer ſehr ängſtliche Mutter die Treppe herauf, durchſchritt mit immer ſteigender Angſt die erſten leeren Zimmer, öffnete endlich unſere Grabeskammer und der rührende Geſang ihrer Kindlein ſchallte ihr aus der Dunkelheit entgegen und machte ihr die Situation allmälig verſtändlich.

Das erſte, was ſie that, war, die Läden aufreiſsen, um ſich zu überzeugen, daſs kein theures Haupt fehle, das zweite, daſs ſie ſich hinſetzte und einen Strom von Thränen vergoſs, wie wir geſchmeichelt glaubten, vor freudiger Rührung; es war aber mehr der Schrecken, der ihr in den Gliedern lag und ſich auf dieſe Weiſe Luft machte. Nachdem wir Aelteſten unſere Schelte für die Dummheit in Empfang genommen hatten, kam der Dank und die Anerkennung für den guten Willen nach.«

Die Neigung zur Romantik, welche aus dieſer Epiſode hervorleuchtet, war ja nach der Epoche, in welche Jacob Henle's Jugend fällt, durchaus verſtändlich, wo noch die Ritterromane in der Phantaſie der Jugend ſpukten, wo die Namen Schlegel und Tieck den Geſchmack beherrſchten. Daſs der in Papparbeiten ſehr geſchickte Diener des Hauſes, Eberhardt, eine ganz vollſtändige Ritterrüſtung anfertigte, will am Ende nicht viel ſagen, ein ſolcher Schmuck iſt auch in unſerer

ſo realiſtiſchen Zeit der Stolz der Knaben. Aber auch die Spiele, welche heutzutage das Rollen der Eiſenbahn und das Klingeln der Dampfſchiffe zum Gegenſtand haben, bewegten ſich mit Vorliebe in der Sphäre der zarten Burgfräulein, der ſtreitbaren Ritter und der Burgverlieſse, und auſser einem gar nicht üblen »Minnelied« Jacob's findet ſich in den Papieren aus der erſten Hälfte der zwanziger Jahre noch ein Gedicht: »Der Ritter von Falkenſtein und ſein Knappe«, ſowie eine Erzählung von ſechs Quartſeiten, betitelt »Der Handſchuh«, welche Cramer oder Spieſs geſchrieben haben könnte.

Daſs die Romantik bei dem geiſtig ſo überaus lebhaften Knaben in dieſer Zeit ſo üppige Blüthen treiben konnte, hatte ſeinen Grund darin, daſs ihn ein ſchweres Leiden für lange an das Bett feſſelte und ihn zur Iſolirung zwang, wodurch ſeiner ganzen Denkweiſe ein ungeſunder, treibhausartiger Zug aufgeprägt wurde.

Die Eltern hatten Gründe, im Herbſt 1820 eine Ueberſiedelung nach Coblenz in Erwägung zu ziehen, und der Vater war, um die nöthigen Einleitungen zu treffen, dahin gereiſt. Die Mutter ſollte nachkommen und hatte ſich für die ziemlich lange Fahrt ihren Sohn als Cavalier auserſehen. Der kleine Mann war darauf nicht wenig ſtolz und freute ſich natürlich ſehr auf die Reiſe. Als er nun beim Erwachen am Morgen der Abfahrt einen heftigen Schmerz im Bein fühlte, achtete er deſſen wenig, und obgleich er kaum aufzutreten vermochte, lieſs er ſich doch in der Furcht, zu Hauſe bleiben zu müſſen, nichts anmerken. Während der Fahrt war die Mutter genug mit ihren Gedanken

beſchäftigt und merkte nicht, wie ſchweigſam ihr Begleiter, deſſen Zuſtand ſich von Stunde zu Stunde verſchlimmerte, war. Als ſie Abends ſpät im Gaſthof zum goldenen Apfel in Coblenz ankamen, half dem kleinen Patienten kein Zuſammennehmen mehr, er muſste aus dem Wagen getragen werden. Nach einer ſehr unruhigen Nacht conſtatirte der herbeigerufene Dr. Settegaſt eine Knochenhautentzündung und erklärte, daſs an eine Rückreiſe vorläufig nicht zu denken ſei. Mutter und Sohn hatten ſich auf einen eintägigen Aufenthalt in Coblenz eingerichtet; die Mutter hatte ein kleines Kind mit einer ziemlich nichtsnutzigen Amme und drei andere Kinder ohne rechte Aufſicht zu Hauſe gelaſſen — man kann ſich ihre Situation vorſtellen. Sie beſann ſich aber keinen Augenblick, ſondern blieb bei ihrem kranken Sohn, dem erſt nach Wochen, als der erſte Mainzer Chirurg, Prof. Leydig, citirt war, durch einen von dieſem gemachten Einſchnitt einige Erleichterung geſchafft wurde. Die Mutter kam nur einige Male nach Mainz herüber, um nach ihren Töchterchen zu ſehen, im Uebrigen war ſie bis Faſtnacht 1821 am Krankenbett des Sohnes in Coblenz. War die Mutter in Mainz, dann muſste der Patient brieflich über ſein Befinden berichten und zeigte ſich dann ſtets bemüht, den Briefen eine humoriſtiſche Färbung zu geben, um bei der Mutter ja keine Beſorgniſs aufkommen zu laſſen. So ſchreibt er einmal:

»Liebe Mutter!

Soeben, nachdem ich abermals eine Nacht gut, ſehr gut zugebracht, den Fuſs verbunden bekommen und etwas geleſen habe, erhalte ich Deinen Brief mit Einſchluſs derer meiner Schweſtern, welche mich

ſehr erfreut haben. Du aber biſt immer allzu bange und machſt mir ſehr viel Sorgen. Wenn wir Piquet oder Dame ſpielen — nährſt Du ſchwere Ahndungen, und träumen wir, ſanft aufs Lager hingeſtreckt, von Makronen oder Kartoffelklöſsen, ſo trübſt Du Dir die ohnehin trüben Stunden der Dir langen trüben Nacht mit trübem Trübſinn über unſere vermeinten Trübſale. Und triebe mich auch Kindespflicht nicht, Dich zu verſichern, daſs es unnöthig ſey, Dich ſo zu betrüben und abzuhärmen, ſo betriebe ich doch das Geſchäft, daſs ich Dir dieſe trüben Gedanken austriebe, eingedenk der Triebe, die den Menſchen antrieben und antreiben, das Schickſal des Nächſten nicht nur nicht zu trüben, ſondern vielmehr zu enttrüben, mit gleichem Eifer.

Ich würde noch vielmehr dem Triebe, Deine trübe Stimmung enttrübt zu ſehen, folgen, triebe mich nicht der Vater von allen dieſen Trieben, trüben und trieben [1]).

Dein Sohn
Jacob.«

Daſs dieſer und einige ähnliche Briefe, welche der Feder des elfjährigen Briefſtellers alle Ehre machen, ihre Wirkung nicht verfehlt haben, iſt wohl ſicher anzunehmen. — Endlich zu Faſtnacht 1821 gab Prof. Leydig, der den kleinen Patienten noch mehrmals beſucht hatte, die Erlaubniſs, denſelben nach Mainz zu transportiren. Es wurde ein ganzes Schiff gemiethet, mit Betten und allen möglichen Bequemlich-

---

[1]) Nämlich den Brief zu ſchlieſsen.

keiten verſehen, welches den Kranken aufnahm; dasſelbe war mehrere Tage unterwegs. Nach der Ankunft wurde er von acht öſterreichiſchen Soldaten, welche man in Mainz gern zu dergleichen Dienſtleiſtungen miethete, über die groſse Bleiche mitten durch den tollſten Faſtnachtsſpuk ins Elternhaus getragen. Durch die Vereinigung der Familie war wieder einige Ruhe und Heiterkeit eingezogen, aber es dauerte noch Monate, ehe die Geneſung einigermaſsen fortſchritt. Eine gröſsere Operation, welche Prof. Leydig zur Entfernung der nekrotiſchen Knochenſtücke machen muſste, brachte endlich groſse Erleichterung und allmälige Heilung. Da man das Chloroform noch nicht kannte, muſste der Kranke Alles bei vollem Bewuſstſein über ſich ergehen laſſen; er that dies auch tapfer und demonſtrirte, als die ſchlimmſten Tage vorüber waren, den ſtaunenden Schweſtern gern und oft den Vorgang der Operation mittelſt des väterlichen Streichriemens und der Stiefelhaken, wobei der erſtere das kranke Bein vorſtellen muſste.

Wenn auch die Wunde vollſtändig heilte und J. Henle ſich wieder zu den rüſtigſten Fuſsgängern zählen durfte, ſo war ihm doch die alte Operationsſtelle lebenslänglich ein ernſtes Memento. Immer wieder löſten ſich von Zeit zu Zeit kleine Knochenſtückchen ab, welche ihn für Wochen zum Liegen verdammten, und eine letzte, wenn auch unbedeutende Attacke hatte er wenige Monate vor ſeinem Tode auf der Reiſe in Kiſſingen durchzumachen.

Natürlich war nach der Operation für die erſte Zeit nicht an ernſte Studien zu denken, ſondern der Patient ſuchte ſich mit Spielen die Zeit ſo gut als möglich zu ver-

treiben. Während er bis dahin ohne nähere Bekannte war, da die Familie in Mainz abſichtlich zurückgezogen lebte und nur mit der Familie eines Kriegscommiſſärs von der Mark Umgang hatte, gewann er durch die Beſchäftigungen auf ſeinem Krankenlager den erſten Freund fürs Leben, Ludwig Lindenſchmitt, welcher noch heute in Mainz als Conſervator des dortigen Muſeums lebt und ſich ſehr hervorragende Verdienſte um die deutſche antiquariſche Forſchung erworben hat. Beide Knaben hatten ein groſses Talent zum Zeichnen und waren ſehr geſchickt in Herſtellung von allerlei Spielzeug, und ſo theilte ſich denn ihre Zeit und Neigung zwiſchen der Anfertigung von ganzen Kiſten griechiſcher und trojaniſcher Streiter, mit welchen die Scenen aus Odyſſee und Ilias aufgeführt wurden, und der von Püppchen, mit welchen ſie die ebenfalls ſelbſt gefertigten Burgen, Wälder, Kerker u. ſ. w. bevölkerten. Trotz der Krankheit war doch die Zeit, in welcher der Patient ſich ſo ganz in ſeine Phantaſien verſenken konnte und durfte, eine glückliche für ihn. Die Freundſchaft mit Ludwig Lindenſchmitt wurde von Tag zu Tag enger und in einem Tagebuchfragment erzählt Henle, wie er beſeligt an des Freundes Bruſt geruht, in Gedichten beſingt er das ideale, ihn beglückende Verhältniſs.

Doch war es hohe Zeit, daſs er der Sentimentalität und Ueberſpanntheit, welche ſich durch ſein Alleinſein bei ihm ausgebildet hatten, wieder entriſſen wurde und im Zuſammenſein mit gleichalterigen Kameraden ſeine urſprüngliche friſche Kindlichkeit wiedergewann. Als er erſt auf Krücken gehen konnte, wurde er in die Schule geſchickt, und zwar trat er noch im Jahre 1821

in die Tertia des Mainzer Gymnaſiums ein. Bevor dies geſchah, hielten es die Eltern an der Zeit, den lange geplanten Uebertritt zur chriſtlichen Kirche auszuführen. An einem ſtillen Herbſtabend vollzog Pfarrer Nonnweiler, eine ſehr ſympathiſche und echt prieſterliche Perſönlichkeit, die Taufe an der freudig erregten und dabei tief ergriffenen Familie. Es iſt merkwürdig und charakteriſtiſch, daſs ſich die Eltern über ihren Eintritt in die chriſtliche Kirche mit ihren beiden älteſten Kindern, welche im zwölften und elften Lebensjahre ſtanden, offen beſprachen und ihnen die Entſcheidung überlieſsen, ob ſie katholiſch oder proteſtantiſch werden wollten. Sie muſsten in wohl motivirten Schreiben ihren Entſchluſs ausſprechen und entſchieden ſich ohne Schwanken für das evangeliſche Bekenntniſs. Es iſt ſehr ſchade, daſs die beiden gewiſs intereſſanten Elaborate verloren gegangen ſind. Wie in dieſem ſo wichtigen und für das ganze Leben ausſchlaggebenden Punkte, ſo räumten die Eltern auch in anderen Dingen ihren Kindern einen wunderbar groſsen Einfluſs auf das ganze Familienleben ein, und behandelten ſie ſchon ſehr früh als gleichſtehende, ich möchte ſagen, mündige Perſonen. Es ſeien hierfür nur zwei Beiſpiele erzählt. Als der zur Romantik geneigte Sohn, angeregt durch die künſtleriſche Thätigkeit des Lindenſchmitt'ſchen Hauſes, ſich viel mit der Kunſt des Mittelalters und der Renaiſſance beſchäftigte, ſollte auch das ganze Elternhaus im Innern den Anſtrich jener biderben, einfach züchtigen und frommen Zeit bekommen, ſollte mit einem Wort »ſtilvoll« werden. Die Eltern wurden veranlaſst, Morgens und Abends eine fromme Vorleſung zu halten, an der auch die

Dienſtboten theilnahmen, es ſollten Gewiſſenserforſchungen angeſtellt werden und dergl. Der geſunde Sinn der Familie liefs natürlich ſehr bald dieſe künſtlich aufgebauſchte Frömmigkeit wieder fallen.

Ein paar Jahre ſpäter, als die Kinder ſchon gröfser waren, genügte es dem künſtleriſch angehauchten Sohn der Familie nicht mehr, ſelbſt Bild zu ſtehen, ſondern es machte das in einem Laden ausgeſtellte Portrait eines ehrſamen Schloſſermeiſters mit nicht leicht zu verfehlender Phyſiognomie in Jacob ſogleich den Wunſch rege, von dem Maler deſſelben ein groſses Familienbild angefertigt zu ſehen, welches für ſpäte Generationen ein Andenken ſein ſollte. Die Eltern zögerten nicht, auf Wunſch der Kinder den Künſtler, oder beſſer Stümper ins Haus zu nehmen, wo er erſt lange Zeit lebte, aſs und trank, »um die Charaktere der Familienglieder zu ſtudiren«. Man erinnert ſich unwillkürlich an das bekannte Gedicht von B. A. Duncker:

»Mein Herr Maler, will er wohl
Uns abconterfeien?
Mich, den reichen Bauer Troll,
Und mein Weib Mareien?
u. ſ. w.«

Das Bild fiel denn auch ſo aus, daſs es keine Zierde, ſondern eine Schmach für das Haus wurde.

Die Kinder ſuchten am eifrigſten das Unheil, welches ſie angeſtiftet hatten, zu verbergen; ſpäter wollte Niemand das Conterfei haben und ſelbſt der Vorſchlag, daſs jeder ſich ſeinen Kopf herausſchneide und behalte, wurde verworfen. Das Bild fand ein unbekanntes und ruhmloſes Ende.

Es iſt ſchwer zu ſagen, ob die Eltern mit dieſem laiſſer aller bei ihren Kindern einen pädagogiſchen

Zweck verfolgten, oder ob ſie dieſelben wirklich für ſo ſehr frühreif hielten. Bei aller ſonſtigen Klarheit in den Zielen der Erziehung möchte ich doch faſt das letztere glauben und in dem Verhalten der Eltern eine Schwäche ſehen.

Nicht bei allen Kindern möchte es aber gerathen ſein, ihnen ſo viel Freiheit zu laſſen; das Lehrgeld, welches ſie zahlen müſſen, möchte manchmal ein gar zu hohes und den Reſultaten der Selbſterziehung gar wenig äquivalentes ſein.

Doch ich nehme nach dieſer Abſchweifung den Faden der Erzählung wieder auf. — Das Ereigniſs des Eintrittes in die chriſtliche Kirche, ſowie das überſtandene Krankenlager beeinflufsten nun auch die erſten Gedanken des leicht erregbaren Knaben an die Wahl des künftigen Berufes. Er ſchwankte in ſeiner Neigung zwiſchen der Medicin und der Theologie. Die Naturwiſſenſchaften wurden in der bei Kindern üblichen Weiſe gepflegt, es wurden Schmetterlinge und Käfer geſammelt, auch eine Mineralienſammlung, welche der Grofsvater einmal ſchenkte, verfehlte nicht, einen grofsen Eindruck zu machen. Jedoch wurden mit gleichem Eifer Siegel geſammelt und es würden zweifellos auch die Briefmarken an die Reihe gekommen ſein, wenn dieſelben damals ſchon erfunden geweſen wären. Die Theologie ſpielte eine weit gröfsere Rolle als die Medicin, und ein Arrangement gelegentlich eines elterlichen Geburtstages, welches ſich ſonſt ſtets in heiteren, ſelbſt komiſchen Sphären bewegte, gab Veranlaſſung zur Ausführung eines kirchlichen Aktes. »Wir hatten das Zimmer — ſo ſchreibt Frau Mathieu —, in welchem der Flügel ſtand, mög-

lichſt kirchlich hergerichtet, eine Kanzel darin aufgebaut und nach dem Frühſtück wurden die Eltern mit aller Feierlichkeit in die Kirche geführt, ich intonirte bei ihrem Eintritt auf dem Flügel einen Choral, die Geſangbücher dazu lagen auf ihren Sitzen aufgeſchlagen, es wurde wacker geſungen, darauf erſchien unſer Bruder in, auf ſehr einfache Weiſe hergeſtelltem prieſterlichem Ornat, beſtieg, die Bibel in der Hand, die Kanzel und hielt eine Predigt über den Text, »Ihr Kinder, liebet Eure Eltern in dem Herrn, denn dies iſt billig« in aller Form und wie ich glaube, nicht ſchlechter, als man ſie auch ſonſt oft von der Kanzel zu hören bekommt. Er hatte ſie ordentlich aufgeſchrieben und ausgearbeitet in verſchiedenen Abtheilungen, wie eine regelrechte Predigt gehalten werden muſs, ſprach ſie mit wunderbarem Ernſt und mit Würde und hatte dabei ein ſehr andächtiges und ergriffenes Publicum. Der ganze Gottesdienſt wurde bis zum Schluſs in aller Form durchgeführt und die kleine Gemeinde verlieſs tief gerührt die improviſirte Kirche, unſer Herr Paſtor zog ſein Ueberhemd wieder aus und die tolle kindliche Luſt trat raſch wieder an die Stelle des feierlichen Ernſtes.«

Die Luſt zum Predigerſtande erhielt ſich noch Jahre lang, bis gegen Ende der Schulzeit andere Gedanken die Oberhand bekamen.

Im Jahre 1824 überlegten es ſich die Eltern wieder von Neuem, ob nicht der durch Jacob's Erkrankung ſeiner Zeit vereitelte Umzug nach Coblenz doch noch auszuführen ſei; des Vaters Geſchäfte hatten ſich mehr und mehr nach der franzöſiſchen Grenze hingezogen, ſeine immer noch häufigen Reiſen richteten ſich meiſt

nach Coblenz ſelbſt, nach Trier und Luxemburg und beim Heranwachſen der Kinder wurde die häufige Abweſenheit des Vaters den beiden Eltern von Tag zu Tag drückender. Die Ueberſiedelung nach Coblenz ſchien vieles beſſern zu können, und wurde denn auch wirklich ins Werk geſetzt. Doch wurde beſchloſſen, Jacob vorläufig noch in Mainz zu belaſſen, da er eben zur Confirmation vorbereitet wurde. Dieſe Vorbereitung leitete der von der ganzen Familie ſo hoch verehrte Pfarrer Nonnweiler und dieſer ſollte auch die Confirmation ſelbſt vornehmen. Die Eltern, wie der Sohn, waren gleich glücklich, daſs letzterer im Hauſe ſeines geiſtlichen Lehrers ſelbſt Unterkommen finden konnte und trennten ſich daher für die kurze Zeit ohne Sorgen von einander. Während des Aufenthaltes des Confirmanden im Hauſe von Pfarrer Nonnweiler wuchs ſeine Anhänglichkeit an dieſen nur noch mehr und er nahm für alle Zukunft die angenehmſten Eindrücke aus dem kinderreichen Hauſe mit. Es machte ihm ſpäter vielen Kummer, daſs mehrere Söhne der Familie, mit welchen er beſonders befreundet war, in ein frühes Grab ſanken.

Zur Confirmation ſelbſt kam die Familie von Coblenz herüber, logirte bei Nonnweiler's und brachte angeregte und vergnügte Tage in der alten Heimath zu. Im Uebrigen ging die Mainzer Zeit ohne weitere Ereigniſſe zu Ende.

Die Geſundheit Jacob's befeſtigte ſich mehr und mehr und er konnte nach Hauſe ſchreiben, daſs Dr. Leydig ihm einmal die Erlaubniſs ertheilt habe, zu Fuſse nach Wiesbaden zu gehen.

3. Coblenz.

Im Jahre 1824 folgte Jacob Henle den Seinen nach Coblenz und trat in das dortige Gymnaſium ein. Der Knabe wuchs allmälig zum Jüngling heran und machte in ſeiner geiſtigen Entwickelung die schönſten Fortſchritte. Wenn er auch allem Guten und Schönen regſtes Intereſſe entgegenbrachte und beſonders der Zeichenkunſt hold war, ſo ſtand doch nach wie vor die Muſik ſtrahlend im Mittelpunkte des Intereſſes. Der Staatsprocurator Anschütz, ein Muſikenthuſiaſt von genialer Veranlagung, benutzte die von ihm geleiteten Concerte des Muſikvereins, um den Coblenzern allerlei gute Muſik, oft ganz gegen ihren Willen, vorzuſetzen. Zum Programm gehörte regelmäſsig eine Beethoven'ſche Symphonie. Jacob Henle und ſeine Schweſter Marie waren ſo hingeriſſen von der herrlichen Muſik, daſs ſie ſich nach den Concerten ans Clavier ſetzten und ſich von den prägnanteſten Stellen aus die Sätze wieder zusammensetzten. Sie kamen auf dieſe Art weit eher zum detaillirten Genuſs der Beethoven'schen Meiſterwerke, als die Clavierauszüge im Handel zu haben waren.

Gegenüber von Henle's wohnte eine Familie, deren Kinder ebenfalls für Muſik ſchwärmten, die

Familie Zeiller, beſtehend aus einem verwittweten Vater, fünf Töchtern und zwei Söhnen. Beſonders die älteſte Tochter Nanni und die dritte Malchen, beide ſehr anmuthige Erſcheinungen, waren mit prachtvollen Stimmen ausgeſtattet. Die im Alter zwiſchen beiden ſtehende Thereſe unterſtützte jene mit einem guten Alt und der letzteren Bräutigam, Buchhändler Hölſcher, ſang und ſpielte mit den Mädchen um die Wette. Nachdem man ſich eine Weile über die Straſse hinüber gegenſeitig zugehört hatte, fühlte das junge Völkchen das Bedürfniſs, gemeinſam Muſik zu machen, es wurde Bekanntſchaft angeknüpft und bald Freundſchaft geſchloſſen, denn Marien's Clavierſpiel und Stimme waren dem Zeiller'ſchen Haus ebenſo willkommen, wie Jacob's muſikaliſche Sicherheit und ſein kräftiger Baſs, welcher ſich im Laufe der Jahre aus dem hohen Sopran des Knaben entwickelt hatte. Herrliche Stunden waren es, welche nun die beiden Häuſer zuſammen verlebten, und nicht allein die Muſik wurde gepflegt, ſondern es gingen von den Zeiller'ſchen Töchtern noch Anregungen aller Art aus, welche den leicht entzündlichen Henle'ſchen Geſchwiſtern zur Quelle reinſten Genuſſes wurden. Vater Zeiller war in der franzöſiſchen Zeit in Simmern in angeſehener Stellung bei der Verwaltung geweſen, war dann auf Wartegeld geſetzt und lebte nun in ziemlich knappen Verhältniſſen. Die Töchter wuſsten ſich aber mit Grazie darein zu ſchicken, kehrten ſich nicht an die koſtſpieligen und wechſelnden Moden, ſondern trugen ſich nach eigener Phantaſie, etwas künſtleriſch, und verſtanden es ſogar, in gewiſſer Weiſe Haus zu machen. Es ging dort ein und aus, wer höhere Inter-

eſſen hatte und man ſah Künſtler und junge Gelehrte bei ihnen verkehren. Die älteſte Schweſter Nanni war ſchon in völlig geſellſchaftsfähigem Alter, während Malchen ihren Jahren nach mehr zu den Henle'ſchen Geſchwiſtern paſste. Unter den jungen Gelehrten war beſonders einer, welcher ſehr viel ins Zeiller'ſche Haus kam und der älteſten der Schweſtern ſeine ſtille Huldigung widmete, ein Schuſtersſohn, Namens Müller. Er hatte es trotz der beſchränkteſten Mittel möglich gemacht, Medicin zu ſtudiren, hatte ſich eben in Bonn für Phyſiologie habilitirt und wartete nun auf beſſere Zeiten, um die von ihm geliebte Nanni Zeiller heimzuführen. Früher als man vermuthen konnte bekam der Name »Johannes Müller« einen gewaltigen Klang, die Studenten ſtrömten in Schaaren herbei und ſetzten ihn in Stand, mit der von ihm Geliebten, welche mittlerweile ſeine Braut geworden war, in Bonn einen eigenen Hausſtand zu gründen. Dies geſchah, als Jacob Henle im letzten Jahre ſeiner Gymnaſialzeit ſtand und als er mit ſeinem nachmaligen Lehrer ſchon wohl bekannt und vertraut geworden war. Im Anfang, als die Henle'ſchen Geſchwiſter in das Zeiller'ſche Haus gekommen waren, machte Müller auf ſie einen räthſelhaften und eigenthümlichen Eindruck. Seine ungewöhnlich hohe und breite Stirn, das meiſt verſchleierte, nur zuweilen blitzartig aufleuchtende Auge, ſeine groſse Schweigſamkeit bewirkten es, daſs ſie eher Scheu vor dem Gelehrten, wie Zuneigung zu ihm hatten.

Bei dem eifrigen Verkehr mit der Familie Zeiller war es nun kein Wunder, daſs Jacob Henle

bald eine erſte und deshalb auch heftige Leidenſchaft zum ſchönen und fangeskundigen Malchen erfaſste, welche auch diese nicht kalt lieſs; eine echte Gymnaſiaſtenliebe! Er beſang ſeine Geliebte in zahlreichen Gedichten, welche er Schweſter Marie vorlas; dieſe muſste als Vertraute die ſtillen Seufzer des Verliebten in treuer Bruſt bewahren. Um ſeine Auserwählte zu erfreuen, ſtahl der zu Allem fähige Liebhaber einmal ſeiner Mutter einen prächtig blühenden Levkojenſtock und überreichte ihn mit der verrätheriſchen Bitte, ihn doch nicht an das Fenſter nach der Straſse hin ſtellen zu wollen! Zur Belohnung für ſeine Aufmerkſamkeit brachte ihm ſchön Malchen zum Abendbrot einen Teller mit gebackenen Klöſsen, ſeinem Lieblingsgericht, herüber. So kindlich, wie das ganze Verhältniſs war, ſo brachte es doch glücklichſte Stunden und Tage, und wer ſelbſt einmal als Primaner geliebt hat, der weiſs es, welche ſelige und martervolle Stunden man dann durchlebt, und welch verderblichen Einfluſs die Liebe auf die Pflege der Mathematik und der alten Sprachen ausübt. Jacob hatte das Glück, einen Schulfreund — Mathieu — zu beſitzen, welcher ihn durch ſein Beiſpiel wenigſtens vor einer Vernachläſſigung der Studien bewahren konnte. Derſelbe war ein ſtiller, ſchüchterner und ungewandter Menſch, von peinlichſter Pflichttreue und befand ſich in dem Stadium, in welchem der Gymnaſiaſt das ſchönere Geſchlecht verachtet oder doch vor ihm flieht. Wenn er ſeinem Freunde einen Beſuch machen wollte, dann eilte er mit langen Schritten die Treppe hinauf, um nur keiner der Schweſtern zu begegnen und Niemand, er vielleicht am allerwenigſten,

dachte daran, dafs er einmal die älteſte derſelben freien würde. Auch er aber wurde in den Bann des ſchöngeiſtigen Kreiſes wenigſtens inſoweit hineingezogen, als er ſein Zimmer mit Hülfe des Freundes mit allerlei Nachbildungen von Werken claſſiſcher Künſtler wie Dürer, Holbein und Anderer decorirte, welche beſonders auf die umfangreiche Zimmerthür aufgenagelt wurden. Jacob erzählte davon dem angebeteten Malchen, welche darauf die Bemerkung hinwarf: »Das mufs ja ſehr hübſch ſein.« Der Ritter ohne Furcht und Tadel verſchwand alsogleich und erſchien nach einiger Zeit wieder keuchend mit der ausgehängten Thür auf dem Rücken, welche er einige Treppen hinunter und über die Straſse hatte transportiren müſſen, um ſie ſeinem Malchen zu zeigen. Die Begegnenden mögen wohl über die ſonderbare Laſt geſtaunt haben.

Die ſchöne Zeit der jungen Liebe erhielt einen jähen Abſchluſs durch die Verlobung Malchen's mit einem älteren Landwirth, für den unglücklichen Liebhaber um ſo ſchmerzlicher, als die Verbindung ganz augenſcheinlich eine Vernunftheirath war und auch der Angebeteten Ueberwindung koſtete.

So feurig die zahlreichen Gedichte waren, welche er bis dahin ſeiner Liebe geſungen hatte, ſo kreuzunglücklich werden ſie nun, wo ſein ganzes Lebensglück für immer zerſtört war, wie er natürlich annahm.

So ſingt er:

An den Sommer.

Alle meine Fröhlichkeit
Haſt Du, Sommer, mir genommen,
Nur zu Gram und ſchwerem Leid
Biſt Du mir gekommen.

Soll ich mich der Schwalben freu'n
Die zu uns zurückgezogen?
Ach, ein ſchön'res Vögelein
Iſt mir ja entflogen!

Flöte nur, Du Nachtigal,
In dem Buſche Deine Lieder!
Einer ſüſsern Stimme Schall
Hör' ich niemals wieder!

Magſt Du, milde Frühlingsluft,
Blüthen über mich ergieſsen!
Lieblicher als Blüthenduft
War der Hauch der Süſsen.

Magſt Du, klares Himmelsblau,
Dich in Regenwolken kleiden!
Auch ihr Auge ſchwamm in Thau,
Da wir muſsten ſcheiden.

Was ſoll mir der grüne Hain,
Den ich nicht mit ihr durchſchreite?
Kann ich mich der Wieſen freu'n
Geht ſie nicht zur Seite?

Alle meine Fröhlichkeit
Haſt Du Sommer mir genommen.
O Du harte Sommerszeit
Wärſt Du nie gekommen!

Zuletzt ſchlieſst er den Cyclus ſeiner Liebeslieder mit folgenden Verſen ab:

An meine Lieder.

Dem Feuer weih' ich Dich, mein Lied,
Das ich in froher Zeit geſungen habe;
Mit jedem Funken, der verglüht,
Geht eine ſüſse Hoffnung mir zu Grabe.

So loderte mein Herz in hellen Flammen
Zu Dir, Du haſt's verſchmäht — da brach's zusammen.
Wann, ach wann kömmt die erſehnte Zeit,
Die, wie die Aſche, feinen Staub zerſtreut?

Es blieb beim guten Vorſatz, die Lieder wurden nicht verbrannt; und ich glaube, wenn es mit dem Verbrennen wirklich Ernſt geweſen wäre, dann würde er die Gedichte einfach ins Feuer geworfen haben, ohne erſt noch ſeine Abſicht in gebundener Rede demſelben Papier anzuvertrauen, auf welchem die zu vernichtenden Verſe ſtanden.

Es wäre freilich ſehr falſch, wollte man daraus den Schluſs ziehen, daſs es dem Verliebten nicht ſehr ernſt und heilig um ſeine Gefühle geweſen wäre. Ganz im Gegentheil! Er war ſo aufgelöſt in Schmerz, daſs er es nicht über ſich gewinnen konnte, den Tag, an welchem Malchen Hochzeit machte, in Coblenz zu verleben. Derſelbe fiel glücklicherweiſe in die Ferien und die Eltern gaben bereitwillig die Erlaubniſs zu einer Reiſe nach Mainz, um den alten Freund Ludwig Lindenſchmitt zu beſuchen. Er ſchreibt von dort an ſeine Schweſter und Vertraute:

»Lieb Mariechen!

Wenn ich jetzt hier ſitze und ſchreibe, ſo ſchmückſt Du Dich zu dem Feſte, das Euch um des lieben Malchen's Tiſch zum letztenmal vereinigen ſoll; wäre ich da! Wie muſs ſie ſchön ſein als Wirthin. Grüſse ſie vielmal von mir! Mir iſt gar ruhig ums Herz in dem lieben, alten Stübchen, unter den befreundeten Bildern und Waffen, an dem gewohnten Tische auf dem breiten Stuhl, der noch nach meinem Freunde oder nach Dir zu verlangen

ſcheint. Morgens kommt mein lieber K. und lieſt mir vor, Nachmittags mache ich Beſuche, Abends ſitzen wir alle im Haus um den runden Tiſch und ſchwätzen, bildern und leſen.

Der kleine Adolf ſitzt mir auf dem Schooſse, Wilhelm's treuer Fridl liegt mir zu Füſsen, ich bin ſo allein, Alles ſo ſtill, wie es in einem Jahre vielleicht auf lange um mich ſein wird [1]). Lindenſchmitt und alle Bekannte bitten Dich ſehr, zu kommen. Es gefällt Dir gewiſs unter den lieben, freundlichen Alten. Ich laſſe Dich allerlei Bekanntſchaften machen.

Mehr mündlich. Grüſse das liebe Malchen vieltauſendmal.

Dein liebender Bruder
Jacob.

Wenn auch die idylliſche, tiefſten äuſseren und inneren Frieden athmende Stimmung des Briefes etwas gemacht erſcheint, ſo läſst doch der Schluſs erkennen, daſs die Sonne durch die Wolken ſcheint und daſs der Schalk wieder durchbricht. Er vermeidet, wie gewöhnlich zu ſchreiben: Dein Dich liebender Bruder, ſondern ſagt nur Dein liebender. Auch die Zeilen, in welchen er den Eltern ſeine Ankunft in Mainz mittheilt, ſind in heiterem Ton geſchrieben. Er hatte es verſäumt, gleich nach ſeinem Eintreffen zu ſchreiben, berichtet erſt am nächſten Tage von demſelben und ſetzt über ſeinen Brief das Datum: »Geſtern d. 4. October 1826«, ein Späſschen, mit welchem natürlich

---

[1]) Wenn er ganz aus dem Elternhauſe ſcheidet, um die Univerſität zu beziehen.

der guten Eltern eventuelle Verſtimmung über die Verſäumniſs ſogleich beſeitigt war.

Das letzte Jahr der Schulzeit verfloſs in ruhiger Arbeit, das einzige Ereigniſs von gröſserer Bedeutung für die Familie war, daſs Vater Henle ein ſchönes groſses Haus kaufte, in welchem von nun an die Familie wohnte. Er übernahm mit demſelben den Vertrieb der Wiesbadener Mineralwäſſer und gab ſein bisheriges Geſchäft ganz auf. Sein Leben wurde dadurch weit ruhiger und bequemer, die finanziellen Verhältniſſe blieben aber dafür nicht auf ihrer alten Höhe und gingen ſogar in der Folge, als er durch ſein Vertrauen auf unredliche Geſchäftsfreunde gröſsere Summen verlor, recht erheblich zurück, wovon ſpäter noch die Rede ſein wird.

Im November 1827 bezog ſodann unſer Held als angehender Muſenſohn die Alma mater Fridericia-Guilelmia-Rhenana zu Bonn.

4. Bonn I.

Die Berufswahl war für Jacob Henle keine ganz leichte gewesen; er hatte sich mit den Gedanken an seine Zukunft augenscheinlich schon in seiner ganzen Coblenzer Zeit beschäftigt und auch mit seinem Freund Lindenschmitt, welcher nun auf der Münchener Kunst-Akademie unter Cornelius studirte, darüber correspondirt, da er dessen Urtheil sehr hoch hielt. Dieser schlägt ihm vor: »1) Entweder Du widmest Dich ganz dem wissenschaftlichen Treiben des Mittelalters, studirst altteutsche Sprache, gehst dann nach Göttingen, vorzüglich aber nach Breslau, wo Du von der Hagen's und Büsching's Vorlesungen hörst und studirst, suchst die persönliche Bekanntschaft dieser zwei herrlichen Männer, die Dir dann, als wahrhaft für die vaterländische Sache begeistert, den ganzen Schatz ihrer herrlichen Kenntnisse ohne Hehl mittheilen. Hast Du nun so die Sache tief und gründlich studirt und sie Dir zu eigen gemacht, so wird es Dir leicht sein, sie als Professor auf einer Universität zu lehren, oder als Bibliothekar in einer grosen Stadt angestellt zu werden. Da giebt es noch so viel herrliches Alte herauszugeben, anderem noch Unentdeckten nachzuforschen, zu vergleichen etc., dass Du

ein weites Feld vor Dir haſt. Dazu haſt Du ſchriftſtelleriſches und dichteriſches Talent (obſchon Du letzteres bis dato noch zu nichts Geſcheitem benutzt und ausgebildet haſt) und ſolche Männer braucht eben die deutſche Litteratur. —

Oder 2) Du haſt keine Luſt, Dich der Sache ganz zu widmen. So ſuche Dir vorerſt einen guten Platz, das heiſst ſtudire Jus (nichts anderes in dem Fall). Wenn Du dann ein gutes Einkommen haſt, ſo kannſt Du für Dein Vergnügen die Sache bloſs für Dich treiben ohne Anſtrengung recht gemüthlich und ruhig.«

Henle hat jedenfalls dieſen Vorſchlägen ſeines Freundes aufmerkſamſtes Gehör geliehen und es iſt keine Frage, daſs er eine Zeit lang geneigt war, ſich der deutſchen Litteratur zu widmen. Auch die theologiſchen Neigungen ſpielten, wie ſchon erwähnt, noch bis in die ſpäteren Gymnaſialzeiten hinein. Die Rechtswiſſenſchaft hat er nach Lindenſchmitt's Brief ebenfalls in den Kreis ſeiner Erwägungen gezogen, nur hat er merkwürdiger Weiſe niemals den Wunſch gehabt, ſich ganz der Muſik zu widmen. Erſt kurz vor ſeinem Abgang zur Univerſität entſchied er ſich definitiv für die Medicin, zweifellos beeinfluſst durch die nahe Bekanntſchaft mit Johannes Müller.

Ende October machte er ſich mit ſeinen Coblenzer Freunden und Conabiturienten, Mathieu und Buret [1]), auf den Weg, und kam am 25. October 1827 in Bonn an. Er bezog mit erſterem eine gemeinſame Wohnung und ſchrieb am folgenden Tage nach Hauſe:

---

[1]) Derſelbe ſtudirte, wie Mathieu, Jura, und ſtarb früh.

»Ich bin geſtern ſchon um drei Uhr hier angekommen und habe eine wunderhübſche Fahrt gemacht. Mein Logis iſt ſehr anmuthig gelegen, mit der Ausſicht auf das Univerſitätsgebäude, in deſſen Säle ich aus unſerem Fenſter ſpringen kann, fünfzig Schritte vom Markt, fünfzig vom Thore, fünfundzwanzig von unſerem Wirthshaus. Wir bewohnen ein Zimmer nicht von den gröſsten, aber doch ſo geräumig, daſs unter einem Kanapee, ſechs Stühlen, zwei Büchergeſtellen, zwei Tiſchen, zwei Kommoden, einem Ofen und drei Koffern noch etwas Platz für uns bleibt. Unſer Schlafzimmer dagegen iſt freilich ſo eng, daſs, wenn wir beide zu gleicher Zeit ins Bett ſteigen wollten, wir übel mit einander in Colliſion geriethen.«

Die neuen Eindrücke nehmen ihn ſo vollſtändig hin, daſs er gar keine Zeit hat, ſich in Gedanken an die alte Heimath zu verſenken und er kann nach ein paar Tagen an ſeine Schweſter Marie ſchreiben: »Iſt es nicht wunderbar, liebes Kind, daſs ich bei dem ſchlechten Wetter, dem Mangel an Beſchäftigung noch nicht das geringſte Heimweh verſpüre? Sehr oft, ja immer möchte ich unter Euch ſein, aber noch nie hat mich dieſer Wunſch ſo tief ergriffen, daſs ich gerührt, traurig, nur übellaunig geweſen wäre. Ihr werdet doch auch ſo vernünftig ſein und vergeſſen, daſs Euch ein lieber Sohn und Bruder fehlt.« — Ganz ſo leicht hatte ſich die Familie nicht in die durch Jacob's Weggang ſo veränderten Verhältniſſe gefunden, und Frau Mathieu berichtet: »Der erſte Mittag, nachdem der Bruder des Morgens abgereiſt war, iſt mir noch ſehr lebhaft in Erinnerung. Still und ſchweigend ſetzten wir uns Alle zu Tiſch, ſtill

theilte die Mutter die Suppe aus, jeder ergriff ſeinen Löffel und keiner hatte eigentlich Luſt zu eſſen. — Da ſah ich, wie unſerer guten Mutter ein paar groſse Thränen die Wangen herunter rollten, dies war ein Signal für mich, auch meinem gepreſsten Herzen Luft zu machen, und nun gab's eine allgemeine Heulerei. — Nach dieſer Exploſion war die Luft gereinigt, das Eſſen rutſchte, hie und da erſchien auch wieder ein Lächeln und wir machten uns klar, daſs der Bruder uns ja nicht geſtorben ſei, wenn wir uns auch nicht verhehlen konnten, daſs er ſo ganz, wie bisher, dem Elternhauſe und den Geſchwiſtern nie mehr angehören werde und von nun an nur noch als Gaſt in demſelben weilen würde.«

Auch der junge Student muſste noch dem Schmerz über ſeinen Abſchied aus dem Elternhauſe ſeinen Tribut entrichten, doch geſchah dies erſt am Beginn des zweiten Semeſters, wo ihm die Univerſitätsverhältniſſe nichts Neues mehr waren und er ſich von Freund Mathieu getrennt hatte, um eine Wohnung für ſich allein zu beziehen. Er ſchreibt da am 7. Mai 1828: »Endlich, theuerſte Eltern und Schweſtern, kann ich Euch ſagen, daſs ich wohl hier angekommen und glücklich eingerichtet bin. Geſtern Abend hätte ich Euch nicht ſchreiben dürfen; ich glaube, ich hätte nicht ohne Thränen geſchloſſen, und der Brief hätte gewiſs ausgeſehen, als wenn ihn die Wehmuth ſelbſt dictirt hätte. Es war der erſte Abend, den ich ganz allein in fremdem Hauſe zubrachte. Meine Freunde waren fortgegangen, nur ich war bei meinem trüben Lichte in einer trüberen Stimmung zurückgeblieben und kämpfte gegen meine Thränen. Es iſt glücklich

überſtanden und meine Augen haben ſich rein erhalten und männlich geſiegt.« Von da ab hatte ſich der Student ganz an die nunmehrigen Verhältniſſe gewöhnt und kein Anfall von weicher Stimmung iſt mehr zu bemerken.

Die Immatriculation erfolgte am 27. October 1827 durch den damaligen Rector, den Theologen Nitzſch, am 13. November trug er ſich beim Decan Harleſs (Pathologe) in das Album der Facultät ein und war damit akademiſcher Bürger geworden. Als erſt die Vorleſungen begonnen hatten, nahm ihn ſein Studium bald ganz gefangen und er ſchreibt ſchon am 11. November nach Hauſe: »Ich habe wirklich eine ſolch ungemeſſene Freude an dieſem Studium, daſs ich gar nicht begreifen kann, wie mich mein guter Geiſt ſo lange ſchwanken lieſs, ehe er mich auf den rechten Weg brachte. Was anderen an meinem Studium trocken erſcheint, z. B. die nöthige, gründliche und faſt kleinliche Betrachtung aller Knochen und Muskeln, das erfüllt mich mit Erſtaunen und froher Bewunderung durch ſeine auſserordentliche, bis in die kleinſten Theile zu verfolgende Zweckmäſsigkeit. Ich kenne keine ſchönere Nahrung für die Fantaſie, als mir das ſchöne Gebäude des menſchlichen Körpers in Gedanken aus den einzelnen Knochen und Muskeln, die ich genau kennen lernte, zuſammenzuſetzen. Ich werde etwas Vernünftiges lernen, ganz gewiſs, ich werde kein Stümper bleiben.« — Nun, dieſe Ahnung hat ihn wahrlich nicht betrogen!

Ein paar Wochen ſpäter heiſst es: »Ich finde meine höchſte Aufheiterung an meinem herrlichen Studium. Ich kann es Euch nicht oft genug ſagen,

mit welcher Liebe ich zur Arbeit gehe. Glaubt nur nicht, dafs der Eifer je erkalten werde. Es ift nicht der Reiz der Neuheit, nicht eitle Neugierde, die mir die Befchäftigung fo angenehm macht, fondern allein der unüberfehbare Reichthum der Wiffenfchaft und die unergründliche Weisheit aller Anordnungen des Körpers in der Natur. Jeder Schritt, den ich vorwärts thue, führt mir eine Folge von Entdeckungen zu, die zwar der Welt nichts frommen, weil fie jeder machen kann, mir aber dennoch viel Freude gewähren.«

Sein Lehrer der Anatomie, Weber, war auch fogleich auf ihn aufmerkfam geworden und liefs den jungen Mann auf feinem eigenen Zimmer arbeiten. Das erfte Präparat hatte er gründlich zerfchnitten, und war von Weber gezankt worden. Er klagt aus Anlafs diefes Ereigniffes zwar recht über feine manuelle Ungefchicklichkeit, läfst fich von ihr aber nicht abfchrecken und befiegt fie auch vollftändig. Noch bei feinem 50jährigen Doctorjubiläum hob er in einer Tifchrede hervor, dafs ihm das Technifche feiner Wiffenfchaft nicht leicht geworden wäre und fagte in feiner Befcheidenheit, dafs er wohl ein gutes Theil der ihm gewordenen Erfolge feiner Ungefchicklichkeit zu danken habe; denn er fei durch diefelbe ftets gezwungen gewefen, die Dinge weit langfamer und gründlicher zu bearbeiten, wie andere, denen es leichter von der Hand ginge. Schlagfertig und in witziger Form replicirte ihm Rudolf von Ihering, er habe fchon recht viele ungefchickte Leute gefehen, aber keiner unter ihnen fei ein Henle gewefen, es möchte doch vielleicht zur Ungefchicklichkeit noch ein

gewiſſes Etwas hinzugekommen ſein, was des Jubilars Berühmtheit erkläre.

Daſs Johannes Müller des Studenten erſte wiſſenſchaftliche Schritte genau beaufſichtigte und lenkte, bedarf keiner Erwähnung, dies verſteht ſich bei dem Verhältniſs beider zu einander von ſelbſt. Schon im zweiten Semeſter zeichnet denn auch Henle ein anatomiſches Werk Müller's (deſſen groſses Drüſenwerk) zu des Lehrers gröſster Zufriedenheit und auch ſpäter finden wir ihn ſtets in deſſen Laboratorium thätig. Daſs er ſchon in ſeinen erſten Semeſtern eigene Gedanken über anatomiſche und physiologiſche Dinge hatte und das im Colleg Gehörte ſofort ſelbſtſtändig und kritiſch verarbeitete, beweiſen zahlreiche Bemerkungen in einem Tagebuchfragment aus jener Zeit. So ſagt er z. B. einmal (26. Juni 1829): »Der Gedanke an eine vergleichende Anatomie, welche in Müller's Syſtem die verſchiedenen Formen und Einzelheiten erklärte, ergriff mich ſehr lebhaft. Es iſt gewiſs das höchſte Verdienſt der vergleichenden Anatomie, eine raiſonnirende, ſpecielle Anatomie zu ſein, welche alle Formen von ihrer einfachſten Bildung an fortſchreitend in der Thierreihe nachwieſe, jede in irgend einem Thier fixirte Stufe erklärte und zugleich keine Kurioſität unbeachtet lieſse. Es lieſsen ſich dazu ſchöne Zeichnungen machen.«

Auch die Phyſiologie der Sinnesorgane beſchäftigt ihn mehrfach und es finden ſich bereits Bemerkungen, welche lebhaft an die Gedanken erinnern, welche nachmals ſein Colleg über Anthropologie ſo berühmt gemacht haben.

Johannes Müller und Frau Nanny waren natürlich auch die erſten, welche Henle nach ſeiner Ankunft in Bonn aufſuchte. Sie führten da eine recht knappe Wirthſchaft, denn er hatte bei ſeiner Verheirathung keine Mittel und ſie brachte ihrem Manne, wie ſie ſcherzend behauptete, nichts zu, als ihr Liederbüchlein; doch liefs ſich das junge Paar dadurch die Laune nicht verderben und war heiter und guter Dinge, ſo daſs ſich der berühmte und zu Aemtern und Würden emporgeſtiegene Geheimrath noch ſpät mit gröſstem Vergnügen jener mehr wie einfachen Zeit erinnerte. Schon am zweiten Tage war der neu angekommene Student dort zu Tiſche und muſste von allen Coblenzer Verwandten und Bekannten erzählen. Von da ab finden wir ihn als einen ſehr häufigen und gern geſehenen Gaſt im Müller'ſchen Hauſe, wohin ihn nicht allein das lebhafte Intereſſe für die Wiſſenſchaft und ihren bedeutenden Vertreter zog, ſondern auch die Freude an der Muſik. Denn dieſe wurde von Frau Nanny nach wie vor eifrig gepflegt und nach Allem, was man hört, muſs ihre Stimme wirklich wundervoll geweſen ſein, auch wird die warme und groſsartige Auffaſſung deſſen, was ſie ſang, ſehr gerühmt, ſo daſs es für den muſikaliſch ſo begabten jungen Mann ein hoher Genuſs war, ſie zu begleiten und mit ihr Duette zu ſingen. Johannes Müller ſelbſt betheiligte ſich nicht activ an der Ausübung der Muſik; er war zu Hauſe meiſt ſehr ſchweigſam und in ſich gekehrt, doch ſchien es immerhin, als habe er auch ſeine Freude am Reich der Töne, namentlich an dem Geſange ſeiner Frau.

Im Uebrigen war der neugebackene Studio äufserſt ſolide, und wenn es auch damals viel mehr wie heute auf den Univerſitäten Sitte war, dafs die Studirenden zu Hauſe ihr Abendbrot einnahmen und dann mit ein paar Freunden auf dem Zimmer ein Glas Wein oder Bier tranken, ſo iſt es doch bemerkenswerth, dafs er erſt am 11. November, das heifst, mehr als vierzehn Tage nach ſeiner Ankunft in Bonn, zum erſten Male in der Kneipe war, und zwar, wie er ſchreibt, in der ſolideſten des Ortes. Er giebt auch dem Glauben Ausdruck, dafs er niemals Freude am Suitifiren haben werde. Mit dieſem Glauben hatte er ſich allerdings gründlich geirrt, und ſchon zehn Tage ſpäter, am 21. November, berichtet er nach Hauſe: »So iſt es denn endlich mit mir zum Durchbruch gekommen. Montag Morgens, halb ein Uhr, begab ich mich in weifser Halsbinde und Vatermördern, weifsen Handſchuhen, ſchwarzen Hoſen, Weſte und geborgtem Frack in die Wohnung des Herrn Profeſſors Haſſe, im Begriff, eine Staatsviſite zu machen. Zu unſer beider Glück traf ich ihn nicht zu Hauſe, gab aber eine Karte ab, wovon Ihr hierbei das Schema ſeht. Seit meiner Confirmation war mein Innerſtes nicht ſo in Bewegung geweſen, als an jenem Tage, wo ich mich zum Bürger der eleganten Welt weihen ſollte; nun habe ich wenigſtens die Schwelle des Heiligthums betreten, wenn ich auch genöthigt war, einen ganzen Schwall von Wetter- und Geſundheitsneuigkeiten, die ich bereits im Inneren entwickelt hatte, zurückzudrängen und für beſſere Gelegenheit zu bewahren.« Er präſentirte ſich auch beim Anatomen Weber, dem Juriſten Pugge, dem Theo-

logen Auguſti und anderen Profeſſoren, nahm Tanzſtunde, ſpäter auch Reitſtunde, abonnirte im Theater, kurz, er ſteuerte mit vollen Segeln in die Geſellſchaft. Daſs unter ſolchen Umſtänden der Bedarf an Geld kein geringer war, verſteht ſich von ſelbſt und die Rufe nach dieſem ſo geſuchten Artikel wiederholen ſich in zahlloſen Varianten faſt in jedem Briefe, wie auch ebenſo oft die Bitten um einen Mainzer Schinken oder eine Wurſt wiederkehren, was für den Appetit des Muſenſohnes ein ebenſo vollgültiges wie anerkennenswerthes Zeugniſs ablegt. Die Art, wie er ſeine Wünſche vorzutragen wuſste, war eine ſo amüſante und liebenswürdige, daſs die ohnehin zu Allem bereiten Eltern gewiſs niemals gezögert haben, zu ſchicken, was der geliebte Sohn verlangte. Um nur ein Beiſpiel anzuführen, welches unſerer nüchternen und geſchäftsmäſsigen Jugend ſehr zur Lectüre und Nachachtung empfohlen ſei, ſo ſchreibt er einmal: »Sie iſt dahin, theuerſte Eltern und Geſchwiſter, die ſo lange treu und redlich bei mir ausgeharrt, die mit einer Uneigennützigkeit, wie ſie nie auf Erden erfunden ward, ſich ſelbſt Alles entzog, um mich zu vergnügen, ohne die geringſte Hoffnung auf Erſatz; die in einſamen Abendſtunden mich erheiterte, an deren Seite ich, bei einer Flaſche Wein, manche Stunde verträumte, dies einzige Weſen, welches mir das ſchale Leben etwas pikant machte. Am 19. Januar gab ihr mein Freund Haſſe mit dem furchtbaren Ausruf des Franz Moor: »Satan, willſt Du ewig leben?« den Tod. Sie war ſo friſch und blühend, wie für die Ewigkeit gebaut; ſo robuſt und ſtark, ſo rein und edel, alle Bonner Jünglinge hatten ihr ihre

Zuneigung geſchenkt. Jetzt verlaſſen ſie mich, da ſie nicht mehr den kleinen Kreis belebt und würzt. Nur Du, theure Mutter, kannſt mir den entſetzlichen Verluſt durch eine neue Wurſt oder einen Schinken erſetzen.«

Ein Nothſchrei nach Geld, der ein andermal abgeſandt wird, klingt energiſcher; er lautet: »Geld! Geld! Geld! Ich habe gar nichts mehr und bei meinem Freund Mathieu zehn Thaler Schulden. Geld! Allein an Collegiengeldern habe ich ſechsundvierzig Thaler bezahlt, viel für Bücher und zwanzig Thaler in die Haushaltung. Geld! Sonſt geht es mir gut, nur Geld! Geld! Geld!

Sonntags war ich Mittags bei Müller, der immer freundlicher und zutraulicher wird. Er hat mir viel guten Rath gegeben. Ich war bis am Abend da. Profeſſor Pugge mit ſeiner achttägigen Frau, einem ſehr lieben Weibchen mit einer netten Stimme, kam den Nachmittag und lud mich zu ſich ein. Aber Geld! Geld! — Geſtern Abend war ich denn auch bei Pugge, wo ich mehrere elegante Studios antraf und des Profeſſors Schwiegereltern, Haſſe mit Frau — Haſſe iſt einer der angeſehenſten Juriſten hier —. Mit der Frau vom Hauſe ſang ich die holde Gattin, manche Lieder und blieb da bis halb elf recht munter und vergnügt. Den Sohn des Prof. Haſſe, einen jungen Mann in meinem Alter, Fuchs und Juriſt, habe ich kennen gelernt. Ich glaube, wir werden Freunde werden — Geld! Geld!

Ihr ſeht, daſs ich hier in dulci jubilo leben würde, wenn ich Geld hätte, aber Geld! Geld nur bald! Obſchon ich ſo um Geld ſchreie, muſs ich auch noch obendrein um etwas Anderes ſchreiben. Meinen

Mantel kann ich wirklich hier nicht brauchen, wenn ich Euch deſſen verſichere, ſo traut Ihr meiner Solidität zu, daſs ich recht habe. Ich brauchte acht Ellen und einen Bärenpelz. Wenn Ihr mir dies ſchickt, ſo laſst mir auch noch ein Paar Schuhe, meinen Kalender, den ich liegen liefs, ein Paar Pfund Zucker (für den Abendthee) und womöglich einen hübſchen Mainzer Schinken mitkommen. Vor Allem aber Geld!! Schickt zu Lieutenant Reich, ich ſchriebe ihm bald, ſowie ich ihm ein Urtheil über die hieſigen Angelegenheiten mittheilen könnte. Ich bäte ihn, mir durch Euch Biot's Experimentalphyſik, die 4 Bände, zukommen zu laſſen. Das nächſte Mal ſchreibe ich Euch über die Collegia. Geld! Geld! Geld! Tuch! Bärenpelz! Kalender! Biot's Phyſik! Schinken! Zucker! Geld! Geld! Geld! Geld! Geld! Schinken! Geld! Tuch! Geld! Bärenpelz! Geld! Kalender! Geld! Phyſik! Geld! Zucker! Geld! Euer ewig Euch liebender Jacob!« Alles kam in gewünſchter Weiſe an. Es dauerte nicht lange, bis der in einfachen Verhältniſſen erzogene, noch etwas ſchüchterne und linkiſche junge Mann im high life der Univerſität mitten inne ſtand! Der erſte Verſuch war noch etwas zaghaft. »Kannſt Du Dir, mein liebes Herz — ſo fragt er ſeine Schweſter — den kleinen Jacob in Frack und Cravatte, eine Theeſchale zierlich in den Fingern haltend, allein unter ſieben Damen, ſich mit ſeinen Nachbarinnen höchſt artig von den hieſigen und Coblenzer Bällen unterhaltend — kannſt Du Dir Deinen ſteifen Bruder ſo vorſtellen, ſo ſiehſt Du mich, wie ich vorgeſtern Abend bei Prof. Treber agirte und figurirte. Ganz wohl war mir nicht dabei, ſo lange ſonſt kein

männliches Weſen im Zimmer war; doch konnte ich mich ſchon ſo gut faſſen, daſs ich ohne zu ſtolpern der Frau vom Hauſe mein Compliment machte und ohne was zu zerbrechen oder fallen zu laſſen, meine zwei Taſſen in freier Luft hinunterſchlürfte.« Der ſchon vorhin erwähnte Mangel an manueller Geſchicklichkeit lieſs ihn ſo ſehr für ſein geſellſchaftliches Debüt fürchten. Ganz ſo gut, wie dieſes erſte Mal, ſollte es auch nicht immer gehen. Ein ander Mal ſtand er mit der Taſſe, den Kuchen auf deren Rand gelegt, in eifriger Unterhaltung vor der Dame des Hauſes. Der Kuchen fiel, und beim Verſuch, ihn aufzuheben, folgte der Löffel. Anſtatt nun in hülfloſe Verlegenheit zu gerathen, fragte er die Wirthin, ob ſie geſtatte, daſs er nun auch noch die Taſſe dazu ſtelle, und hatte damit die Lacher auf ſeiner Seite. Bald wurde die Gewandtheit immer gröſser und er konnte von den ſchönen Bällen berichten, welche er mitgemacht hatte. Nur einmal paſſirte ihm, nicht durch eigene Schuld, ſondern durch die ſchwarze Tücke eines Commilitonen, ein ſtarkes Malheur. Zu einem Ball bei Biſchoff, dem Profeſſor der Chemie, hatte er ſich trefflich ausſtaffirt durch einen Hut, welchen er beim erſten, eine Cravatte, welche er beim zweiten Freund borgte, ein dritter lieferte den Vatermörder, ein vierter die Weſte. Da ſchlechtes Wetter war, wollte er ſich ſeine tadelloſe Chauſſüre nicht verderben, ſondern beſtieg den Rücken eines kräftigen Genoſſen, welcher ihn durch das Dunkel der Nacht vor die Thür des Feſthauſes tragen ſollte. Derſelbe lieſs aber ſeine Laſt nicht im rechten Moment los, ſondern ſprengte in kurzem Galopp unter die gaffende

Menge und zwiſchen die Equipagen, welchen eben die geputzten Damen entſtiegen. Noch in ſpäten Jahren erzählte er mit komiſchem Schauder von dem draſtiſchen Eindruck, welchen Roſs und Reiter gemacht hatten.

Man kennt den zaghaften jungen Mann von früher gar nicht mehr, wenn er ſchon nach Jahresfriſt an ein halbes Dutzend junge Damen, ſeine Tänzerinnen beim Neujahrsball in Coblenz, Grüſse aufträgt. »Grüſse Arnold's Luischen und Minchen recht ſehr, Chriſtinchen auch etwas, Nannchen Haan nicht arg, Hartung's Trautchen bedeutend, die Engelchen ſehr innig, von der Marks etwas kalt, die Françoiſe gelegentlich und Weigelt's würde ich auch gerne grüſsen laſſen, wenn ich nicht ſo entſetzlich blöde wäre.«

Ein gewiſſer Höhepunkt im Familienverkehr wurde durch einen vierzehntägigen Beſuch erreicht, welchen Schweſter Marie im Sommer 1828 bei Müller's machte. Frau Nanni ſuchte es dem jungen Mädchen ſo angenehm wie möglich zu machen, der Bruder präſentirte ſie in den Häuſern, in welchen er eingeführt war, und kam durch ſeine Schweſter wieder mit neuen Kreiſen in Berührung. Beſonders war es Johanna Mockel, die ſpätere Frau Kinkel, mit welcher Marie Henle näher bekannt wurde. Sie war weder hübſch noch graziös, was ſchon ihr Spitzname unter den Studenten, »Mockel's Hannes«, beweiſt. Sie hatte etwas von einer Virago an ſich und regierte in ihrem Elternhauſe, deſſen einziges Kind ſie war, unumſchränkt. Das durch und durch Geniale ihrer Art und ihr ganz beſonders verſtänd-

niſsvolles Clavierſpiel zog die Henle'ſchen Geſchwiſter zu ihr hin.

Die Geſellſchaften in Bonn waren natürlich für das junge Mädchen ſehr intereſſant, obgleich ſich Frau Nanni Müller nicht ganz glücklich mit ihrem Rath bezüglich der Toilette erwieſen hatte. Am erſten Abend bei Profeſſor und Conſiſtorialrath Auguſti erſchienen beide Damen im Hauskleide und fanden eine glänzende Geſellſchaft zum thé danſant verſammelt. Bei der nächſten Einladung, zu Haſſe, machten ſie ihre Sünde durch feſtliche Toilette wieder gut und trafen den Hausherrn in einem ſpärlich erleuchteten Zimmer leidend hinter einem Bettſchirm liegend, mit dem Wunſche, nur bei der Muſik, welche ſeine Familie mit den beiden Damen machen ſollte, zuzuhören. Für den folgenden Tag hatten die beiden Geſchwiſter eine Einladung aufs Land, zu Forſtheim's, einer befreundeten Familie, welche in Mehlem, ein paar Stunden von Bonn, ein ſchönes Gut bewohnte, und es wurde verabredet, daſs der Bruder ſeine Schweſter bei Müller's zur rechten Zeit mit einem Wagen abholen ſollte. Von der Fahrt ſelbſt erzählt Marie: »Das Vehikel, womit er am Vormittag bei uns angefahren kam, gefiel mir gar nicht und der ſehr gemein ausſehende Kutſcher noch weniger. Ich hätte gerne Forſtheim's, die ſchöne eigene Equipage hatten, auch etwas imponirt, aber da war nichts zu machen, es war die höchſte Zeit zum Einſteigen und keine Zeit mehr — was ich ſonſt gerne gethan hätte — den Kutſcher noch einmal nach Hauſe zu ſchicken, damit er ſich anſtändiger und ſonntäglicher coſtümire und wenn auch keine Livree, denn die hätte zu dem armſeligen Halb-

chaischen mit dem ausgemergelten Gäulchen ſchlecht gepaſst, doch ſtatt des ordinären blauen Kittels einen anſtändigen Rock und ſtatt des fürchterlich lächerlichen roth und gelb geblümten Kattunhalstuches ein ſchwarz und weiſses umbände. — Ich verhehlte meine Unzufriedenheit auch gar nicht im Weiterfahren und machte mir nichts daraus, ob er es höre, was mein ängſtlicher Bruder vermeiden zu wollen ſchien. — Als nun auch das Pferd ſich ſehr ſtörriſch zeigte, alle Augenblicke ſtehen blieb und trotz aller Schläge nicht vom Fleck oder allenfalls in den Graben nebenhin wollte, brach mein Zorn los, ich erklärte, der Menſch verſtehe offenbar nichts vom Fahren, und ich wolle mich ihm nicht ferner anvertrauen, ſondern ausſteigen. Er hatte bis dahin ſtillſchweigend und wie taub Alles über ſich ergehen laſſen, aber als ich Miene machte, der letzten Drohung die That folgen zu laſſen, drehte er ſich ein wenig um, um mir beruhigend zuzureden, hob das Kinn dabei etwas aus dem dick umgebundenen Halstuch und das reizende Geſicht unſeres Freundes Buret grinſte mich zu meiner Ueberraſchung unter der häſslichen Kutſcherkappe an. — Zunächſt gab's ein unauslöſchliches Gelächter, dann einen kleinen Schrecken, ob ich in der Unterhaltung mit dem Bruder auch nichts geſprochen hatte, was nicht für das Ohr eines ſehr ſcharf hörenden und ſehr ſcharf urtheilenden Studioſus, ſondern mehr für einen halb tauben Kutſcher, wofür mein Bruder den Kerl ausgegeben hatte, berechnet war. Dann lieſs ich mich über die Gefahrloſigkeit der Launen unſeres Studentenpferdes beruhigen, das wirklich nun, nachdem wir aus dem Bereich der bekannten Wirthshäuſer waren, ſeinen

Weg ganz vernünftig verfolgte, und amüſirte mich ſehr daran, daſs, als wir in Mehlem bei unſeren Freunden abgeſetzt waren und unſer Kutſcher nach dem Dorfwirthshauſe fahren wollte, um ſich dort zu demaskiren, bis zum Abend, wo er uns wieder abholen wollte, Herr Forſtheim ihm ganz gnädig ſagte: er könne ausſpannen, nur ruhig dableiben und bei ſeinen Leuten in der Küche mit zu Mittag eſſen. — Da ſich mittlerweile ſchon ein nettes Kammerjüngferchen hatte ſehen laſſen, und aus der Küche ſehr einladende Düfte ausſtrömten, lieſs er ſich's nicht zweimal ſagen, obwohl er nun erſt, nach ordentlichem Kutſcherbrauch, ſein Pferd beſorgen und füttern muſste. Wir brachten den Tag ſehr angenehm dort zu, fuhren den Nachmittag nach Godesberg, wo er nun auch ſeine Rolle durchführen muſste und erſt als wir in ſicherer Entfernung waren und von der Familie Forſtheim nicht mehr beobachtet werden konnten, fing er an, uns vorzurennomiren, von dem Glück, das er in der Küche gemacht und wie Köchin und Jungfer ſich in zarten Aufmerkſamkeiten für ihn überboten. Zum Beweis der Wahrheit zog er aus allen Taſchen gute Biſschen, die ihm die eine und die andere zugeſteckt hatten und ſo muſsten wir auch an die zärtlichen Fuſstritte und Händedrücke glauben. Auch ſollten wir uns nicht einbilden, daſs wir ſo guten Wein bekommen hätten wie er, und damit zog er auch noch ein Fläſchchen vom Allerbeſten aus der Taſche. — Arme Herrſchaft! — Der Böſewicht aber wurde ſpäter entlarvt und von dem Forſtheim'ſchen Kutſcher auf dem Wege ins Colleg mit der Mappe unter dem Arme wieder erkannt. — Sein Herr aber, ſtatt den Spaſs übel zu

nehmen, hatte ſeine Freude daran und kam ſpäter nie nach Coblenz zum Beſuch, ohne darauf zurückzukommen, und herzlich darüber zu lachen.«

Auch noch andere, ähnliche Streiche wurden von Henle und ſeinen Freunden ausgeführt; ſo erſchienen ſie, er, Mathieu und Buret, z. B. einmal Faſtnachts maskirt in Coblenz und foppten alle Bekannte weidlich, ſo daſs man wohl ſagen kann, unſer Held hatte ſowohl den feineren wie den derberen ſtudentiſchen Ton vollkommen gefunden.

Sehen wir uns nun noch nach ſeinen ſtudentiſchen Bekanntſchaften um, ſo hatte er zwar ſeine alten Freunde Mathieu und Buret, wie aus dem eben Erzählten hervorgeht, nicht vergeſſen, dazu aber noch neue gewonnen.

In einem der oben wiedergegebenen Briefe erzählt unſer Student, daſs er glaube, er würde mit Guſtav Haſſe, dem Sohn des Juriſten, befreundet werden; er hatte ſich darin nicht getäuſcht. Bald traten ſich beide ſo nahe, daſs er aufs Höchſte beglückt über das ſchöne Verhältniſs nach Hauſe ſchreibt und ſchon zu Weihnachten 1827 Haſſe und den dritten im Bunde, Schornbaum, mit ins Elternhaus bringt[1]), wo die drei Studenten mit den Henle'ſchen Schweſtern und den Coblenzer Freunden herrliche Wochen verleben. Die beiden Buſenfreunde — mit Schornbaum war er nie ganz ſo nahe getreten — arbeiteten ſich aber raſch in einen ſolchen Enthuſiasmus und eine ſolche Exclu-

---

[1]) Haſſe, ein sehr begabter junger Mann, ſtarb früh; er wurde eines Morgens, als er ſich eben in Bonn als Docent habilitirt hatte, ohne vorhergehende Krankheit todt im Bette gefunden. Schornbaum wurde nachmals Staatsprocurator.

ſivität hinein, daſs ſie Eiferſuchtsſcenen aufführten, wenn ein dritter ſich nur zu nahen wagte. Dies war ja natürlich kein geſundes Verhältniſs, ſondern trug den Keim des Zerfalles ſchon in ſich, und als Henle ſich im Frühling 1828 der Burſchenſchaft näherte, war es mit Haſſe zu Ende. Die Freundſchaft dauerte formell noch fort, wurde aber immer kühler. In einem Brief, welchen Haſſe an ſeinen während der Ferien im Elternhauſe befindlichen Freund richtet, ſagt er ihm derb die Wahrheit: Er ſei ſich in ſchlechter Geſellſchaft wohl auch zuweilen ganz vergnüglich vorgekommen und habe mit den Wölfen geheult, doch habe ſo etwas ſtets einen ſehr bitteren Geſchmack zurückgelaſſen und die wüſten Melodien des Abends zuvor ſeien ihm am Morgen unerträglich geweſen: »ob Dir auch ſo ein Morgen kommen wird, weiſs ich nicht«. Der ſchon ſehr entſchiedene Anhänger der Burſchenſchaft wird dieſe Worte zweifellos ſehr philiſtrös gefunden haben, wenn er ſie nicht am Ende mit einem noch ſchlimmeren Prädicat bezeichnet hat. Es iſt ſchade, daſs er nicht auf ſie hörte, es wäre ihm viel Unangenehmes erſpart geblieben. Allerdings wäre es ſehr wunderbar geweſen, wenn Henle nicht Gefallen an der Burſchenſchaft gefunden hätte, dazu hätte ſein Verkehr mit dem Lindenſchmitt'ſchen Hauſe in Mainz nicht ſo intim ſein müſſen. Jedenfalls war ſein Freund Ludwig Lindenſchmitt durchglüht von Begeiſterung für Teutſchland (mit dem T) und es wurde oben ſchon erwähnt, daſs die jungen Leute mündlich und brieflich in die damals etwas unklare Begeiſterung für deutſches, biderbes und treues Weſen einſtimmten. So ermahnt ihn einmal ſein Freund: »Laſs uns nicht mehr unſrer

vorherigen bloſen Teutſchthümelei, ſondern wahrem teutſchen Sinn, nämlich: Offenheit, Geradheit und Wahrhaftigkeit nachſtreben.« Beide junge Leute quälen ſich damit, daſs ſie ihren finſtern Lügengeiſt ablegen, daſs ſie ihre Eltern verſöhnen müſsten, daſs ſie nicht treu genug ihre Pflicht gethan hätten und dergl. mehr; und doch war es den Eltern gar nicht eingefallen, an ihren offenen und guten Jungen etwas auszuſetzen. Bei jenem Beſuch von Coblenz aus in Mainz, durch welchen Jacob Henle, wie erzählt, der Hochzeit von Malchen Zeiller ausgewichen war, wirkte der Aufenthalt im Lindenſchmitt'ſchen Hauſe ſo ſehr, daſs er auf der Heimfahrt den Rhein herab, welche er mit ſeiner Schweſter Marie zuſammen machte, die ebenfalls zu kürzerem Aufenthalt herüber gekommen war, dieſer einen Vortrag darüber hielt, daſs die teutſchen Frauen und Jungfrauen ebenfalls an der künftigen Geſtaltung des Vaterlandes mit zu bauen hätten. »Ich gelobte feierlich«, ſo ſchreibt ſie ſpäter, »bei dem Rauſchen unſeres deutſchen Stromes, was an mir liege, dazu beizutragen, und jedenfalls meine Söhne zu guten deutſchen Patrioten zu erziehen.« Wie unſchuldig waren doch die damals als ſtaatsgefährlich verſchrieenen Ideen!

Um nun aber wieder zu unſerem Muſenſohne zurückzukehren, ſo trat derſelbe alſo wirklich im zweiten Studienſemeſter zur Burſchenſchaft in nähere Beziehung, wurde aber erſt im October 1829 in die ſpecielle Renoncenſchaft aufgenommen. Es dauerte dann aber gar nicht lange, bis der Nimbus derſelben verflogen war und er anfing, ſich über die Ausbeutung zu ärgern, welcher die beſſer ſituirten Mitglieder ſeitens der übrigen

ausgefetzt waren. Sein Tabaksbeutel war immer im Umfehen leer, auch die Cigarren fanden zahlreiche Liebhaber, Bier, Wein, Kaffee mufste aufgefahren werden und die zahlreichen Bitten um Schinken und Wurft fprechen oft genug von dem Beifall, welchen diefe Producte teutfchen Gewerbfleifses bei feinen Freunden fanden. Er nahm fich daher vor, mit Schlufs des Semefters Bonn zu verlaffen, um fo dem Treiben, welches ihm nicht mehr zufagte, zu entgehen.

Von allen Burfchenfchaftsfreundfchaften hat, wie es fcheint, nur eine einzige fürs Leben ausgehalten, die mit dem Afchaffenburger Helfreich, welcher nachmals Gerichtspräfident in feiner Vaterftadt war.

Bevor der Winter zu Ende ging, hatte er jedoch dem Gebrauche gemäfs, noch einige Paukereien abzumachen, und zwar verzeichnet er in feinem Tagebuche drei Menfuren: mit Hartmann, Rinteln und Preen. Einmal hatte er Glück, zweimal Unglück. Aber auch die glückliche Menfur, bei welcher er unverletzt geblieben war, follte nicht ganz ohne Schaden für ihn abgehen, und er erzählte fpäter oft fehr amüfant, wie er, im Gefühl feines Sieges, mit gefpreizten Beinen daftehend, ftolz die Spitze feines Schlägers gefenkt und fich dabei durch den Fufs geftochen habe. Die letzte Menfur war ihm ganz befonders fchlecht bekommen. Er hatte einen ftarken Schmifs in die rechte Wange erhalten, und lag daran vierzehn Tage krank. Die Paukerei war am 10. März gewefen, die Ferien hatten begonnen und er wurde täglich zu Haufe erwartet. Freund Mathieu mufste zuerft Schwefter Marie einweihen und fie hatte wieder die Eltern vorzubereiten und auf fie verföhnend einzu-

wirken, dieſe aber, namentlich die Mutter, nahmen die Sache viel ſchwerer, als die Geſchwiſter gedacht hatten, und glaubten ihren Sohn, auf welchen ſie ſo viele Hoffnungen geſetzt, nunmehr gänzlich verloren. Der unglückliche Duellant konnte und wollte, als er endlich nach Hauſe gekommen war und das Entſetzen der ganzen Familie über ſein Ausſehen wahrnahm, in Coblenz nicht ausgehen, ſo daſs ſein Anblick in jedem Augenblick die Eltern wieder an ihren Schmerz erinnerte. Während der ganzen Ferien laſtete ein dumpfer Druck auf dem ſonſt ſo heiteren Hauſe und unſer Student wird, ganz im Gegenſatz zu ſonſt, diesmal froh geweſen ſein, als er die Heimath bei Beginn des neuen Semeſters verlaſſen und durch ſein Verſchwinden den Eltern den Grund ihres Schmerzes aus den Augen und damit auch allmälig aus dem Sinn bringen konnte.

5. Heidelberg.

Als unſer Student nach den Ferien nach Heidelberg überſiedelte und in einem Hauſe mit ſeinen Freunden Mathieu und Helfreich Wohnung bezog, da war er noch ſehr unter der Laſt des elterlichen Zornes niedergebeugt, denn nicht allein die Paukerei war zu Hauſe zur Sprache gekommen, auch ſein erheblicher Geldverbrauch und das manchmal etwas gar zu luſtige Leben war gründlich behandelt worden; dabei wurde er ſelbſt ja mit jedem Tage älter und vernünftiger und ſah ein, daſs viel Arbeit nöthig war, um das zu lernen, was er zu wiſſen ſich vorgenommen hatte. Er geht deshalb auch mit groſsem Eifer an die Arbeit: »Mathieu weckt uns jeden Morgen um vier bis fünf«, ſo ſchreibt er, »dann wird geoxt bis zum Frühſtück, welches wir um ſieben auf Helfreich's Zimmer einnehmen und durch eine noble franzöſiſche Unterhaltung pikant zu machen wiſſen. In die Morgenſtunden von ſieben bis halb eins fallen meine Collegia und dazwiſchen fällt die Stunde von neun bis zehn aus, welche ich zu einem Spaziergang oder zu einem zweiten Frühſtück oder zu einer Partie Billard benutze. — Nach Tiſch gehen wir ein Stündchen auf ein benachbartes Kafehaus, wo man für zwei Kreuzer ein Glas Bier hat und ſoviel Taback

rauchen kann, als man will« (Glückliche Zeit!). »Dann wird wieder gearbeitet. Den Abend haben wir noch jedesmal, durch das ſchöne Wetter begünſtigt, im Freien zugebracht!« Man ſieht, daſs die Mediciner im ſechſten Semeſter ſchon vor fünfzig Jahren tüchtig zu arbeiten hatten, wenn auch allerdings ein Vergleich mit der heutigen Arbeitslaſt kaum gezogen werden kann. Von ſeinen Lehrern: Nägeli, Chelius, Puchelt, Arnold und Tiedemann war er ſehr entzückt, wenn er auch die Mängel in der Methode und im dortigen Lehrkörper nicht verkennt. »Die Profeſſoren übertreffen an Fleiſs, Artigkeit und Zugänglichkeit meine kühnſten Erwartungen und alle, unter deren Scepter ich ſtehe, ſind in ihrem Fache ausgezeichnet. Indeſs habe ich durchaus keine Urſache, zu bereuen, daſs ich nicht früher hierher kam; denn ſo gut der praktiſche Theil beſetzt iſt, ſo ſchlecht ſind es die theoretiſchen und vorbereitenden Disciplinen. Ohne einen wiſſenſchaftlichen Grund zu legen, eilt hier alles aufs Prakticiren los, und die Folgen dieſes oberflächlichen, rein erfahrungsmäſsigen Treibens, ohne ſich um Grund und Urſache zu fragen, werden ſich nur zu bald melden, wenn einmal die leitende Hand des Lehrers fehlt. — Das handwerksmäſsige Receptſchreiben iſt gar nicht unſer höchſter Zweck, und was ein ſolcher Banauſe ſich erſt durch langjährige Erfahrung zu eigen macht, iſt bald nachgeholt, wenn man ſich bei Allem nach Urſache und Grund fragt. Auch iſt dies der einzige Weg, wodurch man dazu gelangt, etwas freies und ſelbſtſtändiges zu leiſten, und nicht blindlings dem folgen zu müſſen, was uns der Erſte Beſte von ſeinen Erfahrungen erzählt. Solche Prak-

tiker, denen es eben nur um Praxis zu thun iſt, können bei einigem Glück und ſavoir-faire zu einem anſtändigen Auskommen gelangen, ſie werden aber nie etwas ſchaffen in ihrer Wiſſenſchaft, und ich preiſe den nicht glücklich, der ſich damit begnügen kann.«

Dieſer für die damaligen Anſchauungen revolutionäre Gedankengang war kein flüchtig hingeworfenes Wort, was am nächſten Tage wieder vergeſſen war, ſondern entſprach der tiefinneren Ueberzeugung des jungen Mannes; ſtrenge Logik, Beſtimmtheit und Kühnheit der Gedanken ſind von nun an, wo er anfängt, ſein Fach zu überſehen, bald zu beherrſchen, ſtete Attribute des Gelehrten, denn ſo kann man faſt jetzt ſchon den Studenten nennen; und gerade dieſer Gedankengang bildet nachher das Fundament ſeiner ſo hoch berühmten und reformirenden »rationellen Pathologie«.

Mit dem gröſsten Eifer wird in den Kliniken prakticirt und er hat allerlei über ſeine erſten ärztlichen Verſuche nach Hauſe zu melden. »Leider war die erſte, die ich ins Grab kurirte, ein ſchönes blühendes zwanzigjähriges Mädchen, und die Magd eines meiner vertrauteſten Freunde. Sie verfiel auf die wahnſinnige Idee, das Nervenfieber zu bekommen und am neunten Tage, nachdem ſie mir anvertraut war, ſtand ich leider ſchon vor ihrer ſchönen Leiche. Vor einigen Tagen habe ich eine arme Bauerndirne mit zwölf Schröpfköpfen gemartert und zwar ſo, daſs ihr für einige Tage das Sitzen wohl vergangen ſein wird. Aber wie das thut, wenn man ſich Herr Doctor nennen hört!« Später heiſst es: »Meinen erſten Aderlaſs habe ich heute vor acht Tagen an einer Amalie verſucht, und obgleich

wegen der Fülle des runden Armes die Adern kaum zu ſehen waren, ohne alle üblen Zufälle glücklich vollendet. Geſchröpft habe ich bereits drei mal und ſo habe ich wenigſtens die Hoffnung, mich als Bader durchbringen zu können, wenn es mit der Medicin nicht mehr geht.«

Neben den kliniſchen Fächern wird aber auch die Anatomie, welcher ſchon ſein Herz gehörte, mit groſsem Eifer betrieben, er weiſs ſich thieriſche und menſchliche Präparate zu verſchaffen und arbeitet an denſelben, ſobald es ſeine Zeit geſtattet. Es hätte der Mahnungen Joh. Müller's in ſeinen überaus freundlichen Briefen nicht bedurft, um ihn ſeinem Lieblingsſtudium zu erhalten. »Vor vierzehn Tagen hatten wir das auſserordentliche Vergnügen«, ſchreibt ihm Müller, »mit den Ihrigen in Godesberg zuſammenzutreffen; Sie werden ſchon erfahren haben, wie luſtig wir geweſen ſind. Ich habe dort erfahren, daſs Sie jetzt practiciren, es ſollte mich recht freuen, wenn Sie es auch mit ganzer Liebe thun; denn nur dann könnte es ſich hernach auf eine zuverläſſige und entſcheidende Art zeigen, ob Sie ſpäter Ihre beſondere Vorliebe für die Naturwiſſenſchaften behalten und verfolgen werden. Treiben Sie doch mit ganzer Seele Anatomie im nächſten Winter! Daſs ich mich gerade dafür am meiſten intereſſire, daſs Sie ſpäter dieſe Dinge von ganzem Herzen wieder aufgreifen und fortführen, wiſſen Sie und ſind von dem herzlichſten Antheil an Ihrem ganzen Entwickelungsgange überzeugt.« Später ſchreibt er: »Ich freue mich ſehr, daſs Sie viel Anatomie treiben. Denn abgeſehen von Vielem anderen kann Jemand, der Talent zum Allgemeinen hat, nichts Beſſeres thun, als

ſich mit recht viel Concretem zu beſchäftigen. Sie werden ſich auf dieſe Art ausrüſten und daſs Sie für unſere Wiſſenſchaft noch recht viel leiſten ſollen, war immer meine Idee.« Daſs Müller ſeinem jungen Freunde ſchon ganz anders gegenüber ſtand, wie der Lehrerſonſt einem Studenten zu begegnen pflegt, erhellt aus ſeinen Briefen vielfach. Er ſpricht ihm von ſeinen Arbeiten, erzählt ihm, daſs er eben über die Bildungsgeſchichte des Netzes beim Menſchen, über die Augen von Würmern und Schnecken, über zweifelhafte und anomale Schlangen arbeite; er ſendet ihm Abzüge ſeiner Publicationen und theilt ihm freudig mit, daſs er endlich die lange vermiſste Fähigkeit erlangt habe, mehreren Gegenſtänden zugleich die Aufmerkſamkeit zuzuwenden.

Die emſige Arbeit liefs den Studenten nicht los und er hält deshalb in den groſsen Ferien ruhig bei ſeinen Büchern in Heidelberg aus. Es mag ihm der Entſchluſs, von Hauſe fern zu bleiben, dadurch erleichtert worden ſein, daſs ſeine Eltern noch immer nicht ganz ihren Groll verwunden hatten, welcher durch einige in Bonn hinterlaſſene Schulden, die im Laufe des Semeſters ruchbar geworden waren, noch einmal aufgeflammt war. Man darf aber nicht etwa glauben, daſs mit ſeiner Ueberſiedelung nach Heidelberg in Henle der flotte Studio ganz ertödtet worden ſei, dazu hatte er weder Neigung noch Anlage. Er erzählt den Seinen von den ausgeführten Kegelpartien, ſchwärmt von den herrlichen Opernaufführungen, welche er in Mannheim gehört und geſteht ſogar ſehr ehrlich, wenn er einmal der Flaſche eifriger zugeſprochen hatte, als gut war. Im Sommer 1830

wurde ferner eine ereignifsreiche »Spritztour« gemacht, deren ausführliche Befchreibung, welche er feinen Schweftern fchickte, hier Platz finden mag.

»Siebzehn Kreuzer«, rief der Heidelberger Thorwächter, und wifchte fich die letzten Spuren des Schlafes aus den Augen, die der Knall der Peitfche noch zurückgelaffen hatte, »fiebzehn Kreuzer, und wenn fie fogleich für zurück mitbezahlen wollen, das Doppelte.« — Das heifst vierunddreifsig, tönte eine tiefe Stimme aus der Ecke des Wagens, gegen die der grofsherzogliche Beamte fprach, und zugleich faßte die Hand, welche diefer Stimme angehörte, in die Tafche, welche fich an den, den Beinen der Stimme zugehörigen, weifsen, porzelleinenen Hofen befand, und zog einen himmelblau mit Weifs geftickten koftbaren Geldbeutel heraus, den der Jüngling mit feinen hellbraunen, fprechenden Augen betrachtete, und mit einem Blicke, in welchem Sorge, Sehnfucht und Freude wunderbar gemifcht waren, indefs um den, von einem fchwarzen Bärtchen kaum befchatteten Mund ein Lächeln der Erinnerung fpielte. »Hop«, rief der Caffier, denn dies Amt fchien er bei der kleinen Gefellfchaft zu verwalten, und von der Peitfche des einen feiner Reifegefährten getroffen, fchüttelte fich der muthige Renner vor dem Wagen, fchlug aus und zog feine füfse Laft mit ftolzen Schritten durch das Thor ins Freie.

»Nach diefem echt cooperifchen Eingang bin ich es meinen fchönen Leferinnen fchuldig, fie über die Perfonen, welche hier einige Seiten durch vor ihren Augen handeln follen, nicht länger in Ungewifsheit zu laffen. Sie haben in der Perfon des Caffiers gewifs ihren alten Bekannten, den jungen

Hahnemaier (er ſelbſt) freudig entdeckt und werden ſich nicht verwundern, wenn wir ihnen den Kutſcher als ſtud. Helfreich, und den dritten Reiſenden, einen ſchlanken, hübſchen, blonden Jungen, in deſſen blauen Augen die Unſchuld, auf deſſen rothen Wangen die Geſundheit und an deſſen zartem Kinn die Jugend ihren Wohnſitz aufgeſchlagen hatte, als den anderen gemeinſchaftlichen Freund Sträter [1]) bezeichnen.

»Nachdem wir unſere Helden bis ans Thor begleitet haben, laſſen wir nun den einen ihre Abenteuer ſelbſt erzählen.

»Von der Gegend, die wir am erſten Tage durchwanderten, brauche ich Euch zum Glück nichts zu ſagen. Daher von unſerer Reiſe nach Karlsruhe nur ſoviel, daſs es bald regnete, bald die Sonne ſchien, unſer Gaul bald uns, bald wir unſern Gaul zogen und daſs wir hungrig, wenngleich mit Ideen von Sparſamkeit erfüllt, in Karlsruhe ankamen. Bald zog ein artiges Gaſthäuschen am Anfang der langen Straſse, welche wir vor uns hatten, unſere Augen auf ſich, unſer Pferd nahm die Einladung, ſich mit dem goldenen Ochſen etwas genauer bekannt zu machen, willig an, und wir ſaſsen bald mit einer Flaſche Wein an einem Tiſch, auf welchem die Trümmer von Krebſen, Hähnen, Haſen etc. zerſtreut lagen, denen ſoeben ein Corps Officiere mit einem bedeutenden Verluſt die Wahlſtatt überlaſſen hatten. Ein wilder Schweinskopf ſchien uns faſt höhniſch mit ſeinen Zähnen anzufletſchen und ein Welſcher hob, im ſtolzen Triumph über unſere ſchmachtende Sparſamkeit ſein bekränztes

---

[1]) Später vielbeſchäftigter Arzt in Aachen.

Haupt hoch aus der Schüffel. Zugleich zog ein Heer plänkelnder Wohlgerüche an unfern Nafen vorüber und ein Kirfchkuchen, von 2 Melonen begleitet, erfchien als Herold und drang gebieterifch auf eine Schlacht. Wir hätten uns nun zuviel vergeben, wenn wir Ausflüchte gefucht hätten, wir verlangten alfo vom Wirth die nöthigen Schutz- und Trutzwaffen, der Feind zog in wohlgeordneter Schlachtordnung gegen uns heran; eine Colonne nach der anderen rückte ins Feuer, aber alle erlagen unferm lang verhaltenen Grimm und nach anderthalb Stunden war der Sieg erfochten. Dies ift die ewig denkwürdige Schlacht beim goldenen Ochfen. Zur Erinnerung an diefen Sieg haben die drei Alliirten dafelbft ein Monument errichtet: Auf einem Piedeftal von Brod erhebt fich in Form eines rothen Teufelchens eine ungeheure Krebsfcheere.

»Schon erwartete uns ein edler Menfchenfreund, der es fich zum grofsen Gewinn rechnete, uns mit den Sehenswürdigkeiten feiner Hauptftadt bekannt zu machen. Vielfach umherfchauend und vielfach befchaut (unfer Aeufseres war in der That etwas burfchikos), zogen wir nach der Bildergalerie, worin wir nicht gar viel Ausgezeichnetes fanden, in das Schlofs und auf deffen Thurm und in den Marftall. Auf dem Heimwege überrafchte uns der Regen, wir flüchteten unter die Hallen des Wachthaufes und wurden bald von einem Officier artig genug eingeladen, in die Stube zu treten, hier auch mit Bier bewirthet und von unferen neuen Bekannten auf ein Kafehaus gefchleppt, wo wir bis neun Uhr Billard fpielten [1]). Unfer Wirth

[1]) Ob ein folch' zwangloſer Ton auch heute noch von Officieren für möglich gehalten würde?

ſchlug uns Abends ebenfalls die Table d'hôte vor, aber als alte Demagogen und echt conſtitutionell Geſinnte verlangten wir nach der Karte, und würzten unſer Mahl durch eine geiſtreiche Unterhaltung mit den drei Wirthsbeſen, von denen die eine ſo ſpröde als ſchön, die zweite ſo ſchön als ſpröde, beides aber nur in ſehr geringem Maſse und die dritte eine recht artige Rheinpreuſsin war, die mich bald als Landsmann erkannte.

Nach gut verbrachter Nacht erreichten wir ohne beſondere Abenteuer am Sonntag Morgen Baden, alle drei die Hände wund vom Peitſchen; unter Regen zogen wir ein, unter Regen ſtrichen wir herum und als wir uns niederlegten, flogen immer noch dicke Tropfen praſſelnd gegen die Scheiben unſerer Kloſette. Wir logirten, badeten und tafelten in der Sonne. Nur Würger (Helfreich) hatte das Glück, eine Tiſchnachbarin zu beſitzen, die er gleich, da ſie nicht ſchön war, für ſehr gebildet und da ſie auch dies nicht war, für ſehr bornirt hielt. Nach Tiſch zogen wir nach dem Curhaus. Das Spiel gewährte uns nur kurze Unterhaltung, denn als wir den dazu aus der Reiſecaſſe beſtimmten Ducaten in ſicheren Händen wuſsten, verlieſsen wir beſchämt den Saal und zogen uns nach den Buden, wo wir gar Manches gern für den verlorenen Ducaten gekauft hätten. Des Abends ſahen wir ein ſchlechtes Luſtſpiel.

Das Plätſchern des Regens war das erſte, was uns, als wir erwachten, mit unerbittlicher Härte entgegentönte. Dennoch beſtand ich darauf, den Ausflug in das Murgthal, den wir uns vorgenommen hatten, nicht ganz aufzugeben und wenigſtens bis Gernsbach,

zwei Stunden von Baden, zu fahren, von wo aus wir, Sträter und ich, noch denſelben Tag nach Karlsruhe zurückzufahren dachten, indeſs Helfreich zu Fuſs nach Baden zurückkehren könnte, denn er wollte da eines kleinen Rheumatismus wegen ſich vierzehn Tage amüſiren. Wir ſpannten alſo, ohne Baden viel geſehen zu haben, um acht Uhr unſeren Wagen an, und ſtiegen, da es augenblicklich nicht regnete, zu Fuſs den prächtigen Waldweg hinauf, der in das Murgthal führt, zu unſeren Seiten himmelhohe Tannen, dazwiſchen mächtig ausgebreitete Eichbäume und durch die ſchlanken Stämme zeigte ſich oft an lichteren Stellen eine freundliche, weite Ausſicht gegen Baden zurück und auf der anderen Seite nach dem Rhein und den Vogeſen. Unſer Entzücken hatte den höchſten Gipfel, gleichzeitig mit unſeren Füſsen erreicht und von einem platten Felsſtück ſchauten wir über den dunklen Wald im Vordergrunde, durch den man hie und da den breiten Fahrweg ſich durchſchlängeln ſah, über eine Reihe maleriſch wie Couliſſen hinter einander hervorgeſchobene waldbewachſene Bergſpitzen, welche nur ein ſchmales Wieſenthälchen zwiſchen ſich lieſsen, hinüber nach dem höchſten Berge, der ſich von Raſtadt her ſenkte und an deſſen Abhang ſich Baden gar lieblich hinlehnte. In der Freude ſeines Herzens fühlte Helfreich das Bedürfniſs nach einem theilnehmenden Lebensgefährten ſehr, da er uns nur noch einige Stunden beſitzen ſollte, und nichts kam ihm daher erwünſchter, als ein junger Bauersmann, der ein niedliches Hühnerhündchen an einer Schnur daherführte und ſich bereit zeigte, es für zwölf Batzen uns zu überlaſſen. Der Handel war richtig, der Verkäufer vorüber, das Hündchen im

Wagen angebunden und wir eben im Begriff, ihm nachzufteigen, als es über den Schlag fprang, die Schnur, woran es fich fonft erhängt haben würde, zerrifs und in munteren Sprüngen den Berg hinab feinem alten Befitzer zueilte. Ich als der nächfte war gleich hinter ihm her, hielt es aber nur fo lange aus, um noch fehen zu können, wie der Verkäufer es packte und mit noch frifchen Kräften den Berg hinab lief. Ich wollte, als ich wieder beim Wagen ankam, die Skizze der Landfchaft, welche ich zuvor angefangen hatte, fchnell vollenden, fand aber meine Schreibtafel nicht mehr. Mit ihr war unfere ganze Reifecaffe verloren. Wir fuchten daher mit unbefchreiblicher Emfigkeit, zwei Bauern, ein Schacherjude und eine alte Frau, die des Weges kamen, halfen uns redlich und fo hatte ich nach einer halben Stunde das Glück, fie aus dem Grafe hervorgezogen zu fehen. Wir belohnten die Helfenden reichlich und hatten nun nichts eifriger zu thun, als die verfäumte Zeit nachzuholen, um noch vor Tifch Gernsbach zu erreichen. Der Himmel hatte es anders befchloffen. Wir fahen fchon das freundliche Städtchen in der Tiefe vor uns liegen, als wir bemerkten, dafs der Berg fich ziemlich jäh zu fenken fchien. Das Stück Weges, was wir vor uns fahen, war indefs nur fanft geneigt, meine Erinnerung, dafs uns der Weg ja unbekannt fei und fich plötzlich rafcher fenken könne, wurde zwar gehört und befchloffen, zu hemmen, aber fiehe, nach allem Streit fand fich, dafs wir keinen Hemmfchuh hatten. Wir überlegten indefs, dafs man uns hierauf in Baden gewifs aufmerkfam gemacht haben würde und fuhren getroft weiter. Wie ich erwartet hatte, gefchah's,

wir drehten um eine Ecke und ein Bergabhang, ſo ſteil, wie ich wenige noch geſehen, lag vor uns. Laſs uns ausſteigen, rief Sträter. Es geht nicht mehr, ſchrie Helfreich, und in dieſem Augenblicke fing das Pferd an, zu galoppiren, das erſte Mal, ſeit es uns fuhr, und in immer raſcheren Sätzen riſs es den Wagen pfeilſchnell den Berg herab. Das Hintergeſchirr riſs, die Deichſel kam dem Gaul auf die Hinterfüſse, in geſtrecktem Carrière rannte es mit dem Wagen gegen einen Baumſtamm, Würger flog durch die Erſchütterung vom Bock, ich faſste ihn beim Mantel, der aber blieb mir in der Hand. Ich hörte ihn

Indem ich nach einem neuen Bogen Papier ſuche, merke ich erſt, daſs ich mich in meinem Eifer zu einer Beſchreibung habe hinreiſsen laſſen, die Euch gewiſs ſehr wenig erquicklich iſt. Von dieſem Abenteuer daher nur noch ſoviel, daſs Sträter und ich uns nach einigen Secunden unverſehrt aus einem tiefen Kornacker hervorarbeiteten und noch ehe wir uns recht von unſerem Schwindel erholt hatten, beide in das unmäſsigſte Lachen ausbrachen; Helfreich kam auf uns zu. Er war in einen Düngerhaufen geſchleudert worden und die ganze Vorderſeite ſeines Körpers hatte ſich reichliche Souvenirs aus demſelben mitgenommen, beſonders aber war ſein Haar mit Halmen und Stroh reichlich durchwebt, ſo daſs es ihm wie ein Heiligenſchein den Kopf umgab. Als er uns ſo munter ſah, wandte er ſich und lief dem Roſs nach, welches mit den beiden Vorderrädern noch immer wie wahnſinnig den Berg herab rannte, Sträter blieb bei dem Wagen und ſammelte die zerſtreuten Effecten, indeſs ich mich nach der Gernsbacher Schmiede verfügte und nicht

ohne Noth mich durch den gaffenden Markt drängte; denn mein Ausſehen war auch nicht fürſtlich, namentlich waren von meinen Nankinhoſen nur noch einige wenige Spuren hängen geblieben. Der Schmied erzählte mir, als wir den Berg hinaufſtiegen, wie faſt jedes Jahr Wagen und Leute dieſen Berg herabſtürzten und ſchimpfte ſehr auf unſeren Badenſchen Wirth, der uns vor dieſer Paſſage nicht gewarnt hatte. Wie wir ſo mit heiler Haut davon kamen, war wirklich unbegreiflich, der Wagen war faſt in Trümmern, unſere Kleider zerriſſen und an uns konnten wir trotz alles Suchens keine Läſion bemerken. Wir halfen vielmehr rüſtig, den Wagen wieder auf die Straſse ſchroten und brachten ihn langſam zur Stadt, nachdem wir auf dieſem zweiſtündigen Weg fünf Stunden zugebracht hatten. Der Wagen wurde zwiſchen dem Schmied und Stellmacher vertheilt, das Geſchirr fiel dem Sattler zu und wir erfuhren bald, daſs vor vierundzwanzig Stunden an keine Abreiſe zu denken war. Daſs uns bei dem Gedanken an die Gefahr, welcher wir eben entronnen waren, dieſer Unfall nicht miſsmuthig machen konnte, werdet Ihr Euch leicht denken können, ſowie auch, daſs ich mit unerſchütterlichem Gleichmuth die Nachricht anhörte, wie mein köſtlicher Van Dyk's (Pfeifen-) Kopf in tauſend Stücke zerſplittert war. Ich dankte Gott nur, daſs die unſerigen noch ganz waren.

In Pantoffeln und geborgten Kleidern erſchienen wir an der Wirthstafel, wo wir natürlich der Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit waren. Wir muſsten erzählen und immer wieder erzählen, die Mädchen lauſchten neugierig an der Thüre und der Wirth hatte nichts Wichtigeres zu thun, als, ſobald er

abkommen konnte, unſere Schickſale den nächſten Nachbarn mitzutheilen. Ein Stündchen pflogen wir nach Tiſch eine geiſtreiche Unterhaltung mit einem alten Landchirurg und einem dreiundſiebzigjährigen Kreisphyſicus, welche, wie ich nachher erfuhr, ſo gütig waren, mich für ein Kirchenlicht zu halten. Ich hörte Manches von dieſen alten Hähnen, was mir recht wichtig ſein konnte, und freute mich daher, als ſie mir verſprachen, uns auch den Abend im Bock wieder aufzuſuchen. Sie gingen ihren Kranken nach und wir ſprangen nach dem Kafehauſe und beluſtigten uns am Billard. Kaum aber hatte die Sonne ihre erſten Strahlen, ſeit anderthalb Tagen durch das Gewölk geſandt, als wir in Begleitung eines alten Schreibers, der bei Tiſche mein Nachbar geweſen war, nach der nahen Burg Eberſtein ſtiegen, welche nicht mit Unrecht für eine der ſchönſten in Deutſchland gilt. Wenigſtens hat die Ausſicht von hier aus Alles, was in meiner Phantaſie noch von Nah-, Rhein-, Neckar-, Moſel-, Aar-, Lahn-, Main-, Nett- und Sieglandſchaften lebte, bei weitem überflügelt. Der Himmel war rein, die Bäume und Büſche noch vom Regen ſchwer, die nahen in tauſend Farben ſchillernd, die fernen dunkel und üppig; ſo weit nach beiden Seiten das Auge reicht, lehnt ſich Hügel an Hügel, alle ſo ſanft gehoben und bis zur Spitze oder nahe an dieſelbe mit Dörfern, Häuschen, Wieſen bedeckt, indeſs ein dichter Tannenwald, nur von einigen ſtarrenden Felſenmaſſen unterbrochen, die ganze Contour der Berge in ſanften Wellenlinien überzieht. Zwiſchen den Bergen rauſchte, auch in dieſer Höhe noch vernehmbar, die Murg mit ihren dunklen Wellen. Nur in der weiteſten Ferne ſenkte ſich plötzlich dieſe

Hügelreihe gegen eine unabſehbare Ebene hin, aus welcher an mehreren Stellen der Spiegel des Rheins, von den letzten Sonnenſtrahlen beglänzt, blendend und blinkend hervorſchimmerte. »Wie in der Schweiz«, ſagte Helfreich, und ich fing an, zu begreifen, was die Schweizer ſo an ihre Berge feſſelt. Ich konnte mich nicht ſatt ſehen, ich ſtand, vielleicht zum erſtenmal, ganz bezaubert von einer lebloſen Schönheit, wenn man ſie ſo nennen darf, und ſtünde vielleicht noch ſo da, wäre nicht ein altes Weib plötzlich wüthend in das Thurmzimmer geſtürzt, worin wir ſtanden, und hätte uns gar nicht auf die artigſte Weiſe hinausgehen heiſsen, weil ſie ſonſt zuſchlieſsen würde. Wir hatten ſie nämlich, da wir ohne Weiteres durch die offene Thür eingetreten waren, um ihr Trinkgeld geprellt. Mit einigen wohlgemeinten Ermahnungen zur Höflichkeit ſchieden wir von dieſer würdigen Matrone und ich flüſterte ihr noch an der Thür zu, daſs wir ſchon ſo frei geweſen wären, unſere Namen in das dort liegende Fremdenbuch einzutragen. So hatte auch in dies reine Vergnügen die Ironie des Lebens wieder ihren trübenden Tropfen gemiſcht.

Bis zum Abendeſſen tanzten wir und ſangen und nach demſelben war wieder groſser Ideenaustauſch mit den zwei anſäſſigen Doctoren.

Wir hatten uns ſchon auf Eberſtein vorgenommen, bei nur einigermaſsen erträglichem Wetter den folgenden Morgen einige Stunden in das reizende Thal hinauf zu wandern, in das damals unſere freudetrunkenen Blicke ſich verloren. Wir waren auch wirklich ſchon um fünf auf dem Wege nach dem drei Stunden von Gernsbach entfernten Forbach und um ein Uhr auf

einem kleinen Umwege wieder zu Haus angelangt. Der ganze Morgen war ein Schwelgen in Ausſichten von unbegreiflicher Mannigfaltigkeit und nie geahnter Schönheit. Oft ſtanden wir auf Punkten, von denen aus wir vor uns das lieblichſte, lachende Thal ſahen mit Dörfern und Wieſen von Bächen durchſchnitten, den Reichthum und Frohſinn der Bewohner zur Schau tragend, indeſs hinter uns ſich rieſige Felswände über die dunkeln Waſſer der Murg erhoben, mit wenigen nickenden Tannen beſetzt und wie zum Zufluchtsort der Verbrecher geſchaffen. Und ſo mit jeder Viertelſtunde die Gegend eine ganz andere und immer ſo ganz verflucht maleriſch, daſs man glauben muſste, durch die Bilderſäle des reichſten und geſchmackvollſten Kunſtkenners zu wandern, der nicht allein das Beſte auszuſuchen, ſondern dies auch ſo richtig zu ordnen wuſste, daſs die lange Reihe nicht ermüden kann.

Wir brachten nun nach Tiſche unſere Geldangelegenheiten in Ordnung und machten dabei die merkwürdige Entdeckung, daſs wir nicht mehr gar viel beſaſsen, dann empfahlen wir uns bei Helfreich und lieſsen uns von unſerem Freund Schreiber, welcher nach Raſtadt wollte, recht gern bis dahin begleiten. Er wurde dort ausgeſetzt und nun auf uns allein beſchränkt, fuhren wir, Sträter und ich, recht ſchnell, bequem und in der fröhlichſten Stimmung, begünſtigt von dem ſchönſten Wetter, nach Karlsruhe, wo wir um neun Uhr wieder bei unſerem goldenen Ochſen abſtiegen.

Wir erzählten hier unſere ausgeſtandenen Leiden von neuem, und Wirth und Wirthin, Kellner und

Kellnerin, Magd und Mägdin waren mit hohen Augenbrauen um uns verſammelt. Wir lieſsen bald die anderen abtreten und behielten uns nur die ſchöne Spröde und die Kreuzmacherin, die während des Eſſens ihr Rednertalent aufboten, uns zu unterhalten. Dabei freute es mich nicht wenig, zu ſehen, wie die erſte von beiden die Officiere in der Zucht hatte, ſo daſs einer derſelben ihr ſogar mit verächtlicher Artigkeit die nicht gar zarte Hand küſste. Wir brachen endlich auf, um zur Ruhe zu gehen und ſtanden noch einmal um den runden Tiſch, an dem der dicke Wirth und die Wirthin ihre Zeitung laſen. Wir wurden wieder munter, ſchwatzten, lachten und ich ſtritt zuletzt mit Luischen, ſo hieſs die kleine Spröde, wer von uns der gröſsere ſei. Ich behauptete, daſs ſie mir nur bis unter den Arm reiche; als ſie ſich nun aber ſo vor mich ſtellte, um ſich mit mir zu meſſen, kam ſie mir gar zu niedlich vor, ſtatt den Arm über ihr Lockenköpfchen zu ſtrecken, faſste ich ſie unter dem Kinn, hob dies ſanft empor und ehe ſie ſich deſſen verſah, hatte ich ihr in einer Stellung, die Du Dir nicht maleriſch genug denken kannſt, einen Kuſs auf die ſpröden Lippen gedrückt. Der dicke Wirth und ſeine runde Ehehälfte lachten, ſie ſelbſt aber wurde feuerroth und ſagte, das ſei ſie nicht gewohnt. »Das iſt mir deſto lieber«, erwiderte ich und wiederholte meinen Verſuch und diesmal glücklicher, denn ſie ſchien beſänftigt und wir ſchieden als ſo gute Freunde, daſs ich ihr verſprechen muſste, recht bald wieder zu kommen.

Wir benutzten die erſten Stunden des folgenden Morgens, um uns recht in den ſchönen Straſsen von

Karlsruhe umzuſehen, und ergötzten uns an den prächtigen Häuſern. Der botaniſche Garten und die katholiſche Kirche feſſelten uns etwas längere Zeit. Um elf Uhr ſaſsen wir nach einem guten Frühſtück und von einer Flaſche Nierſteiner erwärmt, wieder im Wagen. Der Regen liefs uns von der Rückfahrt wenig mehr genieſsen. Wir ſchwelgten in Erinnerungen an die nahe und nächſte Vergangenheit und bauten Pläne, die, ſo Gott will, nicht ganz und gar Luftſchlöſſer bleiben ſollen. Arm an Geld, reich an Erfahrung, kamen wir um neun Uhr in Heidelberg an.«

Schöne Zeit, in welcher noch ſolche Ausflüge möglich waren! Heute, wo man ſich auf die Eiſenbahn ſetzt, und ſich, in die Coupeecke gedrückt, in ein paar Stunden von Heidelberg mitten in den Schwarzwald verſetzen läſst, iſt die Poeſie des ſelbſt kutſchirten Studentenfuhrwerkes mit allen ſeinen zahlreichen Leiden und ſeinen noch zahlreicheren Freuden unwiederbringlich dahin. Beim Leſen der obenſtehenden Naturſchilderungen kann man Lindenſchmitt nur zuſtimmen, wenn er ſeinem Freunde dichteriſches Talent vindicirt und muſs bedauern, daſs unſer Held ſpäterhin ganz und gar verſäumt hat, daſſelbe zu pflegen. Man wende dagegen nicht ein, daſs ſich Anatomie und Poeſie ſchlecht mit einander vertrügen, hat doch Henle's berühmter Vorgänger in Göttingen, Haller, in ſeinem Gedicht, »Die Alpen«, ein Werk geſchaffen, welches ſeiner Zeit viel bewundert und was noch mehr ſagen will, auch ſehr viel geleſen wurde.

Auſser den ſchon genannten Freunden und Bekannten war noch Buret von Bonn nach Heidelberg übergeſiedelt, ohne daſs aber das alte Freundesver-

hältnifs auch dort lange vorgehalten hätte. Reichensperger (wahrfcheinlich Auguft), ein Bekannter von Bonn her, las Henle vor, wenn er des Abends wiffenfchaftliche Zeichnungen ausführte und endlich erzählt er: »An einen Dr. Cannftadt [1]), der fchon länger hier war, habe ich mich näher angefchloffen, er ift ein höchft gebildeter Mufikfreund und wohl unter den hiefigen Praktikanten der gefchickteffe. Ich habe feinem Umgang fchon manche fchöne Bereicherung zu danken.«

Obgleich Henle vorhatte, das volle Jahr in Heidelberg auszuhalten, ohne die Seinen wiederzufehen, liefs es ihn um die Weihnachtszeit doch nicht ruhig in der Fremde. Er fuhr nach Haufe und hatte es nicht zu bereuen; denn jetzt erft wurde die Verföhnung mit den erzürnt gewefenen Eltern eine vollkommene und beide Theile waren durch das Verfchwinden diefes Alpes gleich erleichtert. Zu Ende feines Heidelberger Aufenthaltes trat die Ueberlegung, welche Univerfität nun zu wählen fei, immer ernftlicher an unferen Studenten heran; doch konnte er nicht zum Entfchluffe kommen, ob Halle oder Würzburg vorzuziehen fei. Er hatte die gröfste Neigung, letztere Hochfchule aufzufuchen, um fo mehr, als er die Hoffnung hatte, dort wieder mit feinem Freunde Helfreich zufammenzutreffen, doch rieth ihm Müller, welchen er darum gefragt hatte, davon ab. So kamen die Ferien heran, ohne dafs ein Entfchlufs gefafst worden wäre; derfelbe wurde ihm zweifellos deshalb fo befonders fchwer, weil er fich noch kein rechtes Bild von feiner ferneren Zukunft gemacht

---

[1]) Der fpätere Herausgeber des Jahresberichtes.

hatte, wodurch ja ſeine Entſchlieſsungen ſogleich etwas völlig Zielbewuſstes hätten erhalten müſſen: »Ueber meine Zukunft iſt noch ſo wenig entſchieden als vordem«, ſo ſchreibt er. »Manches zieht mich zum praktiſchen Leben hin, und am meiſten die Stellung des Arztes, wenn er ſich Freunde zu machen und Vertrauen zu erregen weifs. Dagegen zieht mich gar manche Erkenntniſs an, die ich nur als Docent weiter verfolgen könnte und auf einem Katheder zu ſitzen, ein paar Dutzend gläubige Jünglinge mit offenen Mäulern und geſpitzten Federn vor ſich, bereit, jedes Wort als ein Orakel aufzuſchnappen und jeden ſchlechten Witz, woran ich es gewifs nicht wollte fehlen laſſen, ex officio zu belachen, das iſt wahrlich auch kein ſchlechtes Bild. Aber die Privatdocentenjahre! Die Jahre der Abhängigkeit und Hudelei! und dagegen auch die ſieben erſten mageren Jahre der Praxis! Kurz, ich bin und bleibe unentſchieden, und noch iſt es auch auf meine Arbeiten von keinem Einfluſs.«

Nun Bonn war nicht weit von Coblenz und ein Beſuch bei ſeinem alten Mentor Johannes Müller war um ſo mehr angebracht, als ihn dieſer in herzlichſter Weiſe zu ſich eingeladen hatte. Durch eine Reiſe, welche Müller nach Holland »in das Land der trockenen und der feinen Injection der Blutgefäſse«, wie er es nennt, gemacht hatte, verzögerte ſich der Beſuch bei ihm bis Ende der Ferien und das Reſultat war — Bonn!

6. Bonn II.

Dafs fich Henle nach der langdauernden Unentfchloffenheit, ob Würzburg oder Halle zu wählen fei, endlich für das eigentlich gar nicht zur Erwägung ftehende Bonn entfchied, beweift, dafs die Ausfprache mit Müller feinem Schwanken zwifchen Praxis und akademifcher Carrière ein Ende gemacht hatte. Die letztere war fiegreich geblieben und wenn auch zweifellos Müller's ftiller Wunfch und deffen flammende Begeifterung für die anatomifch-phyfiologifchen Disciplinen den Ausfchlag für den gefafsten Entfchlufs gegeben haben, fo kam Henle feinem Lehrer doch auf halbem Wege entgegen und war hoch erfreut und fehr erleichtert durch die Wendung, welche fein Gefchick zu nehmen begann.

Er fchreibt fchon am 20. Juni 1831 nach Haufe: »Den Stoff zu meiner Differtation [1]) habe ich abermals geändert. Ich hatte nämlich diefer Tage das Glück, eine anatomifche Entdeckung zu machen, die mir,

[1]) Gleich zu Anfang feines Bonner Aufenthaltes war er an die Auswahl eines Themas für feine Differtation herangetreten. Er hatte zuerft das Wachsthum des Vogelkopfes ins Auge gefafst, fodann einen nicht näher bezeichneten phyfiologifchen Stoff. Die Entdeckung, von welcher oben die Rede ift, bezieht fich auf die Membrana pupillaris.

wenn ich damit zuerſt in der mediciniſchen Welt auftrete, wohl ſchon ein bischen Namen verſchaffen kann. Müller, dem ich es mittheilte, hat ſich ſehr damit gefreut und meine Meinung beſtätigt, und ſo darf ich auch ſchon ihn als Zeugen anführen. Geht Müller, wie er vorhat, den Herbſt nach Paris, ſo mache ich meine ferneren Unterſuchungen und ſchriftlichen Arbeiten jedenfalls zum Theil in Coblenz, und freue mich jetzt ſchon in der Ausſicht, wieder ein paar Wochen bei Euch zubringen zu können. Seit ich hier bin und der Friede ſich mehr befeſtigt, hat ſich mehr und mehr das Bewuſstſein mir aufgedrängt, daſs ich mich für das Lehrfach beſtimmen muſs. Durch den Umgang mit Müller iſt die alte Luſt an der Anatomie etc., die ich nur als Docent noch ferner würde betreiben können, wieder ganz rege in mir geworden. Ich mache hier die freudige Entdeckung, daſs ich mehr davon weiſs, als ich mir ſelbſt zugetraut hatte, und durch einige Unterſuchungen, die ich auf Veranlaſſung Müller's jetzt anſtellte, habe ich geſehen, daſs es mir an Talent dafür nicht fehlt. Dazu kommen noch manche andere Umſtände, die mich zu dieſer Carrière auffordern: 1) die Freundſchaft Müller's, die mich im Anfang ſo ſehr fördern kann; 2) kömmt mir meine Fertigkeit im Zeichnen auſserordentlich zu Hülfe; 3) kann ich zwar nicht verſchweigen, daſs ich, wenn ich dieſen Plan ausführe, zwei, vielleicht drei Jahre ſpäter zur Selbſtſtändigkeit gelange, indeſs habe ich es ja gerade darin ſo gut, daſs ich mich nicht zu übereilen brauche, wie mancher andere, der vielleicht mehr Talent hat. Und jetzt, wo ich an Selbſtvertrauen wieder gewonnen habe und etwas Rechtes zu

leiſten hoffe, bekomme ich auch wieder Muth, Eure älterliche Liebe anzuſprechen. 4) Sehe ich auch, wie mein ganzes Weſen ſich täglich mehr zu der Lebensweiſe des Docenten hinneigt. Ich werde mit jedem Tage bequemer, ſtiller, einſeitiger und verliere immer mehr die dem praktiſchen Arzte ſo nöthige Politik. Sehr ungern würde ich eine Beſchäftigung ergreifen, wo ich Morgens vor elf meinen Schlafrock ausziehen und meine Pfeife ausgehen laſſen müſste. Zum Glück ſind die Gründe, die ich Euch angeführt, wichtig genug, ſonſt könntet Ihr am Ende dieſem letzten allein an meinem Entſchluſſe Schuld geben. 5) Endlich iſt unter allen meinen näheren klügeren und unklügeren Bekannten keiner, der nicht meinen Plan vollkommen billigte und Müller, der mir nie rathen und auf meinen Entſchluſs keinen Einfluſs haben wollte, hat mir ſeine herzliche Freude ausgeſprochen, als ich ihm den Gegenſtand meiner Wahl verkündigte.

Wie ich nun über dieſe wichtige Frage im Klaren war, entſchloſs ich mich, auch den Winter noch hier zuzubringen. Was mich dazu beſtimmte, brauche ich Euch wohl nicht weiter aus einander zu ſetzen. Die reicheren Kliniken, die ich in Berlin fände, können mich nun nicht mehr anziehen; ich habe vor, den Winter ganz allein den anatomiſchen Studien und Unterſuchungen zu widmen, und wie wollte ich es darin beſſer haben als hier? Ich kann meine Arbeiten faſt unter Müller's Augen machen, ihn bei dem geringſten Zweifel zu Rathe ziehen; ſeine Inſtrumente, Mikroſkope und Bücher ſtehen mir ganz zu Gebote; auch gehört eine mechaniſche Fertigkeit zu ſolchen Arbeiten, die gelehrt und erlernt ſein muſs. Auch

ſtehe ich mit Weber wieder recht gut, er hat mich ſchon darum angeſprochen, ihm den Winter einiges für ſeine Vorleſungen zu präpariren, und mir dafür ſo viel zum Seciren für mich verſprochen, als ich nur haben mag. So ſehe ich dem angenehmſten Winter entgegen, wo ich Alles, was ich nur fürs Examen lernte, auf die Seite legen kann und mich allein mit meinen Liebhabereien beſchäftige. Den Morgen werde ich auf der Anatomie zubringen, am Nachmittag für mich oder mit Müller ſeciren und den Abend der Lektüre widmen. Ich kann Euch nicht ſagen, mit welcher Sehnſucht ich dieſe Zeit erwarte. Noch mehr; Müller hat mir einige Stoffe vorgeſchlagen, die ich bearbeiten und vielleicht in ein Journal einſchicken kann; ja, Müller hat mich ſogar zur Theilnahme an einer gröſseren Arbeit, die für einen allein nicht gut auszuführen iſt, eingeladen und dann laſſe ich mich von ihm in die Welt einführen und hänge meinen Namen an ſeinen an, um mich von ihm fortſchleifen zu laſſen. Dies Alles iſt wahrhaftig zu ſchön, und ich weiſs nicht, ob ich Recht habe, Euch Alles ſo mitzutheilen; da ich ſelbſt fürchte, das Geſchick könne mir eine ſolche Seligkeit nicht gönnen. .

Mein Lebensplan wäre alſo vor der Hand dieſer. Im Anfang der Ferien denke ich mein Doctorexamen zu machen, in den Ferien ſchreibe ich meine Diſſertation und laſſe mir gegen Weihnachten den Doctorhut aufs Haupt ſetzen. Den Winter bleibe ich hier recht fleiſsig, gehe nach Oſtern, vielleicht auf einem artigen Umwege nach Berlin, wo ich dann auf eigenen Füſsen meine Arbeiten fortſetzen und mich zum Staatsexamen vorbereiten werde. Dies wird im März 1833

beſtanden ſein und dann ſuche ich mir ein Plätzchen, bemühe mich, ſo ſchnell als möglich zu avanciren und heirathe eine junge, ſchöne, kluge und reiche Frau, die franzöſiſch ſpricht, Clavier ſpielt und mit Pferden umzugehen weiſs.

Nun bitte ich Euch recht ſehr um Eure Meinung zu dieſen frommen Vorſätzen. Wenn ich vielleicht etwas zu breit oder confus in der Auseinanderſetzung deſſelben geweſen bin, ſo müſst Ihr mir das verzeihen, denn ich ſchreibe dies Brieflein im Colleg bei Herrn Prof. Biſchof, deſſen langweilige Redensarten mir von Zeit zu Zeit in die Ohren tönen.«

Der Eifer, mit welchem ſich nun der junge Gelehrte ſogleich in anatomiſche Dinge vertiefte und beſonders das Thema ſeiner Diſſertation bearbeitete, hinderte ihn jedoch nicht daran, den praktiſchen Fächern ſeines Studiums Fleiſs und auch Intereſſe zuzuwenden, und er drückt wiederholt ſeine Freude darüber aus, daſs ſeine Lehrer ihm in Anſehung der Dinge, welche er in Heidelberg gelernt hatte, eine gröſsere Beachtung ſchenkten, als es ſonſt wohl der Fall geweſen ſein würde. Das Doctorexamen rückte denn in immer bedrohlichere Nähe und wurde am 16. Auguſt 1831 »magna cum laudi« beſtanden. Das Examen war eins der beſten und einer der Examinatoren äuſserte, er habe noch kein ähnliches erlebt.

Auch auf Joh. Müller hatte das Examen einen bedeutenden Eindruck gemacht und ihn bewogen, dem jungen Doctoranden anzubieten, ihn in den beginnenden Ferien auf einer Reiſe nach Paris zu begleiten, deren Ausführung er ſchon längere Zeit geplant hatte. Daſs Henle über eine ſolche Ausſicht überglücklich war,

wird jeder begreifen. Die Reiſe an ſich muſste ja einen jungen Mann, der ſoeben die erſte akademiſche Stufe erſtiegen und damit einen Abſchluſs ſeiner Studien erreicht hatte, als Erholung von den anſtrengenden Examensarbeiten ungemein reizen; dieſe Reiſe aber mit ſeinem Mentor und Freund auszuführen, muſste ihn ganz beſonders glücklich machen. Denn er konnte ſicher ſein, daſs ſich ihm nicht nur die Thüren der Muſeen öffneten, wie jedem anderen Reiſenden, ſondern auch diejenigen der Laboratorien und Cabinette der groſsen Naturkundigen, welche damals um Cuvier in Paris verſammelt waren.

Er begab ſich ſogleich nach Coblenz, um die Erlaubniſs der Eltern zu erwirken, erhielt ſie natürlich gern und fuhr dann über Aachen und Brüſſel mit Müller ſeinem ſchönen Ziele zu.

In Brüſſel intereſſirten die beiden Reiſenden nicht wenig die friſchen Spuren der eben beendigten Kämpfe. Von den letzten für die belgiſchen Truppen nicht ſehr glorreich ausgefallenen Treffen war noch viel die Rede und ſchon damals ſchoben die davongelaufenen Soldaten die Schuld ihrer Miſserfolge auf eine Verrätherei der Officiere; wir haben ja 40 Jahre ſpäter daſſelbe erlebt. Doch möchte es 1870 nicht vorgekommen ſein, daſs die Officiere Alles bis aufs Hemd ausgezogen hatten, um beſſer laufen zu können, was unſeren Reiſenden von einem Soldaten im Poſtwagen erzählt wurde. Auch in Paris gährte es noch gewaltig und die Nachwehen der eben überſtandenen Julirevolution lieſsen ſich noch allenthalben ſpüren. Die Polizei machte wenig Federleſens und als eines Abends Henle bei ſeinem Staunen über das viele Neue, was ſich ihm aufdrängte, das

»Circulez, meſſieurs« eines Stadtſergeanten überhörte, muſste er deſſen flache Klinge fühlen. Er tröſtete ſich über die Unbill, welche ihm widerfahren, mit dem Scherz, daſs er nun doch auch etwas für die Polen gelitten habe.

Die Reiſenden fanden eine zuſagende Wohnung im Hôtel du jardin des plantes, rue copeau, 4; dicht in der Nähe des Feldes ihrer Thätigkeit, deren Schwerpunkt eben in den Sammlungen des Pflanzengartens und des naturhiſtoriſchen Muſeums lag. Sie machten ſogleich die Bekanntſchaft von Strauſs-Dürkheim und Lauth aus Straſsburg, welche mit ihnen in demſelben Gaſthof wohnten, und traten ſehr bald in Beziehung zu den Pariſer Gröſsen, vor allem Cuvier, und dann Valenciennes, Dutrochet, Laurillard, Dumeril, Flourens, Geoffroy, und vielen anderen. Cuvier räumte J. Müller und ſeinem Begleiter ſein eigenes Arbeitszimmer ein und zeigte ſich überhaupt von einer Zuvorkommenheit, welche beide nicht genug zu rühmen wiſſen. Henle zeichnete täglich für Müller und für ſeine eigenen Zwecke, injicirte und präparirte die verſchiedenſten Thiere und Organe.

Ein ganz beſonders wichtiges Anliegen war es für Müller, den franzöſiſchen Gelehrten den Beweis für die Richtigkeit des Bell'ſchen Lehrſatzes an Fröſchen vorzuführen, weshalb er die hervorragendſten unter ihnen, ſowie A. v. Humboldt, der ſich damals in Paris aufhielt, einlud, ſeine Experimente auf ſeinem Zimmer zu ſehen. Es kamen am 13. September Humboldt, Dutrochet, Valenciennes und Laurillard [1])

[1]) Cuvier wurden die Experimente ſeparat in ſeinem Zimmer im naturhiſtoriſchen Muſeum gezeigt.

in den Gaſthof zu Müller und Henle erzählt den Beſuch derſelben ſehr ergötzlich. »Herr Humboldt iſt eben wieder weggegangen, bien ſatisfait des jolies manoeuvres, die wir ihm vorzuführen die Ehre hatten. Er freute ſich, auch meine Bekanntſchaft zu machen, was aber wahrſcheinlich nur ſo Geſchwätz war, und erzählte mir von einem jungen Manne, den ich nicht kenne, daſs er geheirathet habe, worüber ich eine unmenſchliche Freude bezeugte. Zuletzt lieſs er fünf Franken hier liegen, die wahrſcheinlich zum Trinkgeld für mich beſtimmt waren. Ich aber brachte ſie ihm ſtolz zurück und erhielt dafür mein Sacktuch wieder, das er aus Verſehen eingeſteckt hatte. Er brachte noch einige andere ausgezeichnete Gelehrte mit, die ich nun doch alle perſönlich kenne, und womit ich in Bonn nicht ein klein bischen rennomiren werde.

Ihr hättet ſehen ſollen, wie wir unſer powres Zimmer einrichteten, die hohen Gäſte zu empfangen. Erſt ſtellten wir Alles in die ſchönſte Ordnung. Nun aber fanden wir, daſs hier die Blöſse eines Stuhles, dort ein Riſs im Tiſchteppich mit einem Buche bedeckt werden muſste und ſo zogen wir endlich das Syſtem einer reizenden Unordnung vor und wollten lieber nachläſſig als ärmlich erſcheinen, was wir gewiſs anders eingerichtet hätten, wenn die liebe Mutter uns einen Beſuch angekündigt hätte. Der Herr Miniſter wurde auf einen mit rothem, geblümtem Sammt überzogenen Nacht- oder Lehnthron geſetzt, die anderen Herren hatten dergleichen aber mit Federn gefüllt, ſo daſs ſie ihrer Würde gemäſs etwas tiefer hineinſanken, Müller und ich lagerten uns auf zwei Rohrſtühlen, die zuſammen ſieben Beine hatten. Wir waren beide

ganz ſchwarz gekleidet, incluſive die Wäſche, da unſere femme blanchiſſeuſe uns perfidement hatte ſitzen laſſen.«

Neben der Wiſſenſchaft vergaſsen die beiden Freunde auch nicht, ſich mit allen Sehenswürdigkeiten von Paris vertraut zu machen und die Sprache zu pflegen. Zu letzterem Zweck wurde bei Tiſch nur franzöſiſch geſprochen und wurden die Theater fleiſsig beſucht. Henle weiſs beſonders das herrliche Enſemble in Oper wie in Schauſpiel nicht genug zu rühmen und zeigt ſich jedesmal aufs Höchſte befriedigt, ohne daſs ihn die einzelnen Leiſtungen an ſich zu ganz beſonderer Bewunderung hingeriſſen hätten. Von dem herrlichen Inhalt der Läden ſchwärmt er in jedem Brief und bedauert, daſs er nicht genug Geld habe, um allen ſeinen Lieben recht ſchöne Dinge mitzubringen. Das Louvre, welches die beiden erſt am Ende ihres Aufenthaltes beſuchen konnten, da es bis dahin geſchloſſen war, verfehlte natürlich ſeine Wirkung nicht. »Die Maſſe von Herrlichkeiten erdrückte mich bald, ich lief zwei Stunden in den Sälen umher, nur um einmal einen Begriff von dem Reichthum der Sammlung zu erhalten, ohne etwas recht zu betrachten. Nur ein Sebaſtian von G. Reni und Rafael's Madonna mit dem blumenſtreuenden Engel feſſelten mich gleich. Von den paar Tagen, die wir noch hier zu verleben haben, werde ich wohl keinen vergehen laſſen, ohne im Louvre geweſen zu ſein. Die neueren Franzoſen im Luxembourg haben uns aber gar nicht zum Wiederkommen animirt und jetzt haſſe ich das Volk doppelt, das, unter den herrlichſten Muſtern aufgewachſen, auf ſolche Abwege gerathen kann. Dieſer

Hafs bezieht fich indefs blofs auf die Männer; die Weiber find ja daran ganz unfchuldig.« Diefe letzteren gefallen unferem jungen Gelehrten fogar fehr gut und er befchreibt fie folgendermafsen: »Ich mufs in das allgemeine Loblied nolens volens mit einftimmen. Ich habe hier von weiblichen Perfonen zwifchen dreizehn bis fünfzig Jahren erft eine gefehen, die man häfslich nennen konnte, und dies war eine Negerin. Schönheiten nur ein paar, aber reizend, nett kann man beinahe fonft alle nennen, die einem auf der Strafse und in Häufern begegnen. Sie haben alle ziemlich runde, nicht fehr blühende Gefichterchen, dunkle Haare, kleinen, vollen und doch fchlanken Körper. Das Schönfte an ihnen aber ift, dafs man ihnen gar nicht anmerkt, dafs fie fo fchön geputzt find. Sie find nicht fo fteif und geziert, wie unfere Mädchen, eher etwas nachläffig, nicht fo furchtbar eingefchnürt, kurz, fie verdienen ihren Ruf und find es wohl werth, dem übrigen Europa in allem Aeufserlichen, in Anftand, Kleidung und Haltung als Mufter zu dienen.«

Endlich ging der lehr- und genufsreiche Aufenthalt zu Ende und nur mit Schmerzen rüftete fich Henle zur Abreife.

Er fchreibt an feinen alten Freund Mathieu, welcher fich mittlerweile mit Schwefter Marie verlobt hatte: »Ich kann Dir nicht fagen, wie ungern ich diefe Stadt verlaffe, wo man die unfinnigften Wünfche befriedigen und nach der bizarrften Laune leben kann, ohne Aufmerkfamkeit zu erregen, wo man in der Kunft, das Leben zu verfchönern, fo weit voraus ift, wo man bei aller Noth und Lascivität lauter fidele, artige und gefprächige Leute fieht. — Ich finde des

Lobens kein Ende, wenn ich einmal drin bin!« — All dies kann man ja heute noch von der Seineſtadt mit gleichem Rechte ſagen.

Auf der Rückfahrt wurde noch einmal in Straſsburg ein zweitägiger Aufenthalt genommen und hier war es, wo J. Müller wohl zum erſten und letzten Male in ſeinem Leben die Bretter betrat, welche die Welt bedeuten. Henle liebte es, die Geſchichte zu erzählen. Die beiden hatten zur Aufführung keine Plätze mehr erhalten, waren aber auf die Bühne zugelaſſen worden, und ſahen hinter den Couliſſen ſtehend das geſpielte Drama — ich erinnere mich nicht mehr, welches — an. Bei einer Volksſcene kam der Inſpicient heran und trieb Alles vorwärts »à la ſcène, Meſſieurs!« Auch Müller und Henle muſsten nolens volens mit vor die Lampen und Henle verſicherte, Müller habe ſeine Statiſtenrolle mit demſelben Ernſt und derſelben Hingebung geſpielt, als wenn er an der Ausarbeitung eines groſsen Problems beſchäftigt geweſen ſei.

Endlich war die lange Reiſe überſtanden und die letzten Ferientage verlebte unſer Held im Kreiſe der Seinen, um ihnen von dem durchlebten Schönen ausführlichen Bericht zu erſtatten.

Das Winterſemeſter ging in eifrigſter und ſtiller Arbeit hin. Henle ſaſs emſig und ganz ungeſtört an ſeiner Diſſertation und betheiligte ſich an den Arbeiten Müller's, ſoweit es anging. Die alten Studentenbekanntſchaften der früheren Zeit waren ganz aufgegeben worden, Haſſe war ſchon vor Kurzem geſtorben, Schornbaum war weggegangen, auch Carl Windiſch-

mann [1]), welchem er rafch nahe gekommen war, verliefs Bonn. Neue Freundfchaften wollten fich nicht fo recht machen, nur an Jordan, einen Schüler Müller's, welcher fpäter in feiner Differtation zum erften Male die fibrilläre Structur des Bindegewebes befchrieb, und an einen jungen Kölner Juriften, Maus [2]), hatte fich Henle herzlicher angefchloffen. Der Umgang mit Müller, der fich von Tag zu Tag enger und herzlicher geftaltete, erfetzte ihm alle Jugendfreundfchaften. Dazu kam noch, dafs er einen mufikalifchen Kreis gefunden hatte, in deffen Mittelpunkt die Familie Mockel und Nanni Müller ftanden. Diefe Namen beweifen fchon allein, dafs die regelmäfsigen Abende höchft angeregt und heiter verliefen und dafs Witz und Verftand fie verfchönten. Es war eine glückliche Zeit, die erfte von einer Reihe ähnlicher Perioden, in welchen regelmäfsige, ernfte und erfolgreiche Arbeit mit heiterem und feinem Lebensgenufs abwechfelten. Die ungemein glücklich veranlagte Natur Henle's verftand es ftets, beidem in gleicher Weife gerecht zu werden, und wie er von dankbaren und begeifterten Schülern umgeben war, fo verfammelte er auch andererfeits überall einen Kreis gleichgeftimmter Freunde um fich, welche mit Liebe an ihm hingen.

Das fchöne und erfolgreiche Semefter wurde durch feine Promotion gekrönt. Er fchreibt über dieffelbe feinem Schwager Mathieu: »Hochgeliebtefter! Mein Aufenthalt in Bonn hat bis auf den letzten Tag

---

[1]) Einer der begabteften Schüler Joh. Müller's. Er ftarb, von feinem Lehrer tief betrauert, im Jahre 1839 als Profeffor in Löwen.

[2]) Später Gerichtspräfident in Köln.

alles Angenehme, womit er anfing, ungetrübt erhalten, und der Schluſs wurde durch meine Promotion, durch der Meinigen Anweſenheit in Bonn und durch Müller's und ſeiner Frau ungewöhnliche Freundlichkeit erſt recht glänzend und machte mir den Abſchied um Vieles ſchwerer.

Die Promotion fand ſtatt am 4. April 1832 und war höchſt feierlich. Ich erſchien in Müller's kurzen Hoſen und meinen eigenen Waden, die allgemeine Bewunderung ernteten. Bei der heiligen Handlung waren zugegen auſser vielen Studenten Herr Honecker [1]), Herr Ludwig, des Doctoranden Stiefelfux, Herr Knein, Reitlehrer, die Maler Götzenberger und Crevel (aus Paris, ein neuengagirtes Mitglied unſerer Geſellſchaft), die Profeſſoren Müller, Naſſe, Kilian, Deiters, Dieſterweg, Hofrath Oppenhof und die Herren Pudel Adenkirchen und Krüger. Opponenten waren der kleine Eduard Hövel, welcher ſich recht wacker ſchlug, der Veteran Hergersberg und der Doctor und Jude Lazarus Süſsmann-Wetzlar; ferner Prof. Müller und Kilian. Das Gefecht dauerte zwei volle Stunden mit ziemlicher Mäſsigung von beiden Seiten. Deſto hitziger ging es am Abend her bei dem Schmaus, welchem beizuwohnen die Ehre hatten: Mein eigener Vater, die Profeſſoren Müller und Weber, Dr. Lucas, die drei Opponenten, Götzenberger und Crevel, Herz, Krebs und Heilenbeck, Fiſcher, Künzer, Maus und ich. Wir waren bald alle recht herzlich munter und ein Toaſt folgte dem andern. Als Intermezzo führten meine jungen Freunde eine gar artige

---

[1]) Kneipwirth.

Maskerade auf. Sie erſchienen nämlich als Geſandte vieler hohen Schulen, um mir Glückwünſche zu überbringen in allerlei fremdartigen Koſtümen; Götzenberger zuerſt als Italiener, Krebs als Abgeordneter von Edeſſa, ganz in weiſse Leintücher gehüllt, mit einer Serviette als Turban um den Kopf, faſt bis zur Unkenntlichkeit gemalt, und ſprach hebräiſch; dann Heilenbeck als Geſandter von Oxford, Herz von Leiden in einem blauen Kittel, Crevel als Bevollmächtigter de l'inſtitut brachte mir in einer groſsen Schachtel plusieurs animaux domeſtiques, une punaise, mâle et femelle, un poux, une pouce zum Zergliedern. Endlich kam Maus als Hebamme aus dem kölniſchen Inſtitut und überreichte nebſt einem Glückwunſch auf einem Kopfkiſſen eine mächtige Feuerzange als Anerkennung meiner Verdienſte. Jeder ſpielte ſeine Rolle vortrefflich, ich antwortete jedem ſo gut es gehen wollte in ſeiner Sprache. Den Beſchluſs machte Künzer als Bacchus ganz mit Epheu bekränzt mit einer Flaſche und einem Glas in der Hand und ſagte einige recht niedliche Verſe ex tempore her; der Hauptinhalt war, daſs Alles, was die anderen mir gebracht, eitler Dunſt ſei, er lehre mich des Lebens wahre Kunſt und bringe des Glückes höchſte Gunſt etc. etc. Wir ſetzten uns nun mit ſämmtlichen Abgeordneten der zwei Welttheile und mit dem Herrgott Bacchus ſelbſt um einige Bowlen Champagnercardinal und dieſe gaben der hochachtbaren Verſammlung den Reſt. Bald lagen ſich Profeſſoren, Doctoren, Studenten und Künſtler einander in den Armen. Man küſste, ſchmollirte, ſang und declamirte. Julius war beſonders nett und redete die Profeſſoren

immer mit dem Vocativus an, den Du an der Spitze meines Briefes findeſt und der ſeitdem in die Schriftſprache übergangen iſt [1]).

Die letzten Tage in Bonn hörte ich von nichts mehr, als von dieſem Doctorſchmaus. Müller ſagte, er habe nie einen ſo munteren und doch anſtändigen erlebt etc. und daſs mir dies beſonders meines Alten wegen viele Freude machte, kannſt Du Dir denken.

Auch die Diſſertation hat vielen Beifall gefunden und ich ſelbſt bin mit den Reſultaten über Erwarten zufrieden.

Mit Müller bin ich, wie bemerkt, immer cordialer geworden, und unſere Zärtlichkeit artete endlich gar in einem Schmollis aus.«

So war denn die Studienzeit beſchloſſen und zwar glanzvoll beſchloſſen. Denn nicht allein vom Doctorſchmaus redete man, auch von der Diſſer-

---

[1]) Es hat ſich die Rechnung des Herrn Simrock im Trierſchen Hof über den Doctorſchmaus erhalten:

			Thlr.	Sgr.	Pfg.
Abendeſſen à 16 Perſonen à 25 Sgr.			13	10	—
32 Flaſchen Nierſteiner à 18 Sgr.			19	6	—
3	»	Walporzheimer à 18 Sgr.	1	24	—
4	»	Brauneberger à 20 Sgr.	2	20	—
4	»	Champagner-Sillery à 2 Thlr. . .	8	—	—
2	»	Malaga	2	—	—
6 Stück Pomeranzen 18 Sgr., 5 Pfund Zucker à $7\frac{1}{2}$ Sgr.			1	25	6
Zum Anſetzen des Cardinal $2\frac{1}{2}$ Flaſchen Nierſteiner			1	15	—
3 Römer 15 Sgr., 1 Bordeaux-Kelch 6 Sgr., ein ordinäres Weinglas 4 Sgr.			—	25	—
7 Pfeifen 3 Sgr., 2 Dutzend Cigarren 12 Sgr., $\frac{1}{4}$ Pfund Taback 5 Sgr.			—	20	—
			51	25	6

tation [1]); ja, das Reden über dieſe iſt heute noch nicht verſtummt und der junge Doctor hatte alles Recht, mit ſeinen Reſultaten zufrieden zu ſein.

Die Pupillarmembran war zuerſt Müller aufgefallen, als Henle für andere Zwecke Föten injicirte; er veranlaſste dieſen, die Sache zu verfolgen. Dies geſchah in ausgezeichneter und ſehr umſichtiger Weiſe und es erweiterte ſich die Arbeit im Laufe der Unterſuchung zu einer Geſammtbeſchreibung der Gefäſse des Glaskörpers und der Linſe. Niemand, der die Arbeit mit ihrer umfangreichen Literaturbenutzung, mit ihren durchdachten Experimenten und ihren ſcharfſinnig gezogenen Schlüſſen durchlieſt, wird auf den Gedanken kommen, daſs er hier das Erſtlingswerk eines jungen dreiundzwanzigjährigen Mannes vor ſich hat, der mit demſelben ſeine wiſſenſchaftliche Legitimationskarte abgeben will. Dies betont auch eine Beurtheilung in den Annales des sciences naturelles: »Ce mémoire n'est pas un simple résumé des opinions et des faits nombreux, dus aux anatomistes anciens et modernes; il présente une discussion approfondie du sujét et le jeune auteur se croit d'autant plus en droit d'approuver les uns et de combattre les autres, qu'il a entrepris lui-même des dissections très délicates sur les diverses membranes d'oeil, et celà non seulement dans l'homme, mais encore chez plusieurs animaux des diverses classes. Les anatomistes, qui voudront compléter les connaissances, que l'on a déjà des membranes de l'oeil, ne pourront se dispenser, de consulter la diſſertation de Mr. Henle, qui aura une place

---

[1]) De membrana pupillari aliisque oculi membranis pellucentibus.

distinguée dans l'histoire de la science.« v. Ammon in Dresden, der berühmte Herausgeber einer ophthalmologiſchen Zeitſchrift, überſetzte den weſentlichſten Theil der Diſſertation ins Deutſche und nahm ſie in ſein Journal auf. Bald lieſsen auch Gegner und Freunde der vorgetragenen Anſchauungen ihre Stimmen vernehmen, kurz, die Arbeit hatte Aufſehen erregt. Heute noch kennt und ſchätzt man ſie als Grundlage der Kenntniſſe von den einſchlägigen Verhältniſſen.

7. Berlin.

Die letzte Stufe der Vorbereitung, welche den jungen Mann von dem Heiligthum der Gelehrtenhierarchie trennte, war nun noch zu erſteigen, und wenn das Doctorexamen — um mit der Zauberflöte zu ſprechen — die Waſſerprobe war, ſo muſs man das Staatsexamen die Feuerprobe nennen, denn für einen Candidaten, welcher mehr als ein Semeſter lang nur Anatomie getrieben und die Kranken ihrem Schickſal überlaſſen hatte, war es keine Kleinigkeit, nun eine ſchwierige praktiſche Prüfung zu beſtehen. Dieſelbe konnte damals für den ganzen preuſsiſchen Staat nur in Berlin abgelegt werden und ſo machte ſich denn unſer Held Ende Mai 1832 auf, um über Leipzig die Hauptſtadt zu erreichen. In Leipzig blieb er einige Tage, um ſich den dortigen Profeſſoren vorzuſtellen, hatte aber kein Glück, da ſie ſämmtlich der Ferien wegen verreiſt waren. Mit einigen alten Studiengenoſſen und dem ihm befreundeten Buchhändler Winter aus Heidelberg, welche er zufällig traf, verſchwärmte er aber die paar Tage recht angenehm und fuhr dann nach Potsdam, um einige Bekannte der Familie, die daſelbſt wohnten, zu begrüſsen. Sehr richtig iſt der Eindruck, welchen er von dieſer

Stadt empfing. »Wenn man den Weg von Leipzig bis Potsdam und von Potsdam bis Berlin kennt, ſo muſs man geſtehen, daſs Potsdam in einer paradieſiſchen Gegend liegt, an einem See, den die Havel bildet, von Hügeln umgeben, an deren ſanftem Abhange die ſchönſten Schlöſſer und Gärten liegen. Die Stadt hat groſse, breite Straſsen, ſchöne freie Plätze, lauter palaſtähnliche Häuſer, aber eine tiefe Stille herrſcht darin, und wenn man einmal die verſchiedenen Garde-uniformen geſehen hat, ſo könnte man, ohne ein groſses Opfer zu bringen, verſchwören, je wieder aus dem Fenſter zu ſehen.« Endlich war Berlin erreicht und eine Wohnung in der Dorotheenſtraſse bezogen. Der junge Mann präſentirte ſich ſogleich der Berliner wiſſenſchaftlichen Welt und begrüſste vor Allem das Handwerk. Rudolphi und beſonders Schlemm nahmen ihn ſehr freundlich auf, auch bei Dieffen-bach, Wiechmann, Froriep, Romberg und anderen öffneten ihm die Empfehlungsbriefe Müller's die Thüren. Dieffenbach zog ihn beſonders heran und bot ihm auch die Stelle eines Reiſearztes in einer vornehmen Familie an; Henle ſchlug ſie jedoch aus, um ganz ungeſtört ſeinen Studien und dem Examen leben zu können. Dieſes letztere nahm im November ſeinen Anfang und muſs in der That nicht leicht ge-weſen ſein. Beſonders die Clauſur in der Charité war dem Examinanden ſehr wenig angenehm. »Es war die ſchrecklichſte Zeit des ganzen Curſus«, ſo erzählte er, »und vielleicht die gröſste Strapaze, die ich je ausgeſtanden habe. Ohne alle Hülfsmittel müſſen die Kranken unterſucht werden und dann deren Geſchichte und Krankheit in lateiniſcher Sprache geſchrieben und

die Cur dafür angegeben werden. Ehe diefe Arbeit beendigt ift, darf Niemand heraus, man bekommt nach Belieben fchlecht zu effen und zu trinken, hat ein grofses Sopha zum Schlafen; dafs aber, bis man mit der Sache im Reinen ift, ein Menfch von einigem Temperament nicht fchlafen kann, verfteht fich wohl von felbft und fo habe auch ich jedesmal von einem Morgen zum anderen Mittag gearbeitet.« Dieffenbach, Bartels und andere Examinatoren zeigten ihm fo deutlich ihre Zufriedenheit, dafs er ficher auf den erften Grad rechnete. Wie erftaunt war er, als das Schlufsrefultat, welches er am 28. März 1833 erfuhr, doch eine Zwei war! Da die Einzelnoten nicht bekannt gegeben waren, wufste er anfangs nicht, wer ihm den fchlimmen Streich gefpielt hatte und war fehr erftaunt und erbittert, als er durch eine Indiscretion erfuhr, dafs der Anatom Schlemm, der ihn noch befonders belobte, die dritte Note ertheilt hatte. Müller, dem er fein Leid klagt, fagt ihm, er folle fich durch Schlemm's Benehmen den Humor nicht rauben laffen. »Welche Wichtigkeit doch diefe Herren bei dem Curfus erlangen und welch edler Genufs, einen Nafenftüber, wie bei der Firmung, zu verfetzen.« Was Müller dazu fagte, war doch die Hauptfache gewefen und fo liefs er fich denn Schlemm's Nafenftüber nicht weiter anfechten.

Trotz der Examensnöthe fand Henle den ganzen Winter über noch die Zeit zu einer Reihe von Arbeiten, welche ihn in feinem Fache förderten und ihm das Material zu fpäteren Auffätzen lieferten. Vor Allem bearbeitet er die Membrana capfulo-pupillaris des Menfchen, dann unterfucht er den Bau von

Scolopendra näher, ſtudirt die Magennerven der Cruſtaceen, und präparirt eine Reihe von Thieren aus allen Claſſen. Er trägt ſich mit dem Gedanken, eine vergleichende Zergliederungskunſt zu ſchreiben, worin er die Präparation und die Injection von Wirbelloſen mit Leim und Queckſilber beſchreiben will. Es iſt ſehr ſchade, daſs es nicht dazu gekommen iſt, denn wir beſitzen über die Methoden dieſer Erſtlingszeit biologiſcher Forſchung keine zuſammenhängenden Nachrichten. Während er Müller über all' dies genau berichtet und ihm auch Fragen von Froriep, Stannius und anderen jungen Berliner Gelehrten übermittelt, ſchreibt ihm andererſeits Müller ausführlich über ſeine eigenen Unterſuchungen. Er beſchäftigte ſich damals vorzüglich mit den Arbeiten für ſeine im Druck befindliche Phyſiologie, ſpeciell mit dem Capitel vom Blut. Henle muſs auch ſeine Meinung über die Eintheilung des Buches abgeben. Daneben arbeitet der Bonner Gelehrte über eine Anzahl anderer Themata, behandelt aber vor Allem die Lymphherzen des Froſches und anderer Thiere, deren Entdeckung Henle in allen Phaſen der Unterſuchung brieflich mit erlebt [1]). Er drückt es überhaupt in jedem Briefe aus, wie ſehr ihm ſein junger Freund fehlt und ſchon im erſten, welchen Henle vor ſeiner Abreiſe von Coblenz nach Berlin von Müller erhält, ſtehen gar herzliche Worte, denen man die treue Liebe ſogleich

---

[1]) Nur ungern verzichte ich darauf, Joh. Müller's hochintereſſante Briefe aus dieſer Zeit anhangsweiſe in extenso zu veröffentlichen. Der Sohn des groſsen Gelehrten hat mir aber den generellen Wunſch ausgeſprochen, daſs die Veröffentlichung von Briefen ſeines Vaters unterbleiben möchte.

anſieht: »Es wird alſo nun Ernſt, mein lieber Herzens-Henle, daſs Du fort ſollſt. Ich entbehre ſehr viel an Deinem liebgewohnten Umgang, aber wenn ich nur weiſs, daſs Du, uns verlaſſend, weiter ſchreiteſt und neue Schätze einſammelſt, ſo bin ich zufrieden und freue mich, oft und viel von Dir aus der Ferne zu hören. Will auch nicht auf Antwort lange warten laſſen. Behalt uns nur auch lieb im Angedenken. So ziehe denn hin von tauſend guten Wünſchen begleitet, von unſerer Liebe, von unſerer ſorglichen, herzlichen, aber nicht beſorgten Theilnahme gefolgt und komme uns freundlich mit alter Anhänglichkeit wieder.«

Nun letzteres war nicht nöthig, denn im November 1832 war Rudolphi, der Berliner Anatom, verſtorben und es dauerte nicht lange, bis Müller's Name als der erſte unter den in Ausſicht genommenen Candidaten genannt wurde. Henle war Kundſchafter und Berichterſtatter in Berlin und meldete ſeinem aufgeregten Freunde Alles, was er über den Gang der Angelegenheit in Erfahrung bringen konnte. Endlich war die Sache entſchieden, und anſtatt daſs Henle wieder nach Bonn gegangen wäre, kam Müller ihm im April 1833 nach Berlin nach und es traf ſich ſo gut, daſs beide Freunde in einem und demſelben Hauſe am Kupfergraben Wohnung fanden. Henle wohnte als Chambregarniſt bei der Wittwe des Philoſophen Hegel in der erſten Etage, während Müller die zweite Etage bezog.

Bevor nun von den folgenden Jahren erzählt wird, in welchen die beiden befreundeten und ſich gut verſtehenden Gelehrten zuſammen wirkten, ſei noch ein kurzer Blick auf die ſocialen Verhältniſſe geworfen, in

welchen Henle in der erſten Zeit ſeines Berliner Aufenthaltes lebte. Er war von ſeinen Eltern an einige Familien empfohlen worden, welche kaufmänniſchen und juriſtiſchen Kreiſen angehörten und hatte bei den hervorragenden Vertretern der Medicin Beſuch gemacht. Erſtere Kreiſe nennt er bürgerliche, letztere zählt er zu den vornehmeren. In beiden muſs aber der Zuſchnitt doch ein ganz anderer und weit einfacherer geweſen ſein, als man ihn heutzutage gewöhnt iſt. »Ich finde den Ton in dieſen kleinen Zirkeln — ſo ſchreibt er — äuſserſt angenehm. Man plaudert ſo oberflächlich über tauſend verſchiedene Gegenſtände, wie es ſein muſs, wenn man ſich nach geiſtiger Anſtrengung im Geſpräch erholen will. Dabei iſt man ziemlich ungenirt, man ſetzt die Leute nicht durch einen Beſuch in Verlegenheit, denn Umſtände werden gar nicht gemacht, ja nicht einmal eine Flaſche Wein koſtet ſo ein Abend, und dies iſt wirklich das Einzige, was ich den Berlinern vorzuwerfen habe. Die Damen ſprechen, ſo lange ſie vorhanden ſind, ordentlich mit, ziehen ſich aber früh zurück und dann raucht man in höchſter Gemächlichkeit ſein Pfeifchen zuſammen. Angenehmer noch ſind die Beſuche bei den Vornehmeren, die man an hübſchen Sommerabenden in ihrem Landhauſe bei oder in Charlottenburg trifft. Man trinkt Thee, geht dann mit der langen Pfeife an der Spree ſpazieren und iſst auch wohl im Freien zu Nacht. So finde ich es bei Dr. Romberg.« Die lange Pfeife ſpielt überhaupt eine Rolle, welche man ſich heute gar nicht mehr denken kann. An Sonntagen ſpielt er oft mit einigen Damen Whiſt oder Boſton und wird von den Töchtern des Hauſes artig mit dem

Fidibus bedient, um die Pfeife anzuzünden. Ueber die ſchwere Zeit des Examens brachte ihn beſſer als dieſe geſellſchaftlichen Zerſtreuungen eine Herzensneigung hinweg, welche er zu einem Fräulein Marie K . . p gefaſst hatte, die er kurz nach ſeiner Ankunft in Berlin kennen lernte. Gleich beim erſten Sehen war ſeine Schwärmerei entſchieden. Ein Blick von ihr geſendet, war Blitz und Schlag zugleich! Er verkehrte viel im Hauſe ſeiner Flamme und trug ſich ernſtlich mit dem Gedanken an eine Verlobung; er ſchob ſeine Erklärung nur auf, um womöglich erſt Ausſicht auf eine Stellung und pecuniäre Einnahmen zu haben. Als aber ein reicher Gutsbeſitzer mit Glück um ſie angehalten hatte, wurde er ſich raſch bewuſst, daſs ſeine Neigung doch nicht ſo ernſt geweſen war, wie er ſich ſelbſt eingeredet hatte; er tröſtete ſich in wenigen Tagen, und ſagt, ſein Leben würde nun einem ruhigen Waſſerſpiegel gleichen, deſſen Tiefen nur von ſeltenen Fiſchen, Fröſchen und ähnlichen Gegenſtänden erfüllt ſind. Später konnte er ſogar an ſeinen Schwager ſchreiben: »Wenn Du mir's noch ein paar Mal ſagſt, ſo glaube ich am Ende auch, daſs ich Unrecht gehabt habe, wenigſtens ſpricht mir dafür ein Gefühl von Behaglichkeit, welches mich jetzt zuweilen bei der Erinnerung beſchleicht und das mit der Empfindung eine groſse Aehnlichkeit haben muſs, womit ein Vogel von einem Aſt vor dem Fenſter in das Zimmer hineinguckt, in welchem ſein ſeliger Käfig ſteht.«

Als Henle erſt einige Zeit in Berlin war, änderte ſich der Kreis, in welchem er verkehrte, beträchtlich. Die Familien, an welche er von den Seinen empfohlen war, rückten in den Hintergrund und eine Anzahl

neuer Bekanntſchaften, welche er ſich ſelbſt zu verdanken hatte, traten an ihre Stelle. Vor Allen waren es die Familien ſeiner anatomiſchen Collegen D'Alton und Froriep, in welchen er ſehr gern verkehrte und auch ebenſo gern geſehen wurde. Bei Froriep's war er bald ein ſo naher Freund geworden, daſs er ſeine Stellung im Haus ſelbſt mit der in der Müller'ſchen Familie verglich. Durch D'Alton, den Schwiegerſohn von Rauch, wurde er mit dieſem ſo berühmten Bildhauer bekannt. Weiter hatte er das Glück, einen alten Bekannten vom Rhein wiederzufinden. Kurz nach ſeiner Ankunft lag er einmal im Fenſter, als er ſah, wie ſich ihm gegenüber ein anderer junger Mann derſelben Beſchäftigung hingab. Es war E. Bendemann, den er in Düſſeldorf, wohin er einmal von Bonn einen Ausflug gemacht, kennen gelernt hatte. Das Wiederſehen war ein herzliches und der junge Maler führte ſeinen Freund in ſein elterliches Haus ein und machte ihn mit ſeinem Schwager, dem Maler Hübner, bekannt. Zu dem Kreise dieſer beiden Künſtler gehörten wieder zwei andere junge Leute, ein Privatdocent der Phyſik, Guſtav Magnus, und ein Muſiker, Felix Mendelsſohn, welche ſich nun in Freundſchaft an den aufſtrebenden Anatomen Henle anſchloſſen. Wer die genannten Namen hört, der wird es begreifen, daſs die jungen Männer Gefallen an einander fanden und wird Henle nur um ſeinen Freundeskreis beneiden können, welcher aus lauter Leuten beſtand, beſtimmt, ſich einen Weltruf zu erobern. Bei Hübner hatte er ſogleich Gelegenheit, ſeine Freundſchaft in recht unerwünſchter Weiſe zu bethätigen. Zu Pfingſten 1833 erkrankte deſſen Söhnchen ſehr ſchwer, und

er ſchlug, um den verzweifelnden Eltern Hülfe zu leiſten, ſeine Wohnung im Krankenzimmer auf, muſste aber das Kind trotz aller aufgewandten Sorgfalt in ſeinen Armen ſterben ſehen. Die Eltern verlieſsen bald darauf Berlin, um mit ihrem Töchterchen nach Düſſeldorf überzuſiedeln; in Coblenz begrüſsten ſie die Familie ihres Freundes. Bendemann unterrichtete Henle im Aquarellmalen und bekam von dieſem wieder Unterricht in der Anatomie. Wie ſehr er, der Muſiker mit Leib und Seele, von Felix Mendelsſohn und deſſen Compoſitionen, die er entſtehen ſah, und im engſten Kreis hörte, begeiſtert war, bedarf keiner Worte. Auch dieſer Freund beſuchte die Henle'ſche Familie auf der Durchreiſe und bezauberte die mit noch beſſerer muſikaliſcher Anlage ausgerüſtete Schweſter Marie durch den Vortrag der noch ganz unbekannten Ouverture zum Sommernachtstraum und anderer Muſikſtücke auf das Nachhaltigſte.

Kehre ich nun wieder zu Henle's wiſſenſchaftlichem Leben zurück, dann iſt alſo zu wiederholen, daſs die Ankunft Müller's von ihm mit allergröſster Freude begrüſst wurde, denn nun war eine Reihe von Erwägungen mit einem Schlage abgeſchnitten, welche ihn in der Zeit ſeines Examens und beſonders nach glücklicher Beendigung desſelben nicht wenig beſchäftigt hatten, die Erwägungen über ſeine nächſte Zukunft. Es war ſicher, daſs er fürs Erſte in Berlin blieb und ſah, wie ſich die Dinge weiter entwickelten. Müller war mit wahrem Enthuſiasmus in Berlin aufgenommen worden. »Die hohen Beamten hoffen von ihm eine kräftige Erſchütterung im akademiſchen Leben und namentlich im Studium der Medicin, welches bisher hier ſo ſchläfrig und handwerksmäſsig betrieben wurde. Seine Collegen und beſonders ſeine Rivalen fühlen ſeine Supe-

riorität und beſcheiden ſich, wenigſtens äuſserlich. Seine Untergebenen und die jungen Docenten, die zum Theil von ihm abhängen, können ſeine Anſpruchsloſigkeit, ſeine Freundlichkeit und Zuvorkommenheit nicht genug preiſen. Seine Vorleſungen ſind ſtark beſucht und ſo viel ich hier und da höre, gefallen ſie ſehr. Müller ſelbſt war mit der Aufnahme, die er hier fand, ſehr zufrieden und iſt trotz der vielen, läſtigen Geſchäfte, Beſuche u. ſ. w. in der heiterſten Stimmung.«

Der groſse Gelehrte war ſich der Aufgabe, welche ſeiner in Berlin wartete, voll bewuſst, was ſchon aus ſeinem berühmten Brief an den Miniſter von Altenſtein hervorgeht, welchen er in ſeiner Berufungsangelegenheit an dieſen gerichtet hatte [1]). Er übernahm die leitende Stellung in der deutſchen Naturforſchung durch Gründung ſeines »Archivs für Anatomie, Phyſiologie und wiſſenſchaftliche Medicin«. Sein junger Freund war ihm dabei eine willkommene und unentbehrliche Stütze. Im Proſpect des Archivs wird nur angekündigt, daſs Dr. Henle die Beſorgung kritiſcher Auszüge aus den guten Arbeiten des Auslandes übernommen habe, doch that derſelbe hinter den Couliſſen noch weit mehr. Müller hatte bei ſeinen ſonſtigen zahlreichen Obliegenheiten keine Zeit, ſich den redactionellen Geſchäften für ſeine Zeitſchrift zu widmen, er gewinnt dafür ebenfalls Henle, welcher gegen ein Honorar von zweihundert Thlrn. die Prüfung und Anordnung der eingehenden Aufſätze übernimmt. »In Verbindung mit mehreren Gelehrten«, ſo ſteht auf dem Titel des Archivs; nun, dieſelben beſtanden vorläufig nur aus Henle allein, welcher die ganze Arbeitslaſt der Herausgabe übernahm, während Müller auſser ſeinen eigenen wiſſenſchaftlichen Beiträgen nur den Namen lieferte.

---

[1]) Abgedruckt in Du Bois-Reymond, Gedächtniſsrede auf Johannes Müller. Abhandl. der Königl. Akademie d. W. zu Berlin 1859.

Aufserdem machte ihn fein Freund und Befchützer auch fogleich zum Gehülfen am anatomifchen Mufeum, freilich eine fehr befcheidene Stellung, welche monatlich nur zehn Thaler einbrachte, doch war fie höchft erwünfcht, hatte doch der Inhaber damit in der von ihm erwählten Carrière feften Fufs gefafst.

Von der Publication eigener wiffenfchaftlicher Arbeiten war Henle bis dahin durch fein Staatsexamen abgehalten worden, das Jahr 1833 hatte nur eine kleine Notiz [1]) gebracht. Nun aber, wo er feine Flügel freier regen konnte, edirt er feine bemerkenswerthe Arbeit über Narcine, worin er diefe auch heute noch geltende Familie der elektrifchen Rochen einführte. Er kam zu diefer Unterfuchung durch eine Befchreibung der elektrifchen Organe, welche er für eine Art von phyfiologifchem Atlas unternehmen wollte. Durch die Artikel, welche er in den zehnten Band des Berliner encyklopädifchen Wörterbuches der medicinifchen Wiffenfchaften fchrieb (Eiweifs und Elaine), förderte er zwar diefe letztere nicht eben befonders, doch verdiente er damit einige Louisdors, was dem guten Sohn, der darauf brannte, feinem Vater nicht mehr zur Laft fallen zu müffen, von Wichtigkeit war. Auch die im elften Bande befindlichen Abhandlungen (Epidermis, Epithelium, Eructatio, Excremente, Fäulnifs) bieten nichts Originelles, insbefondere laffen die beiden erfteren noch nicht erkennen, welche fundamentale Entdeckungen in Kurzem der Autor machen follte.

Wenn Henle auch mit feinen vierundzwanzig Jahren jung genug war, um noch eine Zeit lang warten zu können, fo bemächtigte fich feiner doch bei dem Wunfche, felbftftändig zu werden, ebenfo, wie jedes anderen unverforgten Docenten, eine gewiffe fieberhafte Aufregung beim Erfcheinen der fernen Möglichkeit einer

---

[1]) Ueber das Diploftomum rhachiaeum, einen Eingeweidewurm der Wirbelhöhle. Froriep's Notizen, Bd. 38.

eigenen Profeſſur am Horizont. Meckel in Halle war 1833 geſtorben und die Beſetzung ſeiner Stelle konnte alle Tage erfolgen. Der ſtets und überall lebendige Univerſitätsklatſch hatte entdeckt, daſs wahrſcheinlich Schultze von Greifswald nach Halle kommen würde. »An deſſen Stelle wird der Profeſſor Rathke aus Dorpat nach Greifswald berufen werden. Dadurch wird die Profeſſur in Dorpat frei und da ſich Rufsland gern von hier aus recrutirt und ohnehin jetzt kein Ueberfluſs an Phyſiologen iſt, ſo iſt es nicht nur möglich, ſondern bei einiger Nachhülfe von meiner Seite ſogar ſehr möglich, daſs Rathke's Stelle mir angetragen wird.« Es kam anders, für Henle aber zweifellos beſſer. D'Alton, Rauch's Schwiegerſohn, wurde nach Halle ernannt und nun wurde deſſen Stelle frei. Henle ſchreibt darüber an ſeinen Schwager Mathieu am 1. September 1834: »Der ſeitherige Proſector D'Alton iſt als Profeſſor der Anatomie nach Halle verſetzt und mir hängt hier der Himmel voller Geigen. Ich habe mich auſser der Proſectur zugleich um D'Alton's Stelle als Lehrer der Anatomie bei der Malerakademie beworben, welche wenig Arbeit macht und vierhundert Thaler trägt. Der Director Schadow, dem ich vor einigen Tagen meine Aufwartung machte und einige Zeichnungen vorlegte, iſt für mich gewonnen und das iſt der Hauptpunkt. Geräth dies Alles, ſo ſehe ich mich auf einmal im Beſitz einer jährlichen feſten Einnahme von elfhundert Thalern und habe zugleich die günſtigſte Gelegenheit, mir noch ein paar Hundert durch Collegia und Schriftſtellerei zu erwerben. Ich kann dann meinen lieben Vater mit ſeinem ganzen, zum Wohlthun geneigten

Herzen an Dich und ſeine älteſte Tochter verweiſen und auch ſelber was Ordentliches für Euch thun. Du kennſt mich ſoweit, liebſter Freund, um zu wiſſen, daſs dieſe Hoffnung unter den vielen, die mein Herz gegenwärtig hegt, eine der freudigſten iſt. Ich werde vor der Hand nicht heirathen, aus Mangel einer heirathsfähigen Connaiſſance, die ich mir allenfalls in der Zeitung ſuchen müſste, habe auch in der That die meiſte Luſt, noch ein fünf Jahre zu warten. Die Zeit bis dahin ſei Euch geweiht. Du denkſt wohl, ich habe gut verſchenken, etwas, was mir noch nicht gehört. Aber wahrhaftig, es müſste ein ganz beſonderes Unglück dazwiſchen fahren, wenn es nicht ſo kommen ſollte, wie ich es wünſche. Mein einziger Concurrent iſt der Bonner Biſchoff [1]), kein Gegenſtand! und Müller iſt Feuer und Flamme für meine Pläne.« Am 18. October 1834 erhielt er eine Anſtellung als Proſector mit einem Gehalt von dreihundert und achtzig Thalern und theilt den Eltern freudetrunken ſein Glück mit. »Ja, liebſte Eltern, Ihr dürft jetzt Euren Sohn als einen ſelbſtſtändigen Menſchen betrachten, und indem ich mir noch eine kleine Abrechnung über die Vergangenheit vorbehalte, darf ich heute die Bitte an Euch richten, daſs Ihr Euer zum Wohlthun geneigtes Herz Euren übrigen Kindern zuwenden mögt. Mir genügt fortan an Eurer Liebe, Eurer Theilnahme.« Leider war freilich ſeine Berechnung keine ganz richtige geweſen, ſo daſs er dem Edelmuth gegen ſeine Schweſter und Mathieu, welche mit Schmerzen auf die Möglichkeit warteten, ſich zu verheirathen, Zügel anlegen muſste. Denn

---

[1]) Der ſpätere Profeſſor der Anatomie in München.

nicht allein war der Gehalt ſeiner neuen Stelle weit geringer ausgefallen, als ſeine gegen Mathieu ausgeſprochenen Hoffnungen vorausſetzten, ſondern er ſah ſich auch in ſeiner Erwartung, die Lehrerſtelle an der Kunſtakademie zu erhalten, getäuſcht. Er ſchreibt darüber nach Hauſe: »Daſs ich Euch mit der Ernennung zur Profectur noch einmal eine Freude habe machen können, iſt mir um ſo lieber, da es mit der anderen Anſtellung wohl bei der vorläufig genoſſenen Freude bleiben möchte. Ich muſs Euch ſchon den ganzen Hergang erzählen, um nicht ſo leichtſinnig zu ſcheinen, als ich ſcheine. Als die Stelle vor drei Monaten frei wurde, ſah ich nur einen einzigen, der ſie mir ſtreitig machen konnte, meinen Freund Froriep. Ich ging daher zu ihm und ſprach, wie Abraham zu Loth, darum keine Feindſchaft, wenn Du um die Stelle einkommen willſt, da Du die Fähigkeiten dazu haſt, tüchtiger Zeichner und Familienvater biſt, ſo trete ich zurück, obgleich man mich dazu aufgefordert hat. Man nannte mein Betragen damals nobel. Froriep ſchrieb an ſeinen Vater nach langem, edelmüthigem Wettſtreit, und der Vater, der beiläufig geſagt ein ganzer Politicus iſt, rieth ihm, ſich nicht zu melden, d. h. mit anderen Worten, ſich aus den vierhundert Thalern nichts zu machen, da er ja noch da ſei. Froriep geſtand mir, daſs ihm dieſer Beſcheid ſehr erwünſcht war, da er nunmehr das Einkommen nicht zu berückſichtigen habe und die Beſchäftigung ihn doch zerſtreut haben würde. Ich melde mich und Alles geht gut. Ich reiſe ab, ich komme zurück, frage nach, Geh.-Rath Schultz, Prof. Rauch und der Director der Akademie, Schadow, die die erſte

Stimme haben, verſichern mich des beſten Gelingens. Nur gehe die Sache langſam und der Miniſter brauche Zeit, wie immer. Auf einmal erſcheint der alte Froriep hier, geht zu Miniſter und Räthen herum und mein Freund eröffnet mir mit Betrübniſs, daſs er aufgefordert ſei, um die Stelle einzukommen. Die Sache hängt nach meinen ſchwachen Einſichten ſo zuſammen. Der alte Froriep macht den Behörden Vorſtellungen, daſs ſein Sohn nun ſchon drei Jahre hier Profeſſor ſei, leſe und noch immer kein Gehalt habe. Der Miniſter ſieht ein, daſs die Klagen gerecht ſind, und wenn er es nicht einſieht, ſo giebt er wenigſtens dem alten Froriep nach, mit dem er ſehr cordial ſteht. Der Miniſter hat aber, wie gewöhnlich, kein Geld disponibel. Da fällt ihm die noch unbeſetzte Stelle bei der Akademie mit vierhundert Thalern ein. Ich, der einzige Bewerber, ein unverheiratheter und junger Menſch, kaum in den Staatsdienſt eingetreten, beziehe ſchon fünfhundert Thaler. Damit mag ich zufrieden ſein und die vierhundert akademiſchen können dazu verwandt werden, einem anderen fürs Erſte das Maul zu ſtopfen. Dazu muſs dieſer andere einkommen und Papa Froriep bringt die Aufforderung und wahrſcheinlich auch die Verſicherung des Gelingens mit nach Hauſe. Ob es von Froriep Recht iſt, ſein mir gegebenes Verſprechen zurückzunehmen und dennoch mit mir zu concurriren, will ich nicht entſcheiden. Iſt es ein krummer Weg, ſo hat der Alte daran hauptſächlich Schuld und ich habe meinen Stolz darein geſetzt, daſs unſere Freundſchaft an dieſer Carambolage wenigſtens nicht ſcheitern ſollte. Ich ſagte Froriep, daſs ich meine Sache verfolgen werde, weil ich es angefangen

habe, und weil eine abſchlägige Antwort für künftige Fälle gleich wieder als ein Motiv zu benutzen ſei, um eine bejahende zu erhalten. Doch habe ich keine meiner geheimen Triebfedern und Connaiſſancen in Bewegung geſetzt und unſere Eingaben liegen nun brüderlich zuſammen beim Miniſter. Ihr ſeht wohl ein, daſs unter dieſen Umſtänden wenig für mich zu hoffen iſt, beſonders da es bei dieſer Anſtellung nicht auf Verdienſte ankommen kann, wo es nur Aufgabe iſt, Sachen, die uns ganz alltäglich ſind, den Künſtlern mundgerecht zu machen. Ich bin ruhig mit dem Bewuſstſein, die Ehr' und dies alternde Haupt gerettet zu haben und wünſchte nur, daſs dieſer Zuſtand der Zweifelhaftigkeit aufhöre, da ich doch nicht eher Luſt habe, mich ernſthaft auf irgend etwas Anderes zu werfen. Um die Erlaubniſs zum Leſen bin ich indeſs eingekommen und habe die gegründete Hoffnung, ſie noch vor Ablauf des Winters zu erhalten.

Ich bin übrigens ganz in der Verfaſſung, wie es in zweifelhafter Lage nöthig iſt, daſs ich mich mit jeder Entſcheidung werde freuen können. Denn daſs ich bei den Geſchäften, die mit meiner noch neuen Profectorſtellung verbunden ſind, mit einigem Schrecken an Vermehrung der Arbeiten denke, kann ich nicht verhehlen. Nur verſteht mich recht! Ich habe nicht ſo viel zu thun, daſs ich nicht noch für mich arbeiten könnte, aber gerade dieſe mir übrig bleibende Zeit, die ich zu wiſſenſchaftlichen Privatbeſchäftigungen und zum Studiren benutze, möchte ich nicht gern noch durch Unterrichtsſtunden geſchmälert ſehen. Ich habe bisher jede Gelegenheit vermieden, Geld zu erwerben, wenn ſie mich von meinem eigentlichen Ziel entfernte

Einmal laſſe ich mich verführen, weil die Gelegenheit zu lockend und die Arbeit zu leicht iſt, aber nun hat vielleicht der liebe Gott Mitleid mit meiner Schwäche und ſchickt mir einen Concurrenten.

Uebrigens geht mir's mit meiner Geſundheit und meinem Aemtchen vortrefflich. Das Verhältniſs zu Müller iſt ganz ſo, wie ich mir's vorgeſtellt hatte und das will viel ſagen, denn ich hatte mir es ſehr ſchön vorgeſtellt. Ich ſuche, wo ich kann, gern ein Uebriges zu thun, und er, ohne etwas darüber zu ſagen, erkennt es doch an und ſucht mir meine, für den Anfang nicht geringe Arbeit ebenſo ſtillſchweigend zu erleichtern. Ich ſehe es immer noch mehr ein, welch ein unſchätzbares Gut ich an der geprüften Freundſchaft dieſes ausgezeichneten Mannes habe. Ich habe nun auch einen Aſſiſtenten, und zwar in der Perſon des kleinen Friedländer, den Ihr kennt. Er hilft mir bei meinen Arbeiten, wenn es nöthig iſt, dafür genieſst er meinen ſpeciellen Unterricht im Seciren und ich genieſse dafür wieder dann und wann ein Diner bei ſeinen Eltern. Er iſt recht fleiſsig und beſcheiden und ich denke, wir werden beide mit einander zufrieden ſein.«

Mit Ende des Jahres 1834 war vom Miniſter ein definitiver Entſcheid getroffen, über welchen es heiſst: »Die akademiſche Angelegenheit iſt endlich, wie ich es geahnt hatte, entſchieden, hat mir aber noch viele Unruhe und einige Freude gemacht. Allerdings ſah ich bald ein, daſs es nicht an ſeinem Platze ſei, hier der erſten groſsmüthigen Regung zu folgen, und ohne mir mit falſchen Hoffnungen zu ſchmeicheln, wollte ich wenigſtens in offener ehrlicher Fehde gegen Fro-

riep das Meinige thun. Ich legte daher der Akademie meine Zeichnungen vor, beſuchte die einzelnen Mitglieder des akademiſchen Senats und hatte die Satisfaction, daſs ſie ſich einſtimmig für mich erklärten, und da ſie mich für beſonders befähigt zu dieſer Stelle hielten, den Miniſter baten, mir dieſelbe zu übertragen. Indeſs hatte der Miniſter, ohne auf ihre Vorſchläge zu hören, Froriep die proviſoriſche Ernennung zugeſchickt. Die Akademie iſt darüber höchſt aufgebracht und beabſichtigt, zu proteſtiren. Das iſt nun ziemlich gleichgültig, denn der Herr Miniſter wird ſeinen Entſchluſs nicht widerrufen. Daſs es mir aber eine Genugthuung iſt, und in anderer Beziehung nützlich werden muſs, da der Miniſter ein Unrecht an mir gut zu machen hat, ſeht Ihr leicht ein. In der That hat er ſich, als ich neulich eine Audienz bei ihm hatte, ſehr freundlich gegen mich ausgeſprochen und verſprach mir, dafür zu ſorgen, daſs ſich meine Stellung verbeſſere durch eine mehr wiſſenſchaftliche Beſchäftigung, als dieſe Stelle an der Akademie geweſen wäre. Ich darf demnach hoffen, daſs ich, wenn auch für den Augenblick ſich kein Erſatz finden ſollte, um ſo eher Anſprüche an eine auſserordentliche Profeſſur machen kann (eitle Hoffnung!), und das wäre freilich ein Gewinn, da es immer vortheilhafter iſt, ſich in der eigentlichen Carrière zu verbeſſern, als durch zerſtreuende Nebenämtchen. Wie die Sache nunmehr gekommen iſt, hat ſich mein altes Glück wieder bewährt. Ich habe, wenn nicht an Geld, doch an Ehre dabei gewonnen; ich darf mit ungekränktem Stolz neben meinem glücklichen Concurrenten auftreten, und daſs unſer freundſchaftliches Ver-

hältnifs nicht dadurch gelitten hat, ift etwas, was er und alle, die die Umftände kennen, mir hoch anrechnen. Müller erklärt mir jetzt, dafs es ihm fehr lieb fei, dafs ich nicht reüffirt habe, feinet- und meinetwegen und das ift auch von Wichtigkeit.«

Die Akademie gab fich noch immer nicht zufrieden, fie liefs Froriep nicht zum Lefen zu, mufste aber natürlich fchliefslich auf einen Machtfpruch des Minifters hin ihren Widerftand aufgeben.

Um fich für das Scheitern diefer Hoffnung fchadlos zu halten, fuchte nun Henle bei der Facultät fogleich die Erlaubnifs zur Habilitation nach, und las auch einftweilen als Privatlehrer mit Beifall ein (nicht näher bezeichnetes) Colleg vor fechzehn Zuhörern. Das Minifterialrefcript, welches auf feine Eingabe antwortete, war nun aber eine arge Enttäufchung und wohl geeignet, ihn zu beunruhigen; es lautet: »Bei Rückfendung fämmtlicher Anlagen Ihrer Vorftellung vom 4. Januar d. J. eröffnet Ihnen das unterzeichnete Miniflerium hierdurch, dafs Ihrem Gefuche um Zulaffung als Privatdocent in der hiefigen medicinifchen Facultät nicht gewillfahrt werden kann, da Sie nach der eingeholten Erklärung der Königlichen Minifterial-Commiffion bezüchtigt find, Mitglied des engeren Vereins der Burfchenfchaft in Bonn gewefen zu fein, und bei diefer Anfchuldigung, worüber die gegenwärtig bevorftehende gerichtliche Unterfuchung erft das Nähere ergeben wird, Ihre Zulaffung als Privatdocent an einer inländifchen Univerfität nicht ftatthaft ift. Ob es thunlich fein wird, Sie unter diefen Umftänden als Profector noch weiter fungiren zu laffen, hierüber mufs das Miniflerium feinen noch zu faffenden Befchlufs

von dem Gange und Ergebniſſe der bevorſtehenden gerichtlichen Unterſuchung abhängig machen. gez. Altenſtein.«

Das waren ſchöne Ausſichten, eine in optima forma angekündigte Criminalunterſuchung! Und Jedermann wuſste, daſs mit dergleichen nicht zu ſpaſsen war, ſaſs doch Henle's Studienfreund Compes [1]) bereits auf der Feſtung Weſel. Die öffentliche Meinung war denn auch äuſserſt erregt, bald ſollte der, bald jener gefänglich eingezogen ſein. Eines Morgens hieſs es ſogar, Müller, welcher ebenfalls alter Burſchenſchafter war, ſei zuſammen mit ſeinem Proſector von der Anatomie weggeholt und verhaftet worden.

Daſs unter dieſen Umſtänden nicht viel von Schriftſtellerei die Rede ſein konnte, verſteht ſich von ſelbſt, dazu fehlte ſelbſt einem Henle die Sammlung. Ein Aufſatz über Branchiobdella und die Deutung der Geſchlechtstheile bei den Anneliden und hermaphroditiſchen Schnecken, eine Reihe von Artikeln im Berliner encyklopädiſchen Wörterbuch und ein paar ganz unbedeutende Notizen ſind denn auch die einzigen Publicationen, welche die beiden Jahre 1835 und 1836 brachten.

Der Aufſatz über Branchiobdella etc. trug ihm viele Anerkennung ein und war ihm beſonders dadurch nützlich, daſs er Alex. von Humboldt auf ihn aufmerkſam machte, der die Begegnung mit dem unbekannten Doctoranden in Paris längſt wieder vergeſſen haben mochte. Er ſchreibt einmal an Henle: »Ihre letzte, überaus ſchöne Arbeit über die Deutung der inneren Geſchlechtstheile der Anneliden iſt bei mir in friſchem Andenken. Das iſt nicht unklare

---

[1]) Er flüchtete erſt ins Ausland, wurde nachher noch verurtheilt und feſtgeſetzt. Später ein ſehr angeſehener Anwalt in Cöln.

Symbolik, ſondern feine Anatomie, die einen befriedigenden klaren Eindruck zurückläſst.« Der Artikel über Galle im encyklopädiſchen Wörterbuch enthält bereits die Entdeckung des Epithels der Gallenblaſe, jedoch gewiſſermaſsen noch unbewuſst, denn wenn auch die »cylinderförmigen Körperchen« gut und richtig beſchrieben werden, ſo denkt der Entdecker noch nicht entfernt an ein Epithel. Am wahrſcheinlichſten iſt es ihm, »daſs ſie dem Pigment der Galle angehören, welches bekanntlich zuweilen ſehr bedeutende Concretionen bildet«.

Es wäre freilich unrichtig, wollte man aus der kleinen Zahl der Publicationen ſchlieſsen, daſs er nicht gearbeitet habe und ſich dem Müſsiggang hingegeben hätte, wie es ſo leicht geſchieht, wenn man einer wichtigen Entſcheidung bange entgegenharrt, ſondern er bemühte ſich eifrig, die begonnenen Arbeiten zu fördern, beſonders die Epithelien, welche er immer genauer kennen lernte, eingehend zu ſtudiren.

Um die Aufregung voll zu machen, traf nur eine Woche nach dem oben mitgetheilten verhängniſsvollen Miniſterialſchreiben ein Brief von Dorpat ein, welcher ihn dorthin an Rathke's Stelle, der nach Königsberg gekommen war, berief. Er wurde dem Adreſſaten durch Dr. Bidder überbracht und hatte folgenden Wortlaut:

»Hochverehrter Herr Profeſſor!

Erlauben Sie gütigſt Unterzeichnetem, ſich Ihnen als entfernten Collegen ergebenſt vorſtellen zu dürfen, nur eingeführt durch den gefälligen Landsmann, der als Ueberbringer dieſer Zeilen Sie in Ihren emſigen Studien und Forſchungen ſtört. Denn nicht ſind es dieſe zunächſt, die zu gegenwärtigen Zeilen Veranlaſſung geben, ſondern

deren Reſultat — Ihre eigene Stellung in der gelehrten Welt.

Es wird Ihnen, hochverehrteſter Herr Profeſſor, vielleicht, wenn Sie, der Entfernung ungeachtet, den Blick auf der Karte über Königsberg hinaus ſchweifen lieſsen — auch Dorpat nicht entgangen ſein, zumal da unſeres hochgeſtimmten Rathke's längſt gefürchteter und allgemein bedauerter Abgang von hier gewiſs Veranlaſſung gab, Dorpat zu nennen, wenn wir nicht hoffen dürften, daſs auch durch den wiſſenſchaftlichen Eifer ſo manches Zöglings unſerer Univerſität die Aufmerkſamkeit der Gelehrten Berlins auf unſer ſtilleres Leben erregt wurde. Doch eben jener Verluſt iſt es, der die mediciniſche Facultät, in deren Namen dieſe Zeilen geſchrieben ſind, nöthigt, ſich um Wiederbeſetzung der erledigten Profeſſur eifrigſt zu bemühen. Indem wir uns zu dem Ende an Sie, verehrter Herr College, wenden, muſs ich, um ehrlich zu ſein, geſtehen, daſs die Facultät es für ihre Pflicht gehalten hat, gleichzeitig ähnliche Schritte noch nach anderen Seiten hin zu thun [1]).

Nach dieſer Einleitung wage ich es, Ihnen im Namen der Facultät den Antrag zu machen: »in Rathke's Stelle zu uns nach Dorpat zu kommen.« — Es thut mir in dieſem Augenblick ſehr leid, Sie nicht zu kennen, da ich mir durchaus keine Vorſtellung machen kann, wie Sie dieſen Antrag aufnehmen werden, nichtsdeſtoweniger nehme ich

---

[1]) Es waren Heuſinger, Wagner und von Bär berufen worden, hatten jedoch ſämmtlich abgelehnt.

mir die Freiheit, nun auch die Bedingungen, die mit der Annahme der Profeſſur verbunden ſind, Ihnen kurz auseinander zu ſetzen, da Herr Dr. Bidder wohl die Gefälligkeit haben wird, Sie auf Ihren Wunſch mit den Details bekannt zu machen.

Die erledigte Profeſſur iſt für Phyſiologie und Pathologie, woran ſich die pathologiſche Anatomie knüpft, ſowie die Direction des pathologiſchen (noch ſehr kleinen) Kabinets. Rathke hat zwei Semeſter hindurch die Phyſiologie drei- oder fünfſtündig vorgetragen, auſserdem früher die Pathologie fünfſtündig in einem Semeſter, welche jetzt Prof. Erdmann ad interim übernommen hat, wofür dagegen Rathke wieder abwechſelnd Zoologie oder Zootomie las, da wir noch keine Profeſſur für Zoologie haben. Obwohl alſo dieſe Fächer nicht nothwendig mit der Profeſſur verbunden ſind, ſo kann, bis wir eine Profeſſur für Zoologie erhalten, doch nur der Profeſſor der Phyſiologie oder ein Privatdocent dieſes Collegium übernehmen. Der Gehalt beträgt 5400 R. (1600 Thlr.), die Collegiengelder etwa 1000 bis 1500 R. (300 bis 450 Thlr.), auſserdem wird noch die Reiſe bezahlt. Erſteres iſt für alle Profeſſoren gleich — ebenſo wie die Penſion für die hinterlaſſene Familie — nach dem Tode eines Profeſſors erhält die Frau 9000 R. und auſserdem, wenn ſich die Dienſtzeit über fünf Jahre belief, 1000 R. jährlich für ſich und 1000 R. für die Kinder. Nach fünfundzwanzig Jahren wird jeder Profeſſor mit vollem Gehalt, 5000 R., entlaſſen, die er als Penſion bis an ſein Lebensende, wo er will, verzehren kann. — Die gleiche Be-

foldung aller ordentlichen Profeſſoren und die daraus hervorgehende Gleichſtellung Aller übt auf das collegialiſche Verhältniſs einen ſehr weſentlichen vortheilhaften Einfluſs aus, während wir aber dadurch auf der anderen Seite verhindert werden, ausgezeichnete Männer, wie Rathke, durch Zulagen zu feſſeln. — Zu berückſichtigen iſt wohl auch, daſs wir hier jährlich etwa vierundzwanzig Doctoren kreiren, und etwa zehn examinirte Aerzte entlaſſen, was die Theilnahme der Facultätsglieder an ebenſoviel Examina erheiſcht.

Ich hoffe Ihnen hiermit ein hinreichend deutliches Bild von Dorpat entworfen zu haben, und bitte Sie nun recht dringend, ſich ſobald als es nur irgend möglich iſt, zu entſcheiden, da ſchon am 5./17. Juni die Wahl ſein ſoll. Mit Hochachtung empfiehlt ſich Ihnen

Dr. A. Hueck
d. Z. Dekan der med. Facult.

Dieſer Brief iſt nicht allein im Speciellen, ſondern auch ganz allgemein dadurch intereſſant, daſs er zeigt, wie wenig damals noch von einer Trennung der mediciniſchen Fächer die Rede war. Wie würde es heutzutage irgend Jemandem einfallen und einfallen können, einem Profeſſor zuzumuthen, menſchliche und vergleichende Anatomie, Zoologie, Phyſiologie, allgemeine Pathologie und pathologiſche Anatomie zu vertreten, ich ſage gar nicht zu beherrſchen.

Es iſt ein Glück zu nennen, daſs die ſpäteren Jahrzehnte mit dem alten Vielwiſſerthum aufgeräumt haben und daſs ſich die einzelnen Fächer durch immer

gröſsere Specialiſirung vertiefen konnten; doch muſs da auch wieder einmal Halt geboten werden, damit die Gefahr, ins umgekehrte Extrem zu verfallen, beſeitigt werde. Schon geht die Fühlung der Schweſterdisciplinen unter einander mehr und mehr verloren und wenn dem Anatomen aus der comparativen Schule die Phyſiologie ein böhmiſches Dorf iſt, wenn dem phyſiologiſchen Anatomen die embryologiſche Seite ſeiner Wiſſenſchaft unbekannt bleiben kann, wenn der eine nur mit dem Scalpell, der andere mit dem Mikroſkop unſere Kenntniſſe zu fördern vermag, ſo iſt dies ein ungeſunder Zuſtand, der ein Ende finden muſs, wenn nicht ſchlimme Folgen entſtehen ſollen. Zum Glück für die Wiſſenſchaft machen ſich in der Gelehrtenwelt mancherlei Anzeichen geltend, daſs man an eine Umkehr denkt und iſt nur erſt eine gröſsere Reihe von allgemeinen und fundamentalen Thatſachen der Discuſſion entrückt und zum Gemeingut geworden, dann werden ſich die Forſcher auch wieder auf eine höhere Warte ſchwingen und es wird eine Zeit kommen, in welcher an den Hochſchulen die ganze menſchliche Biologie in einer Hand vereint oder doch nur an zwei Vertreter vertheilt ſein wird; dies Ziel zu erreichen, wird die naturwiſſenſchaftliche Aufgabe des zwanzigſten Jahrhunderts ſein.

Henle antwortete auf den Dorpater Brief einſtweilen unbeſtimmt, um Zeit zu gewinnen und dem Miniſter die Sache vorzutragen, ſowie die Meinung ſeiner Eltern einzuholen. Ehe aber die Sache weiter fortgeſchritten war, erfolgte ſeine ſchon längſt drohende Gefangenſetzung in der Hausvoigtei wegen der Burſchenſchaft, von welcher unten noch mehr erzählt

werden ſoll, und es blieb ihm nun nichts übrig, als in Dorpat, wo man auf eine beſtimmte Anwort drängte, als Demagoge Farbe zu bekennen. Da war natürlich alles zu Ende. Hueck ſchreibt ihm: »Ich habe mich bewogen gefühlt, Ihre miſsliche Lage durch den Rector dem Curator der Univerſität mitzutheilen. Die Antwort war die gefürchtete; daſs ſich die Facultät nicht auf Präſentation eines jungen Mannes zur Profeſſur einlaſſen könne, welcher in eine Unterſuchung wegen Theilnahme an burſchenſchaftlichen Angelegenheiten verwickelt ſei, weil die Regierung die ausländiſchen Burſchenſchaften für gefährlich hält und ſchon die Theilnehmer an einer hieſigen Burſchenſchaft 1833, die von Sr. Majeſtät ſelbſt für eine Kinderei erklärt worden iſt, mit Excluſion beſtraft und mit dem Zuſatze begnadigt worden ſind, daſs dieſelben nie eine Anſtellung im Lehrfache erhalten ſollten.«

Da ſeine Eltern über die weite Entfernung von Dorpat nichts weniger als erbaut waren, da auch er ſelbſt vor derſelben bange war, da ihm von Leuten, welche die dortigen Verhältniſſe kannten, die Menge der Examina und Facultätsgeſchäfte und die Geringfügigkeit der wiſſenſchaftlichen Hülfsmittel nicht eben in roſigem Lichte geſchildert worden waren, ſo war ſeine Trauer über das Scheitern dieſer Hoffnung nicht ſehr groſs. Er mag es ſelbſt erzählen: »Geſtern Nachmittag endlich, als ich mit Mathieu [1]) vom Eſſen kam, fand ich den gefürchteten und gehofften Brief

---

[1]) Derſelbe war zur Ablegung ſeines Aſſeſſorexamens zu dieſer Zeit in Berlin.

aus Dorpat zu Hauſe. Er enthielt die Nachricht, auf die ich gefaſst war, daſs unter dieſen Umſtänden die Facultät ſich auf nichts einlaſſen könne. Die Sache iſt alſo abgethan und mein Leben wird nach dieſer kleinen Aufregung wieder ruhig in der alten und liebgewonnenen Bahn hier weiter flieſsen. Mathieu, der mich während der ganzen Zeit beobachtet hat, kann mir bezeugen, wie unbegrenzt meine Freude über dies traurige Ereigniſs war. Es wäre unverantwortlich geweſen, wenn ich dieſe Gelegenheit, mir eine ſorgenfreie Zukunft zu ſichern, ohne Weiteres abgewieſen hätte. Daſs aber ohne mein Zuthun die Sache ſich zerſchlagen, iſt der günſtigſte Ausgang, den ich erwarten konnte. Ich folge nun ohne Skrupel dem Zuge meines Herzens und die Anerkennung und der Ruf von dieſem Ruf bleibt mir doch. Der Brief von Hueck war ſehr ſchön und ſprach die gröſste Betrübniſs aus über den ungünſtigen Erfolg unſerer Unterhandlungen. Mir iſt jetzt Berlin erſt wieder recht lieb und wie neu gewonnen; und wenn ich Oſtern das Glück habe, bei Euch zu ſein, ſo hoffe ich auch, Euch zu überzeugen, daſs es der liebe Gott wieder bei dieſem Unglück, wie bei einigen früheren Körben, recht gut mit mir gemeint hat.«

So blieb denn Alles beim Alten; im October 1835 gab Müller die von Henle früher innegehabte Gehülfenſtelle an Th. Schwann, welcher ſchon in Bonn zu ſeinen Schülern gehört hatte. Derſelbe zog mit Henle in ein Haus zuſammen und befreundete ſich raſch mit ihm.

Ende April 1836 erfolgte die ſchon lange gefürchtete Suspenſion von der Proſectur, womit eine

Kürzung des Gehaltes um die Hälfte verbunden war und die Zeit wurde immer aufregender, je näher die Entfcheidung heranrückte. Endlich März 1837 wurde der Capitalverbrecher begnadigt, und in feine Aemter und Würden wieder eingefetzt. Nun erft begann eine Zeit ruhiger, zielbewufster und erfolgreicher Arbeit, von welcher erzählt werden foll, nachdem erft noch ein Blick auf das bisherige bürgerliche Leben und den Criminalprocefs Henle's geworfen ift.

Wie fchon erwähnt wurde, hatte Henle bei Frau Profeffor Hegel gemiethet, und war in ihrer Hut aufs Befte aufgehoben. Sein Sinn ftand jetzt und fpäter ftets nach einer Häuslichkeit, und es wollte ihm die gewöhnliche Junggefellenwirthfchaft mit ihrer Ungemüthlichkeit und der Vereinfamung, welche ein oberflächlicher Verkehr mit taufend Bekannten mit fich bringt, niemals behagen. Seine Wirthin, Frau Hegel, nahm fich feiner auf das Herzlichfte an und auch mit den Söhnen derfelben trat er in regen Verkehr, fo dafs er fich gewiffermafsen als zur Familie gehörig betrachten konnte. Nachdem fie ihm fchon einmal bei einem Anfall feines alten Beinleidens beigeftanden hatte, pflegte fie ihn auf das Befte in einem »gaftrifchen Fieber« (vermuthlich ein leichter Typhus), welches er im März 1835 durchzumachen hatte. In der Reconvalescenz fchreibt er nach Haufe: »Meine gute Wirthin, die mich in meiner Krankheit fo mütterlich gepflegt und mir noch jetzt, wenn ich nicht vor zehn Uhr ausgehe, eine Taffe Bouillon herüberfchickt, hat nun auch ein kleines gaftrifches Fieber bekommen.

Ich beſuche ſie täglich und es hat ſich durch dieſe wechſelſeitige Theilnahme eine Vertraulichkeit entwickelt, die mir ſehr wohl thut. Es iſt eine gar kluge, wohlthuende und gebildete Frau, vortreffliche Mutter ihrer Söhne, zu denen ich jetzt um ſo mehr gehöre, da die königliche Erſatzcommiſſion ſie neulich durch Reſcript ermahnte, ihren dritten Sohn, Jacob Hegel, Dr. med., wegen ſeiner Militärpflichtigkeit zu legitimiren. Der Irrthum einer hohen, wachſamen Polizei hat uns viel Stoff zum Lachen gegeben und ich muſste mir darum im Anfang meiner Reconvalescenz manchmal gefallen laſſen, bei ſchlechtem Wetter an der Thür zurückgeholt und in meiner warmen Stube feſtgehalten zu werden. Sie meint, meine liebe Mutter werde es ihr danken und ſie denke bei ihrer Sorgfalt um mich, der Himmel werde es ihren einſamen Söhnen in der Fremde [1]) entgelten laſſen. Es iſt ein Glück, unter ſolche Leute zu gerathen und ein erhebender Gedanke, ihrer Theilnahme werth gefunden zu werden.«

Auch in ſeinem Verkehr auſser dem Hauſe hatte er dauernd Glück und ſeine Liebenswürdigkeit, ſeine Heiterkeit und ſein Geiſt verfehlten nicht, ihn überall zum gern geſehenen Gaſt zu machen. Sein Kreis hatte ſich durch die Bekanntſchaft mit Bendemann, Magnus, Mendelsſohn ſehr erweitert, indem er allmälig mit den Familien dieſer Freunde in immer nähere Beziehung kam. Dieſelben gehörten der haute finance Berlins an und hingen wieder mit anderen Familien zuſammen, in welchen Henle ebenfalls Zutritt

---

[1]) Sie ſtudirten eben auswärts.

fand. Der geſellige Verkehr, welchen er pflegte, war ein ſehr lebhafter, man braucht ihn nur erzählen zu hören: »Seit die eigentlichen Wintergeſellſchaften (Anfang 1835) angefangen haben, bin ich faſt keinen Abend zu Hauſe. Sonntag war ich zum Thee und Tanz bei Rauch, Montag bei Banquier von Halle, Dienſtag bei Banquier Magnus, Mittwoch gab uns mein Freund, Profeſſor Magnus, in Folge einer an mich verlorenen Wette ein glänzendes Diner bei Jagor, Donnerſtag muſikaliſcher Abend bei Casper [1]). Eben Freitag zehn Uhr komme ich von einem immenſen Künſtler- und Gelehrtendiner bei Bendemann's, das mit Caviar anfing und mit Faſanen und Eis endigte. Morgen Abend ſoll ich im freundſchaftlichen Cirkel Froriep's Geburtstag feiern helfen und Sonntag Mittag hat ſich Juſtizrath Sulzer die Ehre ausgebeten.« Füge ich dazu noch das Mendelsſohn'ſche und Friedländer'ſche Haus, ſowie von gelehrten Freunden Müller, Wiegmann und Romberg, dann ſind alle genannt, mit welchen Henle intimeren Verkehr pflegte. Was in Berlin geiſtig Bedeutendes, litterariſch und künſtleriſch Hervorragendes vorhanden war, fand ſich in den Salons der genannten Familien zuſammen und es iſt kein Zweifel, daſs die groſse Feinheit und Leichtigkeit des Verkehrs, welche den Gelehrten zierte, zu einem guten Theil in jenen weltmänniſchen Kreiſen Berlins erworben war. Von den mediciniſch-naturwiſſenſchaftlichen Bekannten machte augenſcheinlich Casper das gröſste Haus, denn muſikaliſche Abende löſten ſich mit gröſseren und kleineren dramatiſchen

---

[1]) Profeſſor der gerichtlichen Medicin.

Aufführungen ab. Es wird kaum von einer Einladung daſelbſt erzählt, wo nicht irgend eine derartige angenehme Ueberraſchung für die Gäſte vorbereitet wurde. Henle hatte ſtets ſeine Rolle dabei. Von den anderen ſtanden ihm, abgeſehen von Müller, Froriep und Wiegmann am nächſten. Was die auſserakademiſchen Kreiſe anlangt, ſo blieb nach wie vor die Familie ſeines Freundes Bendemann diejenige, mit welcher er am herzlichſten verkehrte, auch bei Magnus war er viel zu ſehen. Der Ton im Mendelsſohn'ſchen Hauſe ſagte ihm weniger zu; allerlei Diplomaten und andere vornehme Leute machten, daſs er nicht recht warm wurde, er hatte das Gefühl, nicht dahin zu gehören, ihm war es wohler in den Kreiſen, in welchen neben künſtlerischer und äſthetiſcher Anregung auch ein zwangloſer Ton herrſchte.

Von ſeinen jungen Freunden war ihm allmälig Guſtav Magnus am meiſten ans Herz gewachſen und beide wurden von Tag zu Tag unzertrennlicher. Ebenſo wie Henle mit Bendemann's Bruder, welcher Juriſt war, näher bekannt wurde, befreundete er ſich auch mit Eduard Magnus, dem Maler, näher.

Schon oben wurde erwähnt, daſs der burſchenſchaftliche Verbrecher in dieſer äuſserlich ſo vergnügten Zeit ſtets zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebte und bei den Verhaftungen, welche ringsum durch die Miniſterialcommiſſion, beſtehend aus den Miniſtern Kamptz und Mühler, angeordnet wurden, das Herz wohl häufig genug ſchlagen fühlte. Als der Blitz endlich einſchlug, war Henle daher zwar nicht unvorbereitet, doch kam es ihm trotzdem unerwartet, als ihn die Polizei am 2. Juli 1835 in aller Frühe aus

dem Bette holte, denn noch kurze Zeit vorher hatte er ſeinem Schwager Mathieu geſchrieben, er denke, die Sache würde mit ein paar Verhören abgethan ſein. Die erſten Tage ſeiner Gefangenſchaft in der Hausvoigtei waren ſehr leidensvolle; er hatte keine Lectüre, als die Bibel, und Niemand aus ſeinem groſsen Bekanntenkreiſe kümmerte ſich um ihn. Er muſste ſich, ſo abgeſchnitten von der Welt und nur im Verkehr mit dem gefürchteten und verachteten Dambach, wie ein Ausgeſtoſsener vorkommen. Die Sache erklärte ſich nachher allerdings ſehr einfach. Frau Hegel, ſeine Wirthin, war verreiſt und es befand ſich nur ihre Dienerin zur Aufwartung in der Wohnung. Dieſe ſchämte ſich aber für ihren Inquilinen, als er im Morgengrauen abgeführt und die Siegel an ſeine Effecten und die Stubenthür angehängt wurden, ſo ſehr, daſs ſie die Thürklinke mit einer Schürze zuhing und den beſuchenden Freunden hartnäckig den Beſcheid gab, der Herr Doctor ſei ausgegangen. Als erſt durch Müller und den befreundeten Juſtizrath Sulzer Henle's Unglück in weiteren Kreiſen bekannt geworden war, ging es wie ein Lauffeuer durch die Stadt und Alles wetteiferte, um ihm ſeine Leidenszeit erträglicher zu machen, die Seinen zu tröſten und ihnen Hoffnung auf baldige Befreiung zu geben. Der Gefangene hatte ſich mittlerweile etwas an die Iſolirung in ſeiner Zelle gewöhnt und hatte auch Bücher erhalten, ſo daſs er nicht mehr ganz allein auf das Leſen der Bibel beſchränkt war. Er benutzte den gröſsten Theil der langen Stunden des Tages dazu, um Däniſch zu lernen. War er müde vom Leſen, dann gab er ſich ſeinen Gedanken hin. Er ſchreibt darüber den Eltern

aus der Hausvoigtei: »Ich habe in dieſen Tagen der Einſamkeit ein Talent an mir kennen und ſchätzen gelernt, dem ich es verdanke, daſs ich auch unbeſchäftigt mich nicht langweilen durfte; den Tag über pflegte ich zu arbeiten, am Abend aber, wo ich ſonſt die Welt auffuchte, zog ich mich jetzt in mich ſelbſt zurück und lebte die vergangenen Zeiten mit aller Lebhaftigkeit wieder durch. Kein Winkel meines Gedächtniſſes, ich glaube, kein wichtigeres Factum, keine intereſſante Bekanntſchaft aus den letzten zwölf bis dreizehn Jahren iſt unberührt geblieben und alle Geſtalten traten mit einer Friſche hervor, ich ſah ihre eigenthümlichen Manieren, hörte die bekannten Stimmen, ſah mich in den damals gewohnten Umgebungen und ſo verlebte ich die Zeit ſchneller und nicht minder angeregt, als da mich die Originale zu den Copien beſchäftigten, die mir jetzt vor dem inneren Sinn vorüber zogen. So habe ich mit Muſse in kurzer Zeit mein ganzes Leben wieder durchgemacht; ich fand es für meine Jahre nicht arm an Ereigniſſen und mehr vielleicht wird es Euch freuen, wenn ich Euch die Verſicherung geben kann, daſs ich über nichts Reue fühlen muſste. An manche Verirrung habe ich, Euretwegen, mit Wehmuth zurückgedacht, doch nicht ohne Lächeln und Ihr werdet es vielleicht jetzt auch ſo machen. Ich muſste mir geſtehen, daſs ich manchen dummen Streich gemacht habe, wie z. B. auch den, um deſswillen ich jetzt die Schildwachen vor meiner Thüre auf und ab ſpazieren höre; indeſs ſind dieſe dummen Streiche aus derſelben Quelle gefloſſen, wie die guten und hätte mich Ehrgeiz nicht getrieben, eine Rolle unter den Studenten zu ſpielen, ſo hätte

er mich auch zu manchen anderen Anſtrengungen nicht befähigt, deren Früchte mir heilſam geworden ſind. — Wenn ich es nun Eurer Erziehung, liebe Eltern, verdanke, daſs ich ohne Reue zurückblicken kann, ſo danke ich es der Erziehung des Schickſals, das ſich bisher uns ſo mild erwies, daſs ich nur mit frohen Hoffnungen in die Zukunft ſehe, und die wachen Träume von künftigem Glück haben mir noch manche der Arbeit beſtimmte Stunde geſtohlen.«

Die ſchmale Gefangenenkoſt, welche anfangs, nur mit einem Schluck Waſſer befeuchtet, Henle's Nahrung bildete, erfuhr nach den erſten zehn bis vierzehn Tagen eine Verbeſſerung, was weſentlich den unabläſſigen Bemühungen ſeiner Freunde Froriep und Guſtav Magnus zu verdanken war. Ja, ſie hatten es ſogar, »zum erſtenmal, ſeit die Hausvoigtei ſteht«, durchgeſetzt, daſs er Wein bekam. Der ſchlimmſte Tag für den Eingekerkerten war zweifellos ſein auf den 19. Juli fallender Geburtstag, aber auch er ſollte nicht klanglos vorüber gehen, Frau Profeſſor Wiegmann hatte ihm ein ſchönes Brieftäſchchen geſtickt, was Herr Wiegmann ſelbſt ins Gefängniſs brachte. Magnus hatte es veranſtaltet, daſs der Gefangenwärter Morgens gratulirte und Mittags bekam er ſogar ein Glas Eis! bei der herrſchenden Hitze, welche in der engen Zelle doppelt drückend war, keine geringe Annehmlichkeit. Die Zelle ſelbſt war und blieb das Schlimmſte an der ganzen Gefangenſchaft. Sie war nicht nur klein und ſchlecht, ſondern wimmelte auch von Ungeziefer aller Art, ſo daſs die Erinnerung gerade daran noch in ſpäten Jahren Henle ganz beſonders unangenehm war. Die Sonntage ſpielten während der Gefangenſchaft eine Hauptrolle; denn

aufser feinen juriftifchen Bekannten, Juftizrath Sulzer und Referendar Bendemann, durften ihn feine Freunde nur an diefem Wochentage und zwar in Gegenwart des Inquirenten Dambach befuchen. Da galt es vorfichtig und nach Verabredung handeln, und unter Leitung von Magnus brachten fie es auch fertig, ihm möglichft viel zuzuftecken, was ihm in feiner Einfamkeit zur Erleichterung dienen konnte, befonders fpielten heimlich zu rauchende Cigarren und Lichterftümpfchen eine grofse Rolle, welch' letztere er in den fpäten Abendftunden noch brennen konnte, nachdem ihm der Gefangenwärter die officielle Beleuchtung weggenommen hatte.

Aber auch, wenn es nicht gelungen war, dem Verbrecher eine Cigarre zuzuftecken, hatte doch der glückliche Fund eines Cigarrenftummels beim Spaziergang auf dem Gefängnifshof dafür gefor gt, dafs er des gewohnten Abendgenuffes nicht zu entbehren brauchte. Er durfte reglementsmäfsig nur bei jenem Spaziergang eine Cigarre rauchen, welche er zu diefem Zweck vom Gefängnifswärter ausgeliefert bekam. Bei feiner Rückkehr in die Zelle mufste er den Stummel an den Wache ftehenden Soldaten abliefern. Als er nun jenen weggeworfenen Stummel gefunden hatte, fteckte er feine Cigarre, die ihm um die Stunde des Spaziergan ges wenig zufagte, wieder ein, und gab den erfteren ab. Die eigene Cigarre wurde des Abends behaglich geraucht und der Stummel zum Abgeben für den nächften Tag forgfältig aufbewahrt.

Angefichts diefer Quälereien, welchen der junge Gelehrte ausgefetzt war, fragt man fich immer wieder, wozu? Jedermann wufste, dafs er nicht daran denken

konnte und wollte, ſich etwa der Unterſuchung durch die Flucht zu entziehen, und dabei war er ja in Berlin ſelbſt, daher vom Inquirenten jederzeit ſehr leicht zu erreichen. Die Unterſuchung hatte vor ſeiner Siſtirung begonnen und wurde nach ſeiner Freilaſſung noch lange fortgeſetzt, ſo daſs alſo zu der mehrwöchentlichen Freiheitsentziehung kein plauſibler Grund zu finden iſt, wenn man nicht annehmen will, daſs die Vexation nach auſsen hin einen heilſamen Schrecken verbreiten ſollte. Henle ſelbſt hat die Affaire nicht vergeſſen können und er hätte gewiſs ſeinem preuſsiſchen Vaterlande ſeine Dienſte nicht ſo lange entzogen, wenn er nicht durch ſeine damaligen Erlebniſſe eine lange dauernde Averſion gegen die inneren Verhältniſſe desſelben bekommen hätte.

Dabei wäre es aber ſehr irrig, wenn man glauben wollte, daſs ihn während der Leidenstage die gleichmäſsige und ruhig freundliche Grundſtimmung, welche ihn ſtets auszeichnete, verlaſſen hätte. Ein claſſiſcher Zeuge, der Thürhüter der Hausvoigtei, ſagte einige Zeit ſpäter zu Henle's Schwager Mathieu, gelegentlich eines Beſuches bei einem anderen politiſchen Gefangenen, ganz bewegt über ihn: »Das iſt eine gute Seele. Wie wir den hier vermiſſen, können Sie ſich nicht vorſtellen. Könnten wir ihn nur wieder hier haben —!«

Gleich nach ſeiner Gefangenſetzung begannen die Agitationen ſeiner Freunde, welche Himmel und Hölle in Bewegung ſetzten, um ihm wieder die Freiheit zu verſchaffen. Müller, der gewiſs Manches hätte thun können, war in ſolchen Dingen gar zu unpraktiſch; hatte er doch einen Brief von

Mathieu, in welchem allerlei Verfängliches ſtand, ganz naiv an den Inquirenten Dambach abgegeben, der ihn auch richtig zu den Acten nahm. Er begnügte ſich, Henle's Unabkömmlichkeit als Profector nachdrücklich zu betonen. Wirkſamer war es, daſs A. von Humboldt ſich für den aufſtrebenden Gelehrten intereſſirte, und daſs auch der Miniſter von Altenſtein von allen Seiten zu Henle's Gunſten bearbeitet wurde, was zu einem guten Theil auf Rechnung der unermüdlichen Thätigkeit ſeines vertrauteſten Freundes Guſtav Magnus zu ſetzen iſt. Nur natürlich alſo, daſs unter dem Druck dieſer Vorgänge die Unterſuchung raſcher ging, als bei den zahlreichen armen Teufeln, um die ſich Niemand kümmerte. War dieſelbe aber beendigt, dann muſsten dieſe letzteren noch mindeſtens drei Wochen ſitzen, indem die Acten für gewöhnlich ans Kammergericht gingen, und von da aus dem Miniſterium vorgelegt wurden, welches beſtimmte, ob der Angeſchuldigte vorläufig in Freiheit geſetzt werden durfte. Dann erſt erhielt der Inquirent die Acten zurück und traf danach ſeine Verfügung. Daſs eine ſolche Acten-Reiſe mehrere Wochen dauerte, wird Niemanden verwundern. Banquier Magnus erwirkte durch häufige Sollicitationen und eine Eingabe an den Miniſter Mühler die ganz ungewöhnliche Ausnahme, daſs das Miniſterium ſchon vor Schluſs der Unterſuchung das Kammergericht ermächtigte, Henle's Freilaſſung zu veranlaſſen. So kam es, daſs er ſchon drei Tage nach beendigtem Verhör, am 28. Juli 1835, wieder in Freiheit geſetzt wurde. Wenn man auch auf eine beſchleunigte Abwickelung des Verhörs und eine Verkürzung der Haft in den Kreiſen von Henle's

Freunden gehofft hatte, ſo kam die Rückkehr in die Geſellſchaft den meiſten doch gänzlich unerwartet; um ſo ſtürmiſcher geſtaltete ſich aber darum auch ſein Empfang. Am 29. Juli ſchreibt er: »Ihr werdet mir's nicht verdenken, liebſte Eltern, wenn ich heute die gehörige Ruhe noch nicht habe, um Euch meine Biographie zu geben. Ihr hättet geſtern mit mir ſein ſollen. Es war ein Triumphzug. Und das Schönſte war die Ueberraſchung meiner guten Freunde, die mir ſogar einen allerliebſten Kuſs von einer ſchönen Frau[1]) einbrachte, an den ich noch heute mit Pläſir denken kann, und zwar vor den Augen einer groſsen Kafegeſellſchaft. Ich bin geſtern nicht fertig geworden und gehe nun heute, jetzt um acht Uhr, nachdem ich mich wieder häuslich hier eingerichtet, weiter. Morgen Mittag bin ich bei Bendemanns, Freitag bei Sulzer. Die Woche wird wohl noch im Jubel vergehen. Eben erhalte ich eine Einladung für Freitag Abend bei Müllers.« Zwei Tage ſpäter. »Die erſte ſtürmiſche Freude iſt nun vorüber, ich bin wieder an den ruhigen Genuſs meiner Freiheit gewöhnt und habe ſogar geſtern wieder angefangen zu arbeiten. Das kann ich Euch nicht verhehlen, wie glücklich mich die Theilnahme meiner Freunde und wie ſtolz es mich gemacht hat, daſs auch ſolche, denen ich mich nur ſo von ferne geſellſchaftlich verbunden glaubte, ſich vielen, wahrhaft ſauren Bemühungen meinetwegen unterzogen haben. Die Freude, die ſich mir überall um ſo ungeheuchelter zeigte, da ich durch mein unerwartet frühes Erſcheinen alle meine Bekannten überraſchte, Umarmungen, Freu-

---

[1]) Frau Profeſſor Wiegmann.

denthränen, wie gefagt, es war ein Triumphzug und ich bin ftolzer, als wenn ich eine Schlacht gewonnen hätte. Ich kann Euch verfichern, dafs ich mich für zwei folche Tage, wie der Dienftag und Mittwoch waren, gerne wieder vier Wochen einfperren liefse.«

Man fieht aus diefen Ovationen, welche gewifs nicht ganz allein dem Individuum, fondern zum Theil auch der Sache im Ganzen galten, wie unfäglich unpopulär jene Verfolgungen der Burfchenfchaft waren. Henle felbft fagt, dafs der gröfste Theil der Schuld — wenn eine folche überhaupt anzunehmen ift — auf die akademifchen Behörden fällt, welche, wie fich beweifen liefs, von der Exiftenz der Verbindungen Kenntnifs hatten und dadurch, dafs fie diefe nicht unterdrückten, die jungen Leute in dem Glauben beftärkten, dafs die Verbindungen nur formell verboten feien, um etwaige Exceffe beftrafen zu können, übrigens aber geduldet und ignorirt wurden. Frau Nanny Müller äufsert fich über die Verhaftung: »Mich hat diefe Gefchichte, wie Alles, was jetzt derart im Werk ift, weniger erfchreckt als empört. Diefe Meinung ift ziemlich allgemein. Der Sohn des Profeffors und Geheimraths Bock, der eben fein Dienftjahr abmacht, auch Doctor ift, den hat man am hellen Tag mit vier Soldaten und einem Hauptmann nach der Hausvoigtei abgeführt. Entehrendes ift gar nichts mehr dabei, die Schande fällt all auf diejenigen, welche den Zeitpunkt zu benutzen wiffen, um durch Niederträchtigkeit emporzufteigen. — Wie kühn man hier fchimpft, das glaubt Ihr wohl gar nicht an Eurem Rhein. Bedauernswerth find die Väter, die an der Hausvoigtei gefehen werden, wie

ſie ſich bemühen, das Fenſter herauszuſuchen, wo ihr Sohn dahinter ſteckt.«

Müller hatte zu Henle geſagt, ſeine vier Wochen Hausvoigtei hätten ihn mehr vorwärts gebracht, als wenn er ein dickes Buch geſchrieben hätte, und es waren auch wirklich alle Kreiſe auf ihn aufmerkſam geworden. A. v. Humboldt war ſogar mit gallonirtem Bedienten bei Henle vorgefahren und war die drei Treppen hinaufgeklettert, um dem entlaſſenen Gefangenen demonſtrativ ſeinen Beſuch zu machen, was natürlich nicht verfehlte, Aufſehen zu erregen. Kamptz, welcher ſtets ſchlau berechnete, was er that, lieſs ſich Henle's Popularität nicht entgehen. Als er ihm einmal unter den Linden begegnete, hielt er ihn an und ging länger als eine Stunde mit ihm auf dieſer lebhafteſten Straſse auf und ab. Er konnte dabei nicht genug erzählen, wie ſehr er von der Unſchuld der armen Burſchenſchaften überzeugt ſei, und daſs die Sache gar nicht ſo ſchlimm gekommen wäre, wenn man nicht ſo auf eine geſetzliche Unterſuchung gedrungen und ſtatt dem Kammergericht ihm die ganze Sache überlaſſen hätte. Er ſei durch Erfahrung überzeugt, daſs die ehemaligen Burſchenſchafter immer die ausgezeichnetſten Beamten geworden wären, es ſeien gerade die trefflichſten, geiſtig thätigſten jungen Männer, welche ein miſsleiteter Trieb zu wirken in ſolche Verbindungen führe u. ſ. w. Der Spaziergang verfehlte natürlich nicht, das beabſichtigte Aufſehen zu machen und es muſs ſich komiſch ausgenommen haben, den wilden Demagogen und den grauſamen Demagogenfänger ſo einträchtig neben einander, wie Wolf und Lamm, ſpazieren zu ſehen. Doch gelang es

mit dieſen, wie mit allen anderen Mittelchen nicht, den Leuten Sand in die Augen zu ſtreuen und Jedermann wuſste damals und ſo lange Kamptz überhaupt lebte, was von ihm zu halten war.

Die Ende April 1836 erfolgte Suspenſion vom Amte gab Henle Veranlaſſung, eine Immediateingabe an den König zu machen, worin er unter eingehender Darlegung ſeiner Verhältniſſe bat, die Suspenſion bis zum erfolgten Urtheil aufzuheben. Er durfte zwar kaum hoffen, daſs dieſe Bitte Gewährung finden würde, doch war dies auch nicht der Hauptzweck, welcher erreicht werden ſollte. Alex. von Humboldt hatte gewünſcht, daſs ſein Schützling in irgend einer Angelegenheit ſich direct an den König wende, damit er Gelegenheit habe, ſich bei demſelben zu verwenden und auch die Miniſter für ihn zu intereſſiren. Er schreibt denn auch kurz nachher an Henle, daſs er eine weitläufige ſchriftliche Erklärung zu ſeinen Gunſten abgegeben habe, daſs er sich dringend beim Miniſter Grafen Lottum verwandt und »nichts verſäumt habe, was die hohe Achtung bewähren kann, die er für Henle, ſein Talent und ſeine Thätigkeit hege«. Ein weiterer Brief Humboldt's ſagt: »Der Miniſter Lottum hat mir ſoeben geſagt, daſs Ihre oder vielmehr meine Bitte mit freundlichen Ausdrücken für Sie der Miniſterialcommiſſion vom König empfohlen worden iſt. Er zweifle nicht an Aufhebung der Suspenſion. Ich habe ſogleich mich an Miniſter Kamptz und Herrn Mühler perſönlich gewandt und von beiden das Verſprechen erhalten, daſs ſie für den Antrag ſtimmen würden. Zugleich habe ich beiden die Sache in der letzten Entscheidung auf das Dringendſte empfohlen und Ver-

ſprechungen erhalten, von denen ich wünſche, daſs ſie gehalten werden mögen.«

Ganz ſo gut, wie es der wohlwollende Humboldt beabſichtigte, wurde es dem Petenten nicht, doch lieſs ihm der König am 21. Juni 1836 antworten, daſs eine Entſcheidung ausgeſetzt ſein ſolle, da das richterliche Erkenntniſs binnen Kurzem zu erwarten ſei. Ueber dieſes letztere aber habe er eine ſofortige Anzeige befohlen. Dies war ja vorläufig Alles, was erreicht werden ſollte.

Es hätten nun in der Zuversicht auf einen guten Ausgang des Proceſſes ruhige Wochen kommen können, wenn nicht der Kummer um die hoffnungslos erkrankte Mutter den Armen bitter gequält hätte. Trotz der Schwierigkeiten, welche es für ihn, der mit Stadtarrest belegt war, hatte, eine Reiſe zu machen, erwirkte er es doch, daſs er in den Ferien nach Hauſe eilen konnte, um ſeine Schweſter Marie zu ihrer kurz vorher in aller Stille ſtattgehabten Vermählung mit ſeinem alten Freunde Mathieu zu beglückwünschen und um die heiſs geliebte Mutter noch einmal zu ſehen, die den groſsen Wunſch ausgeſprochen hatte, vor ihrem Hintritt ihren Sohn, den Stolz der Familie, noch einmal zu umarmen. Als er ſich anschickte, wieder abzureiſen, zog die Mutter einen Ring, welchen ſie immer getragen, vom Finger und ſteckte ihn ihrem Sohne an. Die paar gleichgültigen Worte, welche dabei gewechſelt wurden, verhüllten nur schlecht den Schmerz von beiden, welche gleich tief die Bitterkeit der Trennung auf ewig fühlten. Er wandte sich mit dem unendlich wehmüthigen Bewuſstſein zum Gehen, daſs er der Behüterin ſeiner Jugend zum letzten Male

die Hand gedrückt. Ende October ſtarb ſie nach ſchweren Leiden und nur die Gewiſsheit, daſs der Tod eine Erlöſung geweſen, half den Angehörigen ihren Schmerz leichter tragen.

Bis das ungeduldig erwartete Erkenntniſs ausgeſprochen war, dauerte es bei dem ſchleppenden Geſchäftsgange noch geraume Zeit, denn erſt am 5. Januar 1837 wurde ihm daſſelbe publicirt. Es lautete auf ſechs Jahre Feſtung, Caſſation und Unfähigkeit, ſtaatliche Aemter zu bekleiden, und dies Alles dafür, daſs er dereinſt dem deutschen Gedanken begeiſtert Treue geschworen, daſs er bei harmloſen Geſprächen, bei Muſik oder Kartenſpiel auf ſeinem Zimmer von den Verbindungsgenoſſen ſeine Cigarren und ſeinen Tabak hatte rauchen, ſeinen Schinken und Wurſt hatte verſpeiſen laſſen, daſs er dem ziemlich öden Treiben nach Heidelberg hin entflohen war und daſs er nach der Rückkehr nach Bonn ſeine jüngeren Bekannten davor gewarnt hatte, in die Burſchenſchaft einzutreten, während ihm in der ganzen folgenden Zeit die anatomischen Fragen, die ihn bewegten und die gesellschaftlichen Verpflichtungen, welche ihm oblagen, keine Zeit gelaſſen hatten, an Politik auch nur zu denken. Wahrlich, lauter todeswürdige Verbrechen!

Obgleich ſofort nach der Urtheilsverkündigung die öffentliche Meinung aufs Beſtimmteſte eine Begnadigung annahm und obgleich Henle's einflufsreiche Freunde ihm die bündige Verſicherung gaben, daſs es ihm nicht fehlen könne, ſo lag es dem Verurtheilten ſelbſt ſehr daran, hierüber auch wirkliche Sicherheit zu gewinnen. Die hohen Gönner wurden alle nochmals in Bewegung geſetzt und das Geſuch um Be-

gnadigung abgefandt. Diesmal war es Minifter von Altenftein, welcher fich in wärmfter Weife für den feinem Reffort angehörigen Gelehrten verwandte, auch er war von Humboldt für Henle intereffirt worden. Noch mehr als vier Wochen dauerte die peinliche Lage zwischen Furcht und Hoffnung, bis er endlich von Humboldt am 2. März die völlige Begnadigung erfuhr, und auch kurz darauf die amtliche Anzeige davon erhielt. Die Scenen, welche schon nach der Befreiung aus der Hausvoigtei gefpielt hatten, wiederholten fich: »Befuche machen und empfangen, Glückwünsche, Umarmungen, weibliche Freudenthränen, männliche Küffe, Champagner, Berliner Pfannkuchen, Diners, Thees«, die Freude war allgemein. Dafs dies der Fall war, erklärt sich daraus, dafs Jedermann wufste, wie die Minifterial-Commiffion bis zum letzten Augenblick Alles angewandt hatte, um härtere Mafsregeln gegen Henle und 20 Leidensgefährten, welche mit ihm begnadigt worden waren, zu erwirken. Sie hatten es nur der Thätigkeit Humboldt's und, wie man sich erzählte, des Kronprinzen zu danken, dafs Alles zu gutem Ende gekommen war.

Es war eine ftürmifche Zeit, diefe Monate des politifchen Verbrecherthums und man kann sich denken, wie ungemein wohlthuend die innere und äufsere Ruhe nun für Henle war. Sociales Leben und wiffenfchaftliche Thätigkeit erfuhren in gleicher Weife die breiteſte Entfaltung. In erfterer Beziehung hatte ein Wohnungswechfel erheblichen Einflufs. Schon zum 1. October 1835 mufste er feine Zimmer bei Frau Hegel aufgeben, vermuthlich, weil deren Söhne heimkehrten. Er war

freilich besorgt, ob er ſeine mütterliche Freundin nicht recht vermiſſen würde, hatte aber das Glück, im Hotel Hilgendorf, wie er es ſcherzhaft nennt, einer Gaſtwirthſchaft weniger als dritten Ranges, wie er ernſthaft ſagt, eine Wohnung zu finden, die ihm zuſagte und wo er auch treffliche Gefährten fand. Hilgendorf, Friedrichſtraſse 66, hatte nämlich neben ſeiner im unteren Theile des Hauſes betriebenen Gaſtwirthſchaft die oberen Zimmer in zehn Wohnungen abgetheilt, welche er an Chambregarniſten vermiethete. Er galt als ſehr ordentlich und gefällig und hatte in der That auch ſtets treffliche Miethsleute. Nicht zum wenigſten hatte Henle an der neuen Wohnung die Möglichkeit angezogen, zu Hauſe eſſen zu können, da er, wie bemerkt, ein abgeſagter Feind des Garçonlebens war und danach ſtrebte, ſich ſtets ſo häuslich wie möglich einzurichten. Sein Schwager Mathieu, welcher eben nach Berlin gekommen war, um ſein Aſſeſſorexamen zu machen, zog ebenfalls ins »Hotel Hilgendorf« und das gemeinſame Mittagseſſen nahmen beide auf Henle's Stube ein. Als dritter im Bunde ſchloſs ſich ihnen der alte Bonner Freund Compes, welcher eben aus der Hausvoigtei entlaſſen worden war, an. Als Mathieu abging, bezog deſſen Wohnung der neue Gehilfe am anatomiſchen Muſeum, Theodor Schwann, und für die beiden Tiſchgenoſſen traten Dr. Schöll[1]) von Brünn, der an der Univerſität habilitirt war und an der Akademie der Künſte Mythologie und Kunſtgeſchichte las, und der Landſchaftsmaler Böhnisch ein, mit welchen er ſich bald herzlich befreundete. Er

[1]) Henle's nachmaliger Schwager, als Oberbibliothekar in Weimar verſtorben.

brachte ſie mit ſeinen alten Bekannten zuſammen, welche ebenfalls Gefallen an ihnen fanden. Beſonders wurde das Verhältniſs zwiſchen Schöll und dem Maler Eduard Magnus zu einem innigen Freundſchaftsbund fürs Leben. Wurde im »Hotel Hilgendorf« wieder ein Zimmer frei, dann occupirte daſſelbe entweder ein alter Bonner Bekannter, der eben einige Zeit in Berlin des Examens wegen zubringen muſste, ſo Maus, Sträter und Andere, oder Bekannte und Freunde neueren Datums zogen ein, wie der Dichter Lössel und der Architekt Strack, welchem Henle im Laufe der Zeit nahe kam. Beim Tode der Mutter bemühten ſich ſeine Freunde auf das Theilnahmsvollſte um Henle und während ihn Schöll und Böhniſch durch ihre Troſtesworte aufrichten, zeichnet ihm Bendemann das Bild der Verſtorbenen und Strack entwirft ein Grabdenkmal für ſie. Er hatte alſo wirklich keinen Grund zur Furcht, daſs er ſeine mütterliche Freundin Hegel gar zu ſehr vermiſſen würde. Als erſt die ſtürmiſche Demagogenzeit vorüber war, und er wieder ungeſtört arbeiten konnte, kehrte auch ſehr bald Ruhe und Heiterkeit bei ihm ein, welche ſtets ſein Gemüth in den Zeiten beherrſchten, in welchen er alle Hände voll intereſſanter und anregender Arbeit hatte. Mit Freude und Genugthuung conſtatirt er eine der ſeinen ähnliche Grundſtimmung auch bei ſeiner Familie, welche ſich von dem schweren Schlag, der ſie durch Verluſt der Gattin und Mutter betroffen, allmälig erholt hatte und ſchreibt darüber folgende Reflexionen nach Hauſe: »Ich habe jetzt wieder eine Philoſophie erfunden (Mathieu bewundert ja ſchon lange meine Stärke in ſolchen Erfindungen), wonach ich mir nicht nur erklären kann, warum wir

ſo vergnügt ſind, ſondern auch uns mit Sicherheit vorherſagen kann, daſs es ſo bleiben wird, wenn uns nicht der liebe Gott noch ganz beſondere Prüfungen aufgeſpart hat. Ich ſtelle mir nämlich vor, daſs jeder Menſch eine gewiſſe Quantität von Kraft, ſich zu freuen und von Sehnſuchtsvermögen beſitzt, welches in ſeiner Organiſation begründet iſt und mit einer gewiſſen Zähigkeit haftet, ſo daſs es wohl durch immer fort und fort in gleicher Weiſe wirkende Zufälle verändert werden kann, aber temporäre Anfeindungen auch zu verwinden und ſich in integrum zu reſtituiren im Stande iſt. Es giebt nun zwei Extreme von irdiſchem Glück und Unglück, das eine iſt, wenn man dauernd krank iſt oder auch nicht genug zu eſſen und ſich zu kleiden hat, denn Hunger und Froſt mögen wohl eine ähnliche Stimmung erzeugen, wie Krankheit. Das andere Extrem iſt, wenn man in allen menschlicher Weiſe ausführbaren Plänen und Wünſchen ganz unbeſchränkt wäre. Das erſte Extrem halte ich für reelles Unglück, doch führt es den Troſt mit ſich, daſs mit der Kraft überhaupt auch die Kraft ſein Unglück zu fühlen abnimmt; doch will ich, wie geſagt, keinem der krank iſt oder Hunger leidet oder friert übel nehmen, wenn er ſein Schickſal verklagt. Wie es einem in dem zweiten Extrem zu Muthe ſein mag, kann ich nicht aus Erfahrung beurtheilen und glaube auch kaum, daſs es irgend Jemand kann, da immer, abgeſehen vom phyſiſch Unmöglichen, auch phyſiſch erreichbare Wünſche unbefriedigt bleiben werden. Zwiſchen dieſen beiden Extremen liegt nun die Situation, auf welche ſich meine Theorie bezieht. In jeder Lage beſitzt man ſo viel und entbehrt man ſo viel,

dafs man ſich über das erſte freuen oder über das zweite grämen kann, je nachdem man Luſt hat. Ich ſehe Leute, die bei aller Urſache, glücklich zu ſein, ſich grämen und ſorgen, und andere, die in allem Mifsgeſchick, täglich geneckt von kleinen Schickſalsintriguen, dauernd verfolgt von allerlei Aergern, die ſie nicht abſchütteln und über die ſie nicht hinaus können, jeden Sonnenblick mit der ganzen Fülle eines befriedigten Gemüthes genieſsen. Soll ich dabei glauben, dafs ſolche äufsere Vor- und Nachtheile unſere Totalempfindung weſentlich ändern können? Mufs ich nicht mir vorausſagen, dafs, wenn ich jetzt das Wünſchenswertheſte erreicht habe, eine andere, neue Sehnſucht gerade mit derſelben Stärke lebendig werden mufs, mit der ich jetzt das Nächſte erſehne? Mit anderen Worten, das Maafs von Zufriedenheit über den Beſitz, das Maafs von Leere über die irdiſche Unvollkommenheit wird ſich in jedem auf die Dauer gleich bleiben und nur der Gegenſtand wird ſich im Fortſchreiten ändern, nur das Object des Verlangens wird ein anderes. Und darum iſt eben die angeborene Stimmung, die Blume der Genügſamkeit, ein ſo hohes, ein ſo beneidetes Gut; darum iſt es ſo unſinnig, wenn die Leute ſich fragen, ob ſie mit dieſem oder jenem tauſchen möchten. Wenn die erſte Freude, die erſte Ueberraſchung vorüber iſt, ſind wir in jeder neuen, veränderten Lage doch wieder nur wir ſelber, das was wir eben gewonnen haben, verſchmilzt zu einer nicht mehr trennbaren Maſſe mit dem, was wir immer hatten, und wir fangen wieder von vorn an zu wünſchen, wenn wir mehr das Talent zu wünſchen haben, als das zu genieſsen.«

Er war ſo glücklich, daſs er das Talent zu beiden in harmoniſcher Miſchung beſaſs; und nur daraus erklärt ſich ſein ganzes Leben, mit aller Arbeit, mit allen Erfolgen. Denn wer nur wünſcht, wird nie liebenswürdig ſein und wird nie die Energie für groſsartige Leiſtungen finden können; ein ſolcher hat nicht die Kraft, ſich an dem Erreichten zu freuen. Wer aber nur genieſst, wird zum Schwächling und verliert im Benutzen der Gegenwart den Ausblick in die Zukunft, der jedem Streben zu Grunde liegen muſs.

Wenn Henle auch genügſam genug war und die gute Laune nicht leicht verlor, ſo gehörte doch zu ſeiner völligen Zufriedenheit ganz entſchieden die Befriedigung ſeines muſikaliſchen Bedürfniſſes und erſt als er ein Streichquartett mit zuſagenden Freunden arrangirt hatte, fehlte ihm nichts mehr zur Glückſeligkeit. Die erſte Geige bei den regelmäſsigen Muſikabenden ſpielte der Maler Meyerheim, Henle die zweite, der Maler Zick die Bratſche und der Bibliothekar Bruns das Cello. Bald fand ſich auch eine zahlreiche Schaar von Zuhörern ein, von welchen der eine oder der andere gelegentlich auch muſicirte oder ſang, ſo daſs ſich die Abende für Alle ſehr genuſsreich geſtalteten.

Trotz des vergnügten und angeregten Lebens, welches er mit ſeinen Freunden und Bekannten führte, war er in nichts weniger als glänzenden Verhältniſſen, ja er hatte ſogar nicht ſelten geradezu mit Geldmangel zu kämpfen, um ſo mehr, als er ſich nicht enthalten konnte, für ſeine Bibliothek verhältniſsmäſsig beträchtliche Summen aufzuwenden. Er trug ſein Geſchick mit Humor und ſagt einmal: »Für jetzt fühle ich mich

mit meinen lieben Kameraden hier ganz behaglich in der Pauvretät. Ich habe nichts, als achtzig Thaler, die bei mir ein Freund deponirt hat, um ein Mikrofkop zu bezahlen, wenn es fertig iſt. Seit drei Monaten zieht mich der Opticus herum und ſeit dieſer Zeit war das Depoſitum ſchon dreimal unter uns vier vertheilt und wieder zuſammengekommen. Neulich, als mir Jemand von der Anatomie ein Käſtchen mit Inſtrumenten brachte, waren gerade Schöll und Böhniſch bei mir und wurden ganz blaſs, in der Meinung, es ſei das erwartete Mikrofkop. Jetzt iſt das Geld wieder fort und ich muſs meinen Hausgenoſſen aus meiner Taſche leihen. Vorgeſtern Abend ſprach mich Schöll im Theater, wozu ich die Billets vorgeſtreckt hatte, um zwei Sgr. an, um ſeinen Regenſchirm einzulöſen. Heute machte er mir den Vorſchlag, ihm noch achtundzwanzig Sgr. zu leihen, damit es gerade ein Thaler ſei. Ich hatte nur ganze Thaler (nämlich zwei) und gab ihm einen von dieſen; er griff in ſeine Taſche, holte einen Silbergroſchen heraus und ſagte, den anderen könne er mir noch nicht geben, den habe er noch beim Logenſchlieſser liegen. So tröſten wir uns in unſeren Nöthen durch die Gemeinſchaftlichkeit und allerlei holde Scherze und alle Sonntag Mittag ſtimmen wir im Vorſaal irgend eines Reichen unſer Klagelied an.«

Vorſtehendes iſt natürlich nur ein Scherz und es iſt den jungen Männern nicht eingefallen, nach Einladungen auszuſchauen, gerade das Umgekehrte war der Fall und man ſuchte ſie von allen Seiten auf. Sie waren geſuchte Theilnehmer bei Theateraufführungen und Maskenbällen, bald tanzten ſie nebſt Eduard Magnus eine Maskenquadrille als Papierdüten, bald narrte Henle

die ganze Ballgeſellſchaft durch ſein Damenkoſtüm, bald trat er als Opernſänger, bald als Schauſpieler auf. Daſs kein Polterabend in der Bekanntſchaft vorübergehen konnte, ohne daſs Henle und Schöll als Dichter und Darſteller aufgetreten wären, war ſelbſtverſtändlich. In ſeinen Briefen erklärt Henle den Seinen zweimal die berliniſche Sitte des Polterabends, ſie muſs alſo damals am Rhein völlig unbekannt geweſen ſein, was man ſich bei der weiten Verbreitung derſelben heute gar nicht denken kann.

Zu den alten Bekannten, bei welchen Henle ſchon früher verkehrt hatte, kam im Laufe der Zeit noch das Kurſchmann'ſche Haus, welches nicht allein der Muſik wegen, ſondern auch um der liebenswürdigen Wirthe ſelbſt willen viel aufgeſucht wurde, das jung verheirathete Droyſen'ſche Ehepaar und Schleſinger, Profeſſor an der Kunſtakademie.

Wenn man von dieſem munteren Leben der Freunde hört, dann ſollte man glauben, daſs unſer junger Gelehrter alle Hände voll zu thun gehabt hätte, um ſeinen geſellſchaftlichen Verpflichtungen nachzukommen, ſich auf ſie vorzubereiten und deren Nachwehen zu überwinden. Allein dies wäre weit gefehlt, denn wie bemerkt, begann ſeit dem Jahre 1837 für ihn eine Zeit intenſivſter Arbeit und glänzendſter Unterſuchungen. Die Tageseintheilung war dabei ſo, daſs Henle von Morgens ab bis Nachmittags vier Uhr mit J. Müller und Th. Schwann auf der Anatomie verweilte. Um elf Uhr »vereinigten ſie ſich im Zimmer des Directors zu einem zweiten Frühſtück, zu welchem die Frau Caſtellanin die Speiſen, die drei Gelehrten, einander überbietend, den Wein und die

heitere Laune lieferten.« Die übrige Zeit war emſiger Arbeit gewidmet. Nach dem mit ſeinen Freunden Schöll und Böniſch gemeinſam auf ſeinem Zimmer eingenommenen Mittagsmahl erfriſchte ihn ein kurzer Spaziergang zu weiterer Arbeit, welche dann bis Abends fortgeſetzt wurde. Die Abendſtunden ſelbſt wurden meiſt dem geſelligen Verkehr, der Muſik und dem Theater gewidmet, wie dies ſchon geſchildert wurde, und dann ging es noch einmal an die Arbeit, gewöhnlich bis tief in die Nacht hinein. Die Ferien waren beſonders willkommene Arbeitswochen. Er kam in denſelben häufig nicht einmal dazu, ſeine regelmäſsige Correſpondenz nach Coblenz zu unterhalten und entſchuldigte ſich damit, daſs er ſich immer bald ſo ſehr in irgend eine Arbeit hineingerannt habe, daſs er davon nicht abkommen könne, auch nicht einmal Zeit finde, an etwas Anderes zu denken. »Jetzt iſt mir am wohlſten, wo ich ſeit acht Tagen nicht in ordentliche Kleider gekommen bin, ſondern nur des Abends mit Schöll oder Böniſch im Negligée ſchnell eine Stunde vors Thor laufe, um den Leib nicht ganz zu vergeſſen«; ſo heiſst es einmal. Wir mit unſerer jetzigen Inſtitutseinrichtung können dies kaum verſtehen, damals aber, wo die mikroſkopiſche Forſchung, überhaupt die ganze Müller'ſche Arbeitsrichtung, noch durchaus neu war, finden wir nirgends auf den Anatomien Einrichtungen getroffen, welche ein wiſſenſchaftliches Arbeiten daſelbſt ermöglichten, und man begreift kaum, daſs bis in die letzten Jahre der Berliner Profeſſor der Anatomie, an Rudolphi anknüpfend, ſein Arbeitszimmer auf der Univerſität, mehr als eine Viertelſtunde von der Anatomie entfernt, haben konnte. Henle, wie Schwann und alle

übrigen Schüler Müller's hatten ihre Laboratorien im eigenen Zimmer eingerichtet und Henle's Wohnung wird von einem Befucher fcherzhaft folgendermafsen befchrieben: »Büchfen und Gefäfse mit Präparaten und Bücher in allen Formen und Geftalten, lebendige Krebfe, Blutigel und Fröfche liegen in ordentlicher Unordnung umher und geben dem angenehmen Stillleben, das uns umfängt, einen eigenen Reiz. Ein Muskelmann, Goethe's Büfte und eine Nymphe von Biskuit, ein ausgewachfenes Skelett empfangen uns freundlich und verkünden uns: hier kann nur ein Menfch wohnen.« Wenn irgend ein Haus, dann verdient das »Hotel Hilgendorf« eine Gedenktafel, denn Friedrichftrafse 66 entftanden die Unterfuchungen über das Epithel, wurde der Grund zur allgemeinen Anatomie, von Schwann auch zur Zellentheorie gelegt.

Da Henle aufser der Kraft, fehr lange, auch die Fähigkeit befafs, fehr intenfiv zu arbeiten, fo kann es nicht verwundern, dafs er auch ungemein viel fertig brachte. In feiner letzten Berliner Zeit, Auguft 1839, fchreibt er einmal an feinen Vater: »Alles zufammengenommen, habe ich im Laufe eines Semefters, meine Arbeit mit Müller (Plagioftomen) nicht mit gerechnet, zweiunddreifsig Bogen gefchrieben und noch aufserdem zwei Journalauffätze, da werdet Ihr mir fchon vergeben, dafs die Correfpondenz etwas hat leiden müffen.« Diefe Leiftungsfähigkeit ift wirklich faft unglaublich!

Die erfte Arbeit, welche ihn nach Abfchlufs der Demagogenzeit befchäftigte, war eine Habilitationsfchrift, denn nun, wo er begnadigt war, ftand feiner Niederlaffung als Privatdocent nichts mehr im Wege. Die Abhandlung: Symbolae ad anatomiam villorum intestinalium inprimis eorum

epithelii et vasorum intestinalium, ift berühmt genug geworden, denn fie legt den Grundftein zu unferer heutigen Kenntnifs von den Epithelien. Er befpricht in derfelben die Structur des Stratum mucosum der Epidermis, die Ausbreitung diefer letzteren, die Structur des Darmepithels, die flimmernden Epithelien und befchreibt endlich die Chylusgefäfse, über deren Anfang damals noch vielfach irrige Anfichten verbreitet waren. Er freut fich auch, dafs feine Arbeit fo grofses Glück machte und bearbeitet den Gegenftand noch einmal im Ganzen. (Ueber die Ausbreitung des Epithelium im menfchlichen Körper. Müller's Arch. 1838.) Nun ftellt er die auch heute noch immer gebräuchlichen Namen Pflafter-, Cylinder- und Flimmerepithelium auf, fpricht klar aus, dafs das Epithel »alle freien Oberflächen des Körpers, alle inneren Flächen feiner Canäle und Röhren, alle Wände feiner Höhlen überzieht«. Es ift ja nur natürlich, dafs eine Anzahl von Details unrichtig ift, dafs mancher Fehlfchlufs mit unterläuft; fo fei nur daran erinnert, dafs er geneigt ift, dem Epithel der Drüfen keinen Einflufs auf deren Secretion zuzufchreiben, aber es ift doch ftaunenswerth, mit welch' ficherer Hand er die wichtigften Grundlagen für das Verftändnifs des Epithels aufftellt und mit welcher Schärfe die Einzelheiten beobachtet find. Wenn man heute ein gut erhaltenes Schieck'fches Mikrofkop zur Hand nimmt, wie fie zu den damaligen Unterfuchungen dienten, dann kann man es bei der jetzigen Verwöhnung der Augen durch ausgezeichnete Linfen, zweckmäfsige Confervirungs- und Färbungsverfahren gar nicht begreifen, wie es Henle möglich war, allenthalben genaue Angaben über die Kernkörperchen zu machen und fo ungemein zarte Structuren richtig zu befchreiben, wie den Randfaum der Darmepithelien. Die einzige Methode, welche noch dazu als grofser Fortfchritt geprieſen wird (z. B. von Schwann), war die, die Oberfläche der zu unterfuchenden Membranen mit dem Scalpell abzukratzen und die gewonnene fchleimartige Maffe mit Waffer verdünnt unter das Mikrofkop zu

bringen. Wenn er einmal jene Zeit die glücklichen Tage nennt, »da es noch möglich war, durch Schaben mit der Schneide des Scalpells oder mit dem Fingernagel über eine thierifche Membran fundamentale Entdeckungen zu machen«, fo ift dies zwar richtig, allein ohne enorme Beobachtungsgabe, ohne den hervorragenden Scharfblick, welcher in dem Abgefchabten das fundamental Bedeutungsvolle erkannte, konnte auch damals ebenfo wenig wie zu irgend einer anderen Zeit eine Entdeckung vom Range der in Rede ftehenden gemacht werden.

In einem kleinen Auffatze in Hufeland's Journal (Bd. 86, St. 5, 1838) wendet fodann Henle feine Entdeckungen über das Epithel auf die Pathologie an, kommt zu der Annahme, dafs die Eiterkörperchen pathologifch veränderte Epithelzellen feien, und glaubt, dafs bei entzündlichen Proceffen erft das normale Epithel abgeftofsen würde, welchem dann eine zweite, in der Form der Eiterkörperchen auftretende Generation folge.

Von weiteren anatomifchen Arbeiten in jener Berliner Zeit ift zu berichten, dafs Henle fich über alle damals hauptfächlich zur Discuffion ftehenden Themata äufserte. Die von Donné entdeckten Coloftrumkörperchen werden befprochen, wobei einige nicht unwichtige Beobachtungen über die Structur der Milch abfallen, der Bau der Retina befchäftigt ihn mehrfach und über die Structur der Haare, ein Thema, welches ihn auch fpäter lebhaft intereffirte, finden wir eine Notiz, in welcher er die nach ihm benannte Schichte befchreibt. Nach dem Tode eines feiner alten Bonner Studiengenoffen, Heilenbeck, veröffentlichte er endlich das Thatfächliche aus deffen Differtation über den Musculus spinalis cervicis, welche derfelbe unter Henle's Leitung gearbeitet hatte.

Von vergleichend anatomifchen und zoologifchen Arbeiten ift vor Allem die mit J. Müller gemeinfam unternommene Unterfuchung über die Gattungen der Plagioftomen zu nennen. Den Anftofs zu derfelben gab ein ganz äufser-

liches Factum, das Auspacken und Ordnen eines Faſſes ſicilianiſcher Fiſche, welche Schultz dem Berliner Muſeum geſchenkt hatte, zuſammentreffend mit der Ankunft einer Sammlung indiſcher Fiſche von Lamare-Piquot. Die beiden Freunde machten die Bemerkung, daſs das Beſtimmen der Fiſche nach den ihnen zugänglichen Hülfsmitteln ſeine groſsen Schwierigkeiten habe und da Beide ſchon Streifzüge in die Gruppe der Plagioſtomen unternommen hatten, Henle bei ſeiner Narcinearbeit, Müller vom Kopfſkelett der Myxine und des Petromyzon aus, ſo kam es, daſs ſie im Augenblick eine Anzahl bis dahin ungenutzter Charaktere entdeckten, die für die Syſtematik Ausbeute verſprachen. Das Berliner Material reichte aber trotz ſeiner Gröſse nicht aus und die beiden Gelehrten waren gezwungen, eine Reiſe nach den holländiſchen Sammlungen und dem Britiſch-Muſeum zu unternehmen, um die nöthigen Unterlagen für ihre Arbeit zu gewinnen. Der Miniſter gewährte dem jüngeren der beiden Gelehrten gern die verhältniſsmäſsig groſse Reiſeunterſtützung von zweihundert Thalern, befriedigt von der auf der Anatomie herrſchenden Einhelligkeit und erfreut darüber, daſs dieſelbe ſich in einem grundlegenden Werke auch der Welt äuſsern ſollte. Im Auguſt 1837 reiſten die Freunde zuerſt nach Rotterdam und Leyden und von da nach London. Sie wiſſen die ungemein herzliche Aufnahme in Holland wie in England nicht genug zu rühmen und kehren reich beladen mit wiſſenſchaftlichen Schätzen heim. Henle hatte ſich beſonders an Owen und ſeine Familie angeſchloſſen, er ertheilte Miſtreſs Owen in der Zeit, in welcher ſich Müller auf Anregung eines Londoner Buchhändlers portraitiren lieſs, Unterricht in der deutſchen Sprache.

Im Intereſſe des Plagioſtomenwerkes reiſte Henle ſpäter noch nach Frankfurt, während Müller Paris beſuchte; ſie brachten durch ihre ausgedehnte Unterſuchung die Zahl der beſchriebenen Arten auf zweihundertvierzehn, welche ſie bei den Haien nach dem Zahnſyſtem, dem Bau des Maules und der Lippen, der Anweſenheit oder dem Mangel der Nickhaut

und der Spritzlöcher, der Stellung und Zahl der Floſſen, bei den Rochen nach der Form der Naſe und Naſenklappen, dem Verhältniſs der Bruſtfloſſen zum Schnauzenkiel, der Zahl und Stellung der Floſſen und dem Bau der Zähne claſſificirten. Die erſten Mittheilungen über das Werk erſchienen ſchon 1838, das complete Werk 1841 [1]).

Eine zweite, höchſt gehaltreiche, vergleichend-anatomiſche Arbeit, welche Henle allein für ſich unternahm, iſt die Beſchreibung des Kehlkopfes. Sie bildet bis jetzt die Baſis für das Verſtändniſs dieſes Organes und zeigt, wie aus einem jederſeits vorhandenen longitudinalen Knorpelſtreifen (Proteus) durch Zerfallen in zwei über einander ſtehende Theile und Ausſenden von Queräſten der ſo complicirte Kehlkopf der höchſten Thiere ſich entwickelt. Wenn man die Eingangsworte der Abhandlung lieſt, dann glaubt man nicht, daſs ſie faſt zwei Jahrzehnte vor dem Auftreten Darwin's geſchrieben ſind, und zwar von einem Manne, welcher niemals den Darwin'ſchen Ideen groſse Sympathie entgegenbrachte. Sie lauten: »Da unſere Kenntniſſe von der Entwickelung des Kehlkopfes und ſomit auch von der Bedeutung ſeiner einzelnen Theile noch ſehr unvollkommen ſind, und da in der That die erſte Entſtehung und allmälige Ausbildung des Kehlkopfes bei Embryonen höherer Thiere ſchwer zu verfolgen iſt, ſo unternahm ich eine vergleichend-anatomiſche Unterſuchung dieſes Organes in der Hoffnung, die verſchiedenen Entwickelungsſtufen deſſelben in verſchiedenen Organismen, von niederen zu höheren aufſteigend, nachzuweiſen. In dieſem Sinne entſtand der hier mitge-

---

[1]) Die beiden Gelehrten hatten noch manches Jahr in unliebſamer Weiſe mit ihrem Werke zu thun. Sie muſsten nach dem Contract für den eventuellen Ausfall des Abſatzes aufkommen und ſich verpflichten, bis zu 20 Exemplare jährlich ſo lange zu kaufen, bis der Ausfall gedeckt war. Im Auguſt 1844 betrug dieſer Ausfall 899,16 Thlr., da der Buchhändler auf ſeinem Schein beſtand, hatten die Verfaſſer eine ſehr theure Erinnerung an ihre gemeinſame Arbeit.

theilte Verſuch, die zootomiſche Beſchreibung des Kehlkopfes als Entwickelungsgeſchichte deſſelben zu behandeln.«

Eine Abhandlung über Enchytraeus, eine neue Annelidengattung, welche ebenfalls in dieſe Periode fällt, ſei nur erwähnt; ſie ſtellt eine anatomiſche Beſchreibung dieſes nachmals viel unterſuchten Thieres dar.

Die Berliner Zeit brachte auch eine Abhandlung phyſiologiſchen Inhaltes »Ueber das Gedächtniſs in den Sinnen«. Dieſelbe iſt ganz in der Art ſeiner ſpäteren anthropologiſchen Vorträge abgefaſst, ſie wendet die philoſophiſche Methode auf phyſiologiſches Material an, und ſucht nachzuweiſen, daſs die Sinnesapparate ſelbſt und nicht nur das mit ihnen verbundene Centralorgan mit Gedächtniſsvermögen ausgeſtattet ſeien. Weder jetzt noch ſpäter hatte Henle Neigung, experimentell phyſiologiſch thätig zu ſein, er liebte nur die Betrachtungsweiſe, wie ſie die erwähnte Abhandlung einſchlägt.

Die letzte Art der ſo vielſeitigen Thätigkeit Henle's in den letzten Berliner Jahren iſt die pathologiſche. Er hatte nicht nur die Erſtattung des Jahresberichtes über phyſiologiſche Pathologie und pathologiſche Anatomie für Müller's Archiv übernommen, ſondern auch ſelbſtſtändige Forſchungen gemacht, deren Reſultate er, abgeſehen von einigen kleineren Aufſätzen, in ſeinen »pathologiſchen Unterſuchungen« niederlegte. Noch mehr wie für ſeine phyſiologiſchen Arbeiten gilt für ſeine pathologiſchen, daſs er ohne weſentliche eigene Unterſuchung aus dem vorhandenen Material das Facit zu ziehen ſuchte und er ſagt am Anfang ſeines Buches ſelbſt, daſs daſſelbe wenig neue Thatſachen und viel Reflexion enthalte. Wenn irgendwo, ſo wirkte aber gerade hier die Reflexion reformatoriſch und es bewährte ſich glänzend J. Müller's Urtheil, welches er über den Studenten gefällt hatte, wenn er ſagte, Henle's Talent ſei »aufs Allgemeine gerichtet«. Er, welcher niemals als Arzt prakticirt hatte, konnte ja auch nicht auf Grund eigener Erfahrungen ſprechen; aber dieſer Standpunkt über den Parteien giebt gerade ſeiner

Darſtellung das Leidenſchaftsloſe und läſst ihn, ruhig Alles erwägend, meiſt das Richtige finden. Es iſt erſtaunlich, mit welcher Umſicht und Sachkenntniſs, mit welcher Sicherheit in Beherrſchung der Literatur Henle ſeine Schlüſſe zog. Gleich der erſte Aufſatz: »Von den Miasmen und Contagien und von den miasmatiſch-contagiöſen Krankheiten« iſt von höchſter Tragweite. »Er erkannte in demſelben, ſeiner Zeit vorauseilend, die paraſitäre Natur der Krankheiten, und vertheidigte ſie mit zwingender Logik [1]).« Jetzt erſt, wo durch die Bemühungen von Koch und Anderen die Mittel und Wege gefunden ſind, die Paraſiten auch allenthalben wirklich ſichtbar zu machen, verſteht man Henle's Deductionen vollſtändig zu würdigen. Unten bei Beſprechung der rationellen Pathologie werde ich darauf noch einmal zurückkommen.

Der letzte Aufſatz, »über das Fieber«, hat die Gemüther beſonders erregt. Der Verfaſſer räumt aber auch in demſelben gründlich mit den alten Anſchauungen auf. »Der Archeus des Helmont, die Seele des Stahl, die man in den Schulen verfolgt und in verfeinerter Geſtalt immer wieder auf den Thron ſetzt«, wurde auf das Gründlichſte entthront und die Angriffe des Fiebers auf den ſich wehrenden, reagirenden Körper in ihrer Haltloſigkeit dargeſtellt. Die logiſche Betrachtung giebt dem Autor die Sicherheit, daſs das Fieber nur ein Symptom iſt, und zwar ein vom Centralnervenſyſtem ausgehendes. Unſere jetzige Generation iſt gar nicht mehr in der Lage, mit vollſtem Verſtändniſs die Gröſse und Kühnheit dieſer Ausſprüche zu bewundern, da ſich eben auf Grund von Henle's Unterſuchungen unſere heutige Lehre vom Fieber entwickelt hat und uns deshalb ſeine Anſchauungen ſo ſehr in Fleiſch und Blut übergegangen ſind, daſs wir ohne hiſtoriſche Studien, welche ja leider in unſerer Zeit in allzu groſsem Bewuſstſein vom eigenen Werth mehr vernachläſſigt werden, als es gut iſt, zu dem Glauben verleitet

---

[1]) Göttinger Adreſſe an Henle, bei ſeinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum.

werden, ſie ſeien von alter Zeit her ſchon feſtſtehend geweſen.

Die beiden anderen Aufſätze der »pathologiſchen Unterſuchungen«, »über Nervenſympathien« und »über Verlauf und Periodicität der Krankheit« ſtehen den kurz beſprochenen an Bedeutung nicht nach, und er ſagt ſelbſt, daſs die Folge der vier Abhandlungen keiner bedeutenden Zuthaten bedurft hätte, um aus denſelben Stoffen ein Syſtem der allgemeinen Pathologie zu conſtruiren. — Es ſollte nicht lange dauern, bis der unermüdliche Forſcher wirklich mit einem ſolchen Syſtem hervortrat. Die pathologiſchen Unterſuchungen aber waren Caviar fürs Volk; die breite Maſſe des ärztlichen Standes wandte ſich kopfſchüttelnd davon ab und noch bei der letzten Begegnung Henle's mit ſeinem Verleger Hirſchwald klagte dieſer darüber, daſs ihm faſt die ganze Auflage liegen geblieben ſei. Die erleſenen Geiſter wuſsten allerdings, was ſie an den vorgetragenen grundſtürzenden Ideen hatten, und ich kann mir nicht verſagen, einen Brief A. von Humboldt's abzudrucken, welchen derſelbe nach Empfang des »Kehlkopfs« und der »pathologiſchen Unterſuchungen« an Henle geſchrieben hatte. — Er ſagt: »Ich hatte mir vorgeſetzt, theuerſter Herr Doctor, Ihnen Sonntag früh einen kleinen Beſuch zu machen, um Ihnen für zwei Ihrer ſchönen Geſchenke meinen innigſten Dank abzuſtatten: aber leider treibt mich der Wellenſchlag morgen ſchon wieder nach Potsdam. Sie haben mich in Ihrem Kehlkopf verherrlicht und dem Sockel[1]) ſogar ſeinen Namen gelaſſen, ihn aber auf das Lichtvollſte gedeutet. Das ſind für mich nur Stimmen aus der Vorwelt, und ich halte es für das Zeichen eines unverdienten Wohlwollens, wenn man derer gedenkt, die ihr eigenes Begräbniſs unvorſichtiger Weiſe überleben. Aber meine ganze Seele hängt an Ihren pathologiſchen Unterſuchungen. Das ſind Ideen, die mich auf das Lebhafteſte erregen. Ich werde ſie in Potsdam ſtudiren.

---

[1]) Im Kehlkopfe der Vögel; von Humboldt 1804 beſchrieben.

Mit der innigſten Hochachtung und Anhänglichkeit Ihr gehorſamſter A. v. Humboldt.«

Kaum waren die pathologiſchen Unterſuchungen erſchienen, da begann der nimmer raſtende Gelehrte die erſte Hand an ſeine »allgemeine Anatomie« zu legen, was im December 1839 geſchah. Neben jenen Arbeiten hatte er noch die Knochenlehre des Engländers South ins Deutſche überſetzt, womit er jedoch, der im Drucke verdorbenen Holzſchnitte wegen kein Glück machte.

Im Sommerſemeſter 1838 ward Henle endlich die lange erſehnte Möglichkeit geboten, auch als akademiſcher Lehrer aufzutreten. Er hatte angezeigt: Gratis anatomiam generalem docebit et microscopii ope illustrabit d. Merc. et Ven. h. XII—I; Privatim pathologiam generalem exponet diebus Lunae, Martis et Jovis h. XII—I. Er brachte die Privatvorleſung nicht zu Stande, worüber er ſich jedoch nicht weiter grämte, es ſogar ganz natürlich fand; denn erſtens war daſſelbe Colleg neben ihm noch von ſechs anderen Docenten, zum Theil gratis, angekündigt worden und zweitens ſchien ihm, als hätten die Studenten ein Recht, zu bezweifeln, ob er, der Theoretiker, ein zum Theil praktiſches Fach auch beherrſchen würde. Er lieſs daher einen Theil ſeines Heftes in ſeinen »pathologiſchen Unterſuchungen« drucken. Die öffentliche Vorleſung dagegen erzielte den groſsen Erfolg, daſs er ſechzig Zuhörer in derſelben hatte, und noch vor wenigen Jahren, als mich der Zufall mit einem aus jener Schaar zuſammenführte, konnte ich von dieſem hören, wie er verſtanden hatte, ſeine Zuhörer hinzureiſsen und welch' groſsen Eindruck die ſchier unglaub-

liche Neuerung gemacht hatte, dafs er Mikrofkope mit in die Vorlefung nahm, um das Gehörte feinen Schülern fofort ad oculos zu demonftriren. Im zweiten Semefter kam auch die allgemeine Pathologie vor einundzwanzig Zuhörern zu Stande und nun konnte er als eingeführter, bald auch als renommirter Docent gelten. Seine akademifchen Vorträge machten ihm jetzt wie fpäter ftets grofse Freude und wurden ihm auch von Anfang an leicht.

Aufser den beiden erwähnten Collegien findet fich von ihm in den Berliner Katalogen aus jener Zeit nur noch einmal ein Repetitorium der Anatomie und einmal Gefäfs- und Nervenlehre angekündigt.

Seine wiffenfchaftlichen Erfolge und das Gefühl feiner docentifchen Leiftungsfähigkeit brachten es mit fich, dafs ihm feine Berliner Stellung allmälig zu enge wurde. So kam es, dafs er im Herbft 1839 feinen Freund und Mitarbeiter Schwann, welcher als Windifchmann's Nachfolger nach Löwen ging, mit einem gewiffen Schmerz fcheiden fah. Er gönnte ihm feinen Erfolg von ganzem Herzen, doch wäre er felbft gar zu gern mitgegangen. Diefer Wunfch ift um fo verzeihlicher, als gerade in jener Zeit fein Verhältnifs zu Nanny Müller viel von feiner alten Herzlichkeit eingebüfst hatte, einer Differenz wegen, welche diefelbe mit feinem Vater gehabt hatte. Auf die Freundfchaft mit Johannes Müller felbft hatte der Umftand, dafs er nicht mehr wie früher, uneingeladen in fein Haus kam, jedoch nicht den geringften Einflufs und fpäter befannen fich die beiden Zürnenden auch und fanden fich wieder zufammen. Die Ueberlegung, ob er in Berlin felbft Anftrengungen machen follte, um vorwärts

zu kommen, wies er immer von ſich. Froriep redete ihm zu, ſich doch um den Profeſſortitel zu bewerben, Henle aber ging nicht auf ſeine Vorſchläge ein. »Ich behaupte, vollkommen zufrieden zu ſein«, ſo ſagt er, »und bin es in der That, aus dem Titel Profeſſor mache ich mir nicht das Geringſte und es thut mir wohler, wenn Alles fragt, warum man mich nicht befördere, als wenn ich mich des Tages ein Dutzend Mal Profeſſor nennen höre, und Gehalt werde ich doch nicht bekommen, da noch ſo viele Leute nicht hinreichend Gehalt haben, die die Sache beſſer anzugreifen verſtehen und mehr Fürſprache haben als ich. Der Grund, daſs ein Jüngerer in dieſer Beziehung hier gar nichts zu hoffen hat, liegt nämlich darin, daſs, ſo lange die Univerſität hier beſteht, eine Menge unfähiger Menſchen ſich anfangs umſonſt oder gegen ſehr geringen Gehalt angeboten haben, dieſen oder jenen Poſten zu bekleiden. Das thun ſie nun zehn, fünfzehn Jahre lang. Dann wird einmal ein ordentlicher Gehalt frei, von dem ein Menſch gelebt hat und auch der Nachfolger leben könnte. Nun ſind zwanzig Leute da (die Zahl iſt uicht übertrieben), die haben zehn Jahre umſonſt oder für zweihundert Thaler die Stelle, z. B. eine Profeſſur, bekleidet. Die Leute ſind deshalb nicht arm, ſie ſind noch auſserdem Geheime Medicinalräthe, Mitglieder von drei Examinationscommiſſionen, praktiſche Aerzte, es giebt deren, die ein fixes Einkommen von dreitauſend Thaler haben, aber als Profeſſoren haben ſie nur zweihundert, haben ſo lange docirt. Man weiſs, daſs man nichts an ihnen hat, aber es ſind Leute, die man nicht umgehen kann. Der freie Gehalt wird unter ſie vertheilt und es bleibt

nichts oder hundert Thaler übrig, die man dem jungen Manne giebt, der die Stelle mit dem Titel und der Arbeit, die vacant geworden, erhält und die Hoffnung, bei dem nächften Todesfall auch unter die zu Berückfichtigenden zu kommen und ein Zwanzigftel mit zu bekommen. Auf diefe Art ift es nicht möglich, darauf zu warten, dafs man hier in der Univerfitätscarrière fein Glück mache, wenn man nicht dies oder jenes nebenbei ergreift, und da ich nun feft entfchloffen bin, keine Art von Nebenämtchen zu übernehmen, fondern meine Kräfte auf Einen Punkt zu concentriren, auf dem ich etwas zu leiften im Stande bin, fo bewerbe ich mich um nichts.«

Es waren darum aufregende Wochen, als fich Ende 1839 die Ausficht bot, dafs er nach Freiburg berufen werden könnte; allein es wurde nichts daraus, indem Arnold von Zürich die Vocation erhielt; er mufste fich durch verdoppelte Vertiefung in Arbeiten und Vorlefungen mit dem Fehlfchlagen diefer Hoffnung tröften. Allein es dauerte gar nicht lange, bis er nun vom Erziehungsrath in Zürich die Anfrage erhielt, ob er nicht Arnold's Stelle einnehmen wolle. Mit Freuden fchlug er ein und fiedelte im Herbft 1840 nach Zürich über.

8. Zürich.

Schon im Februar 1840 fragte Valentin, der Phyſiologe von Bern, bei dem ſeit lange mit ihm befreundeten Henle an, ob er geneigt wäre, Arnold's Stelle in Zürich zu übernehmen und gab ihm ſogleich detaillirte Auskunft über deren Beſchaffenheit. Der Gehalt betrug zweitauſend Schweizerfranken, ſowie zweihundert Franken für Direction des anatomiſchen Cabinets. Die Sammlung ſchilderte er als im Werden begriffen, was bei der jungen Hochſchule, ſie war erſt 1833 eröffnet worden, auch nicht anders möglich war. In den verſchiedenen Bibliotheken der Stadt ſtünden viele und zum Theil ſeltene Fachſchriften zu Gebote. Die Zahl der bisherigen Zuhörer wird mit dreiſsig bis fünfunddreiſsig angegeben, doch giebt Valentin der Befürchtung Raum, daſs ſich dieſelbe wegen Schönlein's Abgang nach Berlin wohl etwas vermindern dürfte. Daſs er ſich nicht mit ſpeciell ſchweizeriſcher Politik befaſſen wolle, wird ihm auch bereits angedeutet. Auf eine Antwort, worin unſer Gelehrte ſeine Geneigtheit zu erkennen giebt, einen eventuellen Ruf anzunehmen, folgt umgehend die Anfrage vom Züricher Erziehungsrathe ſelbſt, worin derſelbe »den hohen Werth ausſpricht, welchen er auf die Gewinnung eines ſo vielfach an-

erkannten wiſſenſchaftlichen Mannes, wie Henle, legen würde«. Die Zuſage erfolgte und ſchon am 28. März 1840 konnte die Ernennung zum ordentlichen Profeſſor vollzogen werden. Prof. Mouſſon, welcher die Correſpondenz mit ihm zu führen hatte, ſchreibt ihm, daſs die Nachricht von ſeinem Kommen mit dem gleichen Vergnügen von den Erziehungsbehörden, den künftigen Collegen und den Studirenden vernommen worden ſei. Man darf dies gern glauben, da ja Henle's Schriften ihm bereits allenthalben einen hochgeachteten Namen verſchafft hatten und da es einer ſo kurz erſt beſtehenden Univerſität ſehr daran liegen muſste, einen Mann von begründetem Ruf zu gewinnen, um ſo mehr, als ſie in demſelben Augenblick aus ihrer mediciniſchen Facultät einen Schönlein verlor.

Sein Amtsantritt wurde zum September 1840 gewünſcht. Als der Schluſs des Sommerſemeſters dieſes Jahres herankam, wurde es dem gemüthvollen Gelehrten trotz aller Freude über ſeine Ernennung doch recht ſchwer, aus den Verhältniſſen zu ſcheiden, welche er nun ſo manches Jahr gewohnt war und erſt als er ſie zerreiſsen ſollte, merkte er, wie viele und wie feſte Bande ihn mit Berlin verknüpften. Die Abſchiedsfeſte, welche ihm ſeine Freunde und Bekannten gaben, lieferten ihm von Neuem den Beweis, daſs er allenthalben gar beliebt war und da muſste ihm wohl das Herz ſchwer werden. Nur das Miniſterium giebt ihm zwar »gern die Zuſicherung, daſs es ſeiner bisherigen verdienſtlichen Wirkſamkeit eingedenk bleiben und bei einer ſich darbietenden ſchicklichen Gelegenheit mit Vergnügen Bedacht nehmen werde, ihn für den diesſeitigen Staats-Dienſt wieder zu gewinnen«, doch ſcheint bei demſelben

das Vergnügen darüber gröfser gewefen zu fein, einen alten Demagogen, mit dem Hautgout der Hausvogtei auf gute Manier los zu werden. Dies mufste Henle denn auch den Abfchied erleichtern und ihm die neue Stellung fchön und angenehm erfcheinen laffen.

Mit völlig leichtem Herzen aber konnte er diefelbe nicht antreten. Die Zeitungen, wie auch mündliche Nachrichten fchilderten die fchweizer Zuftände im Allgemeinen und die Züricher Verhältniffe im Befonderen in wenig günftigem Lichte. Die überaus lockere Verbindung der Cantone unter einander liefsen kein gemeinfames Staatsbewufstfein aufkommen, und es mufste erft das Jahr 1848 erfcheinen, um den Staatenbund in einen Bundesftaat zu verwandeln. Es war alfo nur der kleine Canton Zürich felbft und ganz allein, auf welchen Henle als neue Heimath angewiefen war. Dort aber waren die Vorgänge der letzten Jahre allerdings nicht erfreulich. In den dreifsiger Jahren hatte die liberale Regierung den in Tübingen gemafsregelten David Strauls, Verfaffer des Leben Jefu, als Profeffor an die Univerfität berufen. Dies erregte bei den Altgläubigen eine ungeheure Aufregung, welche von denfelben gefchickt mit politifchen Erwägungen verquickt und in die breite Maffe des Volkes hineingetragen wurde. Obgleich die Regierung nunmehr Strauls, noch ehe er fein Amt angetreten hatte, fchon penfionirte, gelang es ihr doch nicht mehr, der Bewegung Herr zu werden. Durch einen Putfch wurde fie gezwungen, abzudanken und es kam im September 1839 die confervativ-altgläubige Partei an das Ruder, welche der Univerfität gerade wegen der Strauls'fchen Vorgänge geringe Sympathien entgegenbrachte. Nach-

dem Henle ſchon von Valentin, wie erwähnt, einen nicht miſszuverſtehenden Wink bezüglich der Politik erhalten hatte, fühlte ſogar der Vertreter der Züricher Regierung bei den Berufsverhandlungen, Prof. Mouſſon, die Verpflichtung, des Gelehrten künftiges Vaterland quaſi officiell bei ihm zu entſchuldigen. »Wir wiſſen Ihnen um ſo mehr Dank, daſs Sie dem Rufe nach Zürich folgen wollen, weil die politiſchen Verhältniſſe in der Schweiz, nach dem ungebändigten Geſchwätze unſerer öffentlichen Blätter beurtheilt, dem Auslande etwas bunt erſcheinen müſſen, oft ſogar als eine Art Anarchie dargeſtellt werden. Allerdings werden manche Erſcheinungen in unſerem öffentlichen Leben Sie befremden; die Wahrnehmung namentlich, daſs ein gewiſſer Ordnungs-, Billigkeits- und Rechtlichkeitsſinn mehr als die bewaffnete Macht und der Arm der Regierung die Grundlage bildet, auf welcher unſere Einrichtungen beruhen. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daſs wirklich nützliche Inſtitute, den Parteiungen fremde, nützlich wirkende Männer auch auf dieſer ſcheinbar beweglichen Grundlage Haltung und Feſtigkeit gewinnen. Weder iſt die Schweiz ein Ideal eines freien geſelligen Verbandes, wie der unſeren Boden betretende Ausländer es oft träumt, noch ſtellt ſie ein ſo regelloſes, unfruchtbares, hoffnungsloſes Chaos dar, wie er nach erfolgter Enttäuſchung anzunehmen geneigt iſt.« Man kann nicht ſagen, daſs dieſe Charakteriſirung der Verhältniſſe in dem Adoptivvaterlande für Henle gerade ſehr tröſtlich ſein konnte. Nun er reiſte aber ab, mit leichtem Gepäck und froh, keine Familie, nach der er ſich ſo oft ſchon geſehnt hatte, in die ungewiſſe Zukunft mitnehmen zu müſſen.

Nachdem er erſt noch im väterlichen Hauſe in Coblenz verweilt hatte, fuhr er nach Mannheim und von da nach Heidelberg. Er machte die Fahrt mit einem älteren Bekannten, dem Buchhändler Winter von Heidelberg, mit dem er in der Folge noch in nahe geſchäftliche Verbindung treten ſollte. Dort lieſs er ſich einen Tag durch den Anatomen Biſchoff, mit welchem er ſchon von ſeiner Bonner Studienzeit her befreundet war, zurückhalten und ging dann nach Stuttgart weiter. Auch dort wurden Bekannte aufgeſucht, ebenſo in Tübingen, wo er von der ihm ſchon von früher her bekannten Familie Ammermüller, welcher die Gattin ſeines Berliner Freundes Froriep angehörte, ſehr herzlich aufgenommen wurde.

Er lernte in dieſem Hauſe den ſchon damals ſehr bekannten Viſcher kennen, »ganz ſo äuſserlich lebhaft und egoiſtiſch und geſprächsherrſchſüchtig«, wie er ſich ihn nach ſeinen Aufſätzen vorgeſtellt hatte. Unter den Gelehrten widmete er ſich beſonders Rapp und dem Botaniker Mohl. Dann beſah er ſich Schaffhauſen mit dem Rheinfall und langte endlich in Zürich an. Die Reiſe wäre in jeder Beziehung ſchön und genuſsreich geweſen, wenn er nicht mehr und mehr über ſeine zukünftige Heimath beunruhigt worden wäre. Wie natürlich bildete ſie gerade allenthalben das hauptſächlichſte Geſprächsthema, und je näher er kam, um ſo düſterer wurden die Farben aufgetragen, ſo daſs er zuletzt den Muth ziemlich verlor. In den erſten Tagen ſeines Dortſeins aber war herrlichſtes Wetter und da konnte die wundervolle Gegend natürlich ihre Wirkung nicht verfehlen. »Ueber alle Erwartung ſchön iſt es hier — ſo ſchreibt er — und ich kann es nicht

dankbar genug anerkennen, dafs die erften Tage und auch heute, der erfte Sonntag, noch fo freundlich waren. Ich habe mit den neuen Freunden mancherlei hübfche Spaziergänge gemacht und auch fonft, wenn ich auf den Wegen durch die Stadt von einem hohen Punkt aus oder aus meinen Fenftern, hinter den grünen und freundlich angebauten Ufern des Sees die riefigen fchneebedeckten Alpen auffteigen fehe, fo treten mir immer noch Thränen der Ueberrafchung und Bewunderung und Freude ins Auge. Heute war der Himmel mit einzelnen zerftreuten Wolken bedeckt, eine lange Reihe lag über den Ufern des Sees und über denfelben kamen rothglänzend die Berggipfel heraus, es war ein Effect, den fich kein Berliner vorftellen kann « Von den neuen Collegen wurde er mit grofser Herzlichkeit aufgenommen, man zeigte ihm, wie erfreut man war, durch ihn eine Lücke der Univerfität ausgefüllt zu fehen und er fchreibt von fich und dem gleichzeitig eingetroffenen Kliniker Pfeufer: »Man glaubt uns Dank fchuldig zu fein, dafs wir trotz alles Parteiengefchreies und aller Verketzerungen unfer Wort gehalten haben und man rechnet auf ein neues Wiederaufleben und ruhiges Fortbeftehen der Anftalten. Ueberall verfichert man uns des beften Willens, unferen Wünfchen nachzukommen und Beweife davon habe ich ja auch fchon erhalten.«

Auch mit feiner Wohnung hatte er Glück. Er miethete bei Herrn Hagenbuch, dem Befitzer der Buchhandlung von Orell, Füfsli u. Co., welcher ein einfam im Garten gelegenes, ringsum freies Haus, am Mühlibach mit der herrlichften Ausficht über die Ufer des Sees befafs. Mit der Familie des Wirthes gab

ſogleich die Muſik Anknüpfungspunkte angenehmſter Art, denn ſchon beim Auspacken des Geigenkaſtens und der Geſangsnoten entpuppte ſich der Vater als wahrer Muſikenthuſiaſt und zeigte ſich, daſs auch die drei im Hauſe befindlichen Töchter ſehr muſikaliſch waren. Herr Hagenbuch nahm ſeinen Miether nicht nur ſehr freundlich auf, ſondern half ihm auch mit zahlreichen Aufmerkſamkeiten über die erſten Tage der Einrichtung und der Antrittsbeſuche hinweg.

Dies Alles machte den jungen Profeſſor ſo glücklich und gab zu den ſchrecklichen Schilderungen von vorher einen ſo angenehmen Contraſt, daſs er ſich in eine wahrhaft gehobene Stimmung verſetzt fühlte, und er kann deshalb auch nach Hauſe ſchreiben: »Denkt Euch, daſs ich in einer neuen Wohnung in einſamer Lage, ohne nähere Bekannte, uncomfortabel eingerichtet, ohne Bücher u. ſ. f. unter allen dieſen erſchwerenden Umſtänden hier zum erſten Mal kein Heimweh empfunden habe, ſelbſt in der Dämmerungsſtunde nicht, wo ich auf dem Sopha ſitze, während über mir Jungfer Marie einen Strauſs'ſchen Walzer ſpielt oder ein melancholiſches Proch'ſches oder Schubert'ſches Lied ſingt.« Ob es immer ſo bleiben würde, darüber machte er ſich in ſeiner roſigen Stimmung natürlich keine Gedanken, freute ſich der ſchönen Gegenwart und genoſs Freiheit und Selbſtſtändigkeit in vollen Zügen.

Die Anatomie war ganz neu gebaut und erwies ſich als praktiſch, an ihre Einrichtung konnte er ſogar ſelbſt die letzte Hand legen; der Proſector, Prof. Dr. Hodes, ein älterer Mann, kam Henle offen und freundlich entgegen, die Studenten waren in nicht zu

grofser, aber doch immerhin genügender Zahl vorhanden. Der Mangel einer vergleichend-anatomifchen Sammlung konnte nicht ins Gewicht fallen, da ihm fchon Verfprechungen in Bezug auf fie feitens der Behörden gemacht worden waren. Am fchmerzlichften wäre es Henle jedenfalls gewefen, wenn es ihm an ausreichenden optifchen Hülfsmitteln gefehlt hätte, doch hatte er fich nach diefer Seite hin fchon von Berlin aus gefichert. Auf eine Anfrage fchrieb ihm Mouffon, dafs die anatomifche Anftalt einzig im Befitz eines Sonnenmikrofkopes fei, welches zwei Jahre früher von Arnold angefchafft worden war. »Es rührt dies Inftrument — fchreibt er weiter — wenn ich nicht irre, aus der Werkftätte von Oechslin in Stuttgart, welchem überhaupt Arnold, wohl aus landsmännifcher Zuneigung, ein befonderes Vertrauen fchenkte.« Daffelbe fei für öffentliche Demonftrationen »ziemlich brauchbar«, fei jedoch wenig oder gar noch nicht angewendet worden. Bereitwillig ging man darauf ein, dafs Henle fogleich felbft bei Schieck ein Inftrument beftellte, und es tröftete ihn Mouffon weiter, dafs er auch nicht in Verlegenheit kommen würde, wenn er längere Zeit auf daffelbe warten müffe, denn es befänden fich drei fehr gute Mikrofkope in Zürich in den Händen von Privaten, eines von Amici, eines aus Paris und eines von Piftor in Berlin, welche ihm alle gewifs gern für eine Zeit lang anvertraut werden würden. Sollte diefe Zeilen ein Minifterialbeamter lefen, welcher die Wünfche der heutigen Inftitute in Bezug auf optifche Hülfsmittel zu prüfen und zu genehmigen hat, fo wird er mit Wehmuth der guten alten Zeit gedenken, wo für ein Inftitut ein einziges Inftrument ausreichte und wo

nicht, wie heute, alle paar Jahre Dutzende von Mikroſkopen verlangt werden. Er möge aber dem Andenken Henle's, der zum guten Theil Schuld an dem ungeheuren Aufſchwung der Mikroſkopie trägt, keinen böſen Gedanken weihen, denn vielleicht hat die mikroſkopiſche Forſchung auch ihm ſelbſt, oder einem ſeiner Angehörigen Geſundheit und Leben erhalten. Ein Student unſerer Tage aber wird es faſt unglaublich finden, daſs ein einziges Mikroſkop für eine ganze Hochſchule genügen muſste, um das zu lehren, was man mit einem ſolchen Inſtrumente ſehen kann, er wird es faſt unglaublich finden heute, wo jedes einzelne Inſtitut, normale und pathologiſche Anatomie, Zoologie und Botanik mit ſo vielen Mikroſkopen ausgerüſtet iſt, daſs ſich der Zuhörer benachtheiligt glaubt, wenn er in den Curſen nicht ein gutes Inſtrument ganz allein für ſich zur Dispoſition hat. Henle wurde zum Ankauf die Summe von vierhundertundachtzig Schweizerfranken zur Dispoſition geſtellt [1]) mit dem Bemerken, daſs dieſe Summe aus dem Jahresfond der Anatomie entnommen werden würde, welcher tauſend Franken betrug. Die Mittel für ein halbes Jahr waren alſo ſchon in dem Augenblick verausgabt, als Henle ſein Amt antrat!

Als er nun ſeine neue Stellung einigermaſsen überſehen konnte, als er nach den wechſelvollen Bildern und Eindrücken der erſten Tage wieder zu ſich ſelbſt kam, da konnte er auch ſeine Umgebung etwas näher muſtern. Ein alter Freund, Löwig, der Chemiker [2]),

---

[1]) Heute muſs man für ein allen Forſchungszwecken genügendes Inſtrument wenigſtens achthundert bis tauſend Mark ausgeben.

[2]) Nachher in Breslau. Dortſelbſt erſt jüngſt in hohem Alter verſtorben.

blieb in Freundlichkeit und hülfreicher Bereitwilligkeit immer der Gleiche gegen ihn, an ihm hatte er während ſeiner ganzen Züricher Zeit Halt und Stütze. Am meiſten von den Uebrigen intereſſirte ihn natürlich Pfeufer, welcher, ein Schüler Schönlein's, an deſſen Stelle von München her nach Zürich berufen war. Er war ziemlich gleichalterig mit Henle, mit ihm zugleich eingetroffen, beſtimmt, in der gleichen Facultät mit ihm zuſammen zu wirken, da muſste es ihm beſonders daran liegen, gerade ihn kennen zu lernen. Zu ſeiner groſsen Freude fand er in ihm eine durchaus congeniale Natur. »Er iſt einer der liebenswürdigſten Menſchen, die mir je vorgekommen ſind, — ſo ſagt er —, luſtig, äuſserſt witzig, dabei eine gemüthliche Seele, beſcheiden und vom beſten Eifer beſeelt. Die Gleichheit unſerer Verhältniſſe war eine Aufforderung, uns einander anzuſchlieſsen und ich glaube, wir kamen ihr beide gern nach. Dazu finde ich an ihm einen Mann, der jung und rührig genug iſt, um in ſeiner praktiſchen Thätigkeit den alten Schlendrian bei Seite zu werfen und auf meine Anſichten einzugehen, ein Mann, wie ich ihn brauche.«

Trotzdem aber war die eigentliche Zeit der näheren Freundſchaft für Beide noch nicht gekommen, denn Pfeufer war raſch »in eine Société d'admiration mutuelle, — wie ſich Henle ausdrückt — von jungen deutſchen Flüchtlingen, Dichtern und Politikern hineingerathen, in die ich ihm nicht nachlaufe, weil mir dieſe bloſsen Dilettanten zuwider ſind. Unſern Umgang erſchwert es auch — fährt er fort —, daſs mein Proſector ſein Univerſitätsfreund iſt und die erſte Veranlaſſung dazu gab, daſs Pfeufer hierhergekommen iſt. Beide ſind da-

her beſtändig zuſammen, während ich Gründe habe, eine zu häufige Begegnung mit dem Profector zu vermeiden.«

Er ſchloſs ſich am Anfang nur noch an den Orientaliſten Hitzig [1]) näher an, mit dem ihn eine treue Freundſchaft, ebenſo wie mit Löwig, bis zum Tode verband.

Schon in den erſten Tagen ſeines Dortſeins klagte Henle, daſs er jeden Abend in der Kneipe zubringen müſſe, hoffte aber, daſs es bald beſſer werden würde und er die ſo erwünſchte Stille zu ruhiger Arbeit finden könne. Darin hatte er ſich allerdings getäuſcht, denn das ganze Winterſemeſter verging in einer wahren Fluth rauſchender Geſelligkeit, eine Laſt, unter welcher er zwar oft genug ſeufzte, welche er aber nicht abſchütteln wollte, da es galt, die Univerſität zu repräſentiren und dieſelbe den Kreiſen gegenüber zu vertreten, in welchen das noch ſo junge, erſt ſieben Jahre beſtehende Inſtitut ſcheel angeſehen wurde. Die Univerſität war in der Mehrzahl ihrer Mitglieder liberal, die Regierung aber conſervativ, auſserdem beſtand der Lehrkörper nothgedrungen meiſt aus Deutſchen, was den ſehr local-patriotiſchen Schweizern ebenfalls ein Dorn im Auge war. Einige dreiſsig Studenten wandten ſich nun an den Rector Bobrick, an Pfeufer und Henle mit der Bitte, einen akademiſchen Ball zu veranſtalten. Die drei Herren kamen dem ſehr gern entgegen; alle Profeſſoren und Docenten nahmen Theil und ſo trat denn die Univerſität zum erſten Mal ſeit ihrem Beſtehen öffentlich auf und zwar mit Glanz. Da die Hochſchule ſelbſt nur zwei Töchter beſaſs, Fräulein

---

[1]) Später in Heidelberg.

Oken und Fräulein von Pommer, mufsten noch zahlreiche junge Damen eingeladen werden, welche auch erfchienen. »Auch ich«, fo fagt Henle, »habe an jedem Arm eine Dame in den Saal hereingeführt. Es ift hier nämlich geftattet und wird fogar fehr gewünfcht, dafs junge Männer Töchter der Häufer, in welchen fie eingeführt find, zum Concert, Ball oder Theater einladen und dahin begleiten. Ich lud mir zwei Hagenbuch's ein. Um fieben Uhr holte ich fie oben ab und ihr Erftaunen war nicht gering, als ich mit ihnen herunterkam und fie fahen, dafs ich einen Wagen beftellt hatte. Wir fuhren zum Ball, ich tanzte zuerft mit Nr. 1, dann mit Nr. 2, und rief alsdann die Studenten zu Hülfe, die mich auch aller weiteren Sorge für den Abend enthoben. — Es geht hier fehr luftig zu; dafs man übrigens mit Tänzern nicht zu verwöhnt ift, könnt Ihr fchon daraus entnehmen, dafs ich zu den befferen gehöre und den Cotillon anführen half. Könnt Ihr Euch dies vorftellen? Euern Bruder als Balldirector, Anführer zweier jungen Frauenzimmer und eines Cotillons? Was die Bälle hier fo amüfant macht, ift, dafs faft Alles tanzt. Alte Frauen, Mütter, Tanten und dergl. kommen faft nicht vor oder wenn fie da find, fo gehen fie um elf Uhr nach Haufe und geben ihr Töchterlein in den Schutz irgend eines jungen Menfchen, der nicht zu fremd ift. Fritzfche hatte fich auch ein recht artiges Mädchen mitgebracht. Auf dem Wege zum Ball wurde die Magd mit der Laterne mitgegeben, damit fie fich die Strümpfe nicht fchmutzig mache. Für den Rückweg fiel diefe Vorficht und darum auch die Magd mit der Laterne weg. Ift das nicht idyllifch?«

Ja wahrlich, das iſt idylliſch, und heute hat man doch keinen Begriff mehr von jener Ungenirtheit und Unbefangenheit, und doch waren damals die Zeiten nicht ſchlechter und ein junges Mädchen befand ſich unter der Hut ihres Cavaliers ebenſo ſicher, als wenn die Mutter mit Argusaugen jeden Schritt der ſich nähernden jungen Männer bewacht hätte.

Jeder Winter brachte Bälle, wie der beſchriebene, in Hülle und Fülle, und beſonders machten die akademiſchen Feſte, welche nun regelmäſsig wiederkehrten, groſses Glück. Henle brachte, unternehmungsluſtig wie er war, ſogar in Vorſchlag, einen neuen Tanz — ſchottiſch — einzuführen. Die ins Complot eingeweihten Damen nahmen vor dem Ball noch raſch Unterricht bei dem Balletmeiſter des Theaters, die Herren aber auf der — Anatomie. Henle hatte in Albert Kölliker mittlerweile einen anderen Proſector bekommen, welcher auf deutſchen Univerſitäten ſtudirt und von dort den fraglichen Tanz mitgebracht hatte; dieſer unterrichtete ſeinen Chef und die Studenten und die ernſten Räume des Inſtitutes mögen ſich genug gewundert haben über das luſtige Leben, welches in ihnen Einzug gehalten hatte.

Auſser den Bällen, welche als Hof- und Staatsactionen höheren Stils gelten konnten, waren aber noch zahlreiche andere geſellſchaftliche Verpflichtungen zu erledigen. Beſonders ſtand die »Mittwochsgeſellſchaft« im Mittelpunkte des Intereſſes, der Vereinigungspunkt der deutſchen Profeſſoren, zu welchen ſich auch Follen und Schulz hielten. Der erſtere, ein echter Germane, hochgewachſen, mit ſchönem Kopf und breiter Bruſt, war ein Freiheitsſchwärmer und Tyrannenfeind, aber

von ſo energiſchem und gewaltſamem Charakter, daſs er vielleicht ſelbſt ein Tyrann geworden wäre, wenn ihm das Schickſal die dazu nöthige Stelle angewieſen hätte. Schon von früher her bekannt durch ſeine hervorragende Betheiligung bei Gründung der Burſchenſchaft, war er auch ſpäter dadurch bemerkenswerth, daſs er, der wohlhabende Privatmann, den ganz mittelloſen Herwegh über Waſſer hielt. Er liebte denſelben ſchwärmeriſch, trieb ſogar eine Art von Cultus mit ihm. Schulz, ein ehemaliger heſſiſcher Hauptmann, war ein ganz kleines, zierliches, bewegliches Männchen, im perſönlichen Verkehr entſchieden gutmüthig und harmlos, dem Niemand zugetraut hätte, daſs er ſolche literariſche Keulenſchläge gegen die beſtehenden deutſchen Zuſtände führen könne, wie er es im »Deutſchen Michel« und anderen Schriften that. Seine Frau ſtand in lebhaftem Verkehr mit den in Zürich lebenden Dichtern, mit Herwegh, Keller, Freiligrath, und ſchriftſtellerte ſelbſt.

In der »Mittwochsgeſellſchaft« wurde geleſen, muſicirt, getanzt und die Vereinigung diente ſehr dazu, dem deutſchen Element eine Stütze zu ſein. »Auſserdem«, ſagt Henle, »bin ich jetzt Mitglied von folgenden Geſellſchaften: zwei Montagsgeſellſchaften, die eine naturforſchend, die andere aus den jungen, frommen Leuten beſtehend, die jetzt an der Spitze der Regierung ſtehen, unter anderen Bluntſchli; eine Donnerstagsgeſellſchaft aus Künſtlern, ſehr angenehm; eine Freitagsgeſellſchaft, die jüngeren Aerzte; eine Samstagsgeſellſchaft, die ſämmtlichen männlichen Mitglieder der Hochſchule kneipen auf altburſchenhafte Weiſe; eine Sonntagsgeſellſchaft, Junggeſellen reiferen Alters.«

Schon zu Ende des Winterſemeſters machte ſich eine gewiſſe Abſpannung geltend, welche bei einer ſolchen Fluth von Geſelligkeit gar nicht ausbleiben konnte, und dazu kamen noch mancherlei andere Dinge, welche ihn verſtimmten und ablenkten. Vor Allem iſt einer Anfrage von München zu gedenken, ob er geneigt ſei, an Stelle des verſtorbenen Döllinger dort hin zu kommen. Die Anfrage ging augenſcheinlich nur von einer Partei jüngerer Leute an der dortigen Univerſität aus, welcher vornehmlich Stromeyer, Gietl und Jul. Vogel angehörten, doch wuſste er ja nicht, was werden würde und war deshalb doch nur noch mit halber Seele in ſeiner Stellung. Es kam dazu, daſs der Bruch mit der regierenden Partei ein völliger wurde. Pommer, der frühere Profeſſor für Phyſiologie und Pathologie war geſtorben und Henle ſchlug eine Neueintheilung der Fächer vor, wodurch nicht nur eine Erſparniſs an Gehalt erzielt wurde, ſondern durch welche ſein bisheriger Proſector Hodes eine neue, von ihm unabhängige Stellung erhielt. Er wollte denſelben los ſein, da er bei ſeiner etwas mangelhaften wiſſenſchaftlichen Durchbildung nicht genügte und im Laufe der Zeit immer prätentiöſer wurde. Weiter wurde ihm die Behaglichkeit ſehr durch das berechtigte oder unberechtigte Gefühl vermindert, daſs ſein Wirth Hagenbuch darauf rechne, daſs er um eine ſeiner Töchter freien würde, und endlich kamen noch Nachrichten von zu Haus, wonach ſich die pecuniäre Lage ſeines Vaters einigermaſsen ſchwierig geſtaltete. Das Letztere bedrückte ihn, dem ſeine Familie über Alles ging, ganz beſonders und lieſs den Wunſch, an Oſtern nach Hauſe zu reiſen, raſch zum Beſchluſs reifen. Doch

ſuchte er einſtweilen die Seinen das eine Mal mit einem gewiſſen Galgenhumor auf andere Gedanken zu bringen, indem er zum Leichtſinn mahnte, denn der ſei nicht bloſs im Glück eine Tugend, wie Schweſter Marie annähme. »Die glücklichen Leute brauchen keinen Leichtſinn, die befinden ſich ohnedem wohl, aber ein armer Teufel muſs leichtſinnig ſein, ſonſt kann er es ja gar nicht aushalten.« Ein andermal tröſtet und beruhigt er ſie damit, daſs er ja hinter ihnen ſtehe und für ſie arbeiten könne. »Uebrigens kann ich weder dem Vater — ſo fährt er fort — noch dem Schickſal einen Vorwurf daraus machen, daſs es ſo weit gekommen iſt. Wir haben dadurch eine glückliche und ſorgenfreie Jugend verlebt, haben uns auf eine Weiſe ausgebildet und ſind in Verhältniſſe gekommen, die ſonſt unmöglich geworden wären. Hätte es der liebe Vater beſſer anzufangen gewuſst, ſo gehörten wir vielleicht in die vornehme Kategorie B., M., etc. und wären ebenſo filzige Juden, wie ſie. Wir haben genoſſen und wenn nun entbehrt werden muſs, ſo wird es uns leicht, eben weil wir genoſſen haben. Freilich paſst dies Syſtem nur für Leute, die Kopf und Herz auf dem rechten Flecke haben.« Das heiſst brav und wacker geſprochen!

Er faſste unter dem Druck der Verhältniſſe einen ſchon früher aufgetauchten Plan, ſeine dritte Schweſter Nettchen — Roſalie hatte ſich inzwiſchen verheirathet — zur Führung ſeines Haushaltes zu ſich zu nehmen, nunmehr ernſthaft ins Auge, ergriff die Gelegenheit, ſeine Wohnung aufzugeben, miethete eine gröſsere und beſſer paſſende unmöblirte Wohnung in dem Hauſe, in welchem ſein Freund Löwig wohnte

und reiſte ſodann leichten Herzens nach der Heimath ab, wohin er ſeinen alten Berliner Freund Schöll, der mit Otfried Müller mittlerweile in Griechenland geweſen war, zu einem Rendezvous beſtellt hatte.

Zu Hauſe wurden die finanziellen Verhältniſſe zur Zufriedenheit geordnet, aber als er wieder zurückkehrte, brachte er ſich zu allgemeiner Erheiterung ſeiner Bekannten keine Haushälterin mit, dagegen hatte ſich Freund Schöll eine Braut gewonnen. Dieſe Wendung war nun freilich für unſeren Gelehrten, welcher ſeine Schweſter zärtlich liebte und den Freund als einen vortrefflichen Menſchen kannte, eine geradezu beſeligende, und er ſchrieb nach Hauſe, es wäre ihm, als ſeien ſie alle die Perſonen einer Novelle. Die Alltäglichkeit unter ſeinen trockenen und nüchternen Schweizern konnte ihm nach der durchlebten herrlichen Zeit gar nicht mehr genügen und in ſeinen Briefen kommt nun erſt die Grundnatur des ſentimental und romantiſch angelegten Menſchen zu Tage, welche in Berlin einerſeits verdeckt war durch die Reſte derb-burſchikoſen Weſens aus ſeiner Studentenzeit, anderſeits durch den ſpitzen, wenig liebenswürdigen, geiſtreich thuenden Ton des damaligen Berlins, der in den äſthetiſchen Thees ſeine Verkörperung fand. Es kommen ihm nun alle Leute viel langweiliger vor, als vier Wochen früher, er hat keine rechte Freude an ihnen und muſs ſich ſagen, daſs nach ſo einem Rauſch wohl das Beſte einem nüchtern vorkommen müſste. »Das gröſste Glück iſt, mit Leuten zuſammen zu ſein, die man liebt und von denen man weiſs, daſs ſie einen auch recht von Herzen gern haben und alles Uebrige iſt nur ein ſchaales Surrogat.«

Seinem Schwager Schöll ſchreibt er, als dieſer ihm nochmals dafür dankt, daſs er durch ſeine Einladung nach Coblenz Veranlaſſung zu ſeiner Verlobung gegeben habe, er komme ſich vor, wie unſer Herrgott, wenn ihm bei dem ſchönen Frühlingswetter von allen Seiten die Pfalmen zu Ohren ſteigen, nur mit dem Unterſchied, daſs unſer Herrgott ohnehin ſelig iſt, und er es erſt würde durch die Verſicherung der Seligkeit all der Seinigen.

Da nun aber der Winter halb verdämmert war, da auch bis in den Mai hinein ſeine Stimmung ihn nicht recht zu ernſter Arbeit hatte kommen laſſen, muſste jetzt mit einer Gewaltsanſtrengung die literariſche Thätigkeit wieder aufgenommen werden. Er vertiefte ſich ſo in die Fertigſtellung ſeiner allgemeinen Anatomie, daſs ſogar ſeine Correſpondenz mit der Heimath darunter litt und er erzählt, er habe ſich ſo in ſeine Arbeit hineingeritten, daſs er entweder daran ſitzen oder ganz faullenzen müſſe. Wer jemals intenſiv in eine literariſche Arbeit vertieft war, wird dies nachfühlen können, noch mehr aber, wenn Henle ſpäter ſehr über die Eintönigkeit der Arbeit ſeufzt; gehört ja doch eine groſse Selbſtverläugnung dazu, Capitel für Capitel auch dann gründlich und anregend zu ſchreiben, wenn der behandelte Gegenſtand das Intereſſe des Autors keineswegs feſſelt. Sein Ehrgeiz ging aber dahin, den letzten Bogen ebenſo friſch und vollkommen abzufaſſen, wie den erſten, und dies gelang ihm auch. Nur ein einzig Mal gönnte er ſich eine kurze Pauſe, als ſein Freund Eduard Magnus ein paar Tage auf der Durchreiſe in Zürich Station machte. Dieſer benutzte die Gelegenheit, Henle für ſeinen

Bruder Guſtav zu malen, nach allgemeinem Urtheil ſehr ähnlich, aber wieder nicht geſchmeichelt, ſo meint der Dargeſtellte [1]).

Die Miſshelligkeiten mit dem Erziehungsrath zogen ſich den ganzen Sommer hin und ſchliefslich verlor der durch ſeine intenſive Arbeit nervös gewordene Gelehrte die Geduld völlig und ſtellte eine Art von Ultimatum, ganz darauf gefaſst, daſs dasſelbe auch vielleicht nicht angenommen werden würde. Er war völlig entſchloſſen, ſeine Stellung aufzugeben, wenn man ihm nicht ſeinen Willen thun und das anordnen würde, was er zum Beſten der mediciniſchen Facultät vorgeſchlagen hatte. Als er dann im Herbſt von einer längeren Ferienreiſe in die Heimath zurückkam, noch ganz hingenommen von der Freude über das ſo glückliche Brautpaar zu Hauſe, fand er ſeinen Profector anderweitig verſorgt und ſtatt ſeiner Albert Kölliker angeſtellt, welcher ſchon in Berlin ſeine Bekanntſchaft gemacht hatte, und der ihm bereits bei ſeiner Berufung vom Erziehungsrath Mouſſon auf das Dringendſte empfohlen worden war. Zu dieſer freudigen Nachricht kam noch die, daſs eine Summe für die Anſchaffung einer vergleichend-anatomiſchen Sammlung nun endlich wirklich ausgeſetzt war, und daſs die Behörden ihm verſicherten, ſie würden glücklich ſein, wenn ſie wüſsten, daſs er zufrieden wäre. Höchſt vergnügt über den erfreulichen Ausgang des Conflictes wurde er nun erſt recht heimiſch, ging mit Luſt und Liebe an ſeine Arbeiten und an die Ver-

---

[1]) E. Magnus malte ein Portrait von ſich ſelbſt für Henle. Nach Guſt. Magnus' Tode wurden die beiden Potraits ausgetauſcht, und es bildet jetzt das von Henle eine koſtbare Erinnerung für die Seinigen.

vollſtändigung ſeiner Sammlungen. Hierbei paſſirte ihm nur einmal ein kleines Unglück. Er hatte eine Gemſe gekauft, um deren Skelett aufzuſtellen; da ihm aber der beſonders ſchöne Braten zu leid that, beſchloſs er, eine kleine Geſellſchaft von näheren Freunden zu einer Keule einzuladen, welche in dem Gaſthof, in welchem er zu Mittag aſs, verſpeiſt werden ſollte. Er band dem Wirth auf die Seele, kein Knöchelchen, wie klein es auch ſei, zu verlieren oder zu verletzen. Das Mahl verlief in ſchönſter und heiterſter Weiſe, der Schrecken aber war groſs, als ſich herausſtellte, daſs der Koch doch die Knochen kunſtgerecht zerhackt hatte. Ein anderes Thier war nicht zur Stelle und ſo muſste einſtweilen wohl oder übel die Gemſe mit drei Beinen in die Sammlung aufgenommen werden. Sie ſoll noch bis in die neuere Zeit vom Anatomiediener als »dem Henle ſeine dreibeinige Gems« den Beſuchern gezeigt worden ſein.

Er knüpfte nun auch engere Beziehungen zu den Gelehrten in der Nachbarſchaft an und kam beſonders öfters nach Bern, wo er ja in dem Phyſiologen Valentin einen alten Freund hatte, wo er auch zu Emmert dadurch Beziehungen gewann, daſs derſelbe die Tochter ſeines verſtorbenen Collegen v. Pommer zur Frau genommen hatte; auch Demme und der Anatom Theile wurden dortſelbſt beſucht. In dieſem Centralpunkte der Schweiz war auch immer Gelegenheit, mit Gelehrten aus anderen Theilen des Landes zuſammenzutreffen, ſo fand er das eine Mal Mieſcher von Baſel, ein anderes Mal Agaſſiz und C. Vogt von Neuchatel.

Das ruhige Leben des zweiten Winters ſeines Züricher Aufenthaltes, welches dem herz- und ge-

müthreichen Gelehrten der Gedanke an das Familienbrautpaar verſchönte, wurde unterbrochen durch die Aufregung einer neu aufkeimenden Liebe, die vielleicht gerade dieſem Gedanken entſprang. Von ſeiner erſten Gymnaſiaſtenliebe an trat dieſes Gefühl immer von Zeit zu Zeit an die Oberfläche mit der Regelmäſsigkeit, mit welcher auch ein Vulcan nach längerer Ruhe eine Eruption beginnt. Er mochte in einer noch ſo burſchikoſen Periode ſtehen, die Liebe blieb ihm immer die gleiche zarte Blume, von welcher jeder Hauch, jeder leiſe Miſsklang den Zauber der Schönheit abſtreifte, und dies iſt auch der Grund, warum er ſo oft, wo ein Anderer beglückt und beglückend ſeine Familie gegründet hätte, enttäuſcht und verſtimmt wieder zurückwich und glaubte, einer Täuſchung zum Opfer gefallen zu ſein, warum er auch mehrmals nicht nüchtern genug abzuwägen vermochte, ob ſeine Annäherung am Platze ſei oder nicht.

Wie er ſich die Liebe vorſtellt, geht aus mehrfachen Aeuſserungen hervor. Ueber einen jung verheiratheten Freund, der ihm einen ruhigen und gleichmüthigen Brief ſchreibt, zankt er und ſpricht von Redensarten, ſo recht aus dem warmen Schlafrock und Pantoffeln heraus. »Nein, Gott bewahre einen vor ſolchem Glück, das die Menſchen nicht kalt und nicht warm macht!« Seinem Schwager Schöll ſchreibt er: »Wenn ich mir vorſtelle, wie glücklich Ihr waret und wie ſich dies ſo wunderbar hat finden müſſen, ſo verliere ich erſt recht den Appetit auf vernünftige Eheſtandsprojecte und denke, das Glück könne mir auch noch blühen, wirklich zu lieben und geliebt zu werden.« Zwei ſchmerzliche Erfahrungen der letzten

Berliner Zeit hatten ihn bis jetzt in ihrem Bann gehalten. Eine junge Dame aus Stettin, welche ihn ungemein angezogen hatte, war ſeinem Geſichtskreis raſch entſchwunden und kurz vor ſeiner Abreiſe nach Zürich hatte er einer Tochter des Mendelsſohn'ſchen Hauſes ſeine Hand angetragen, kam aber zu ſpät, da dieſelbe ſchon ſeit einiger Zeit heimlich verlobt war. Durch den Anblick des Glückes des Familienbrautpaares aber wurde dieſer Bann gelöſt und es keimte eine Neigung zur Tochter eines Züricher Patriciers, des Oberſten O., bei ihm auf, einer Freundin der Hagenbuch'ſchen Töchter und gut bekannt mit den jungen Frauen ſeiner Collegen Sauppe und Pfeufer, welch letztere Damen jedenfalls auch ein wenig Vorſehung bei der ganzen Affaire geſpielt hatten. Er war überglücklich, als ihm Frau Sauppe die Einwilligung der Angebeteten, die Seine zu werden, überbrachte. Voll Seligkeit umarmte er die Braut, ſo durfte man ja nun ſagen, doch ſchon an demſelben Tage kam ihm die Ernüchterung; ſo hatte er ſich die Liebe nicht vorgeſtellt! Er wurde ſo unglücklich, daſs er ſich ernſtlich überlegte, ob er nicht einen gefährlichen Spaziergang machen und »zufällig« von einem Felſen herunterſtürzen ſolle; denn nun wieder nein zu ſagen, nachdem er einmal ja geſagt hatte, dies war dem ehrlichen und geraden Menſchen unmöglich. Sehr bald ſtellte es ſich indeſs heraus, daſs ſein Gefühl der Enttäuſchung ein nur allzu richtiges geweſen war, denn nachdem die junge Schöne ihren Zweck erreicht hatte, einen lau gewordenen Liebhaber durch das Verhältniſs mit Henle wieder zu ſich zurückzuführen, löſte ſie daſſelbe mit groſser Ruhe

wieder auf. Henle erfuhr den Thatbeſtand bald durch eine gute Bekannte der Ex-Braut und konnte ſich daher um ſo raſcher über ſeinen Miſsgriff tröſten. Doch war ſeinem weichen Herzen die neue Erfahrung natürlich bitter genug und er wandte ſich, um ſein inneres Gleichgewicht wieder zu gewinnen, zu ſeiner alten Tröſterin, der Muſik; er erlernte das Celloſpiel und brachte es in Kurzem ſo weit, daſs er im Trio und Quartett mitzuwirken vermochte. Von ſeinem erſten öffentlichen Auftreten in der Mittwochsgeſellſchaft freilich muſs er noch berichten: »Ich bin bereits einmal mit getheiltem Glück aufgetreten, was ich nämlich diesſeits des Stegs ſpielte, machte Glück, dagegen miſsfiel dem gröſseren Publicum, was ich jenſeits desſelben vortrug.«

Nicht allein aber in der akademiſchen Mittwochsgeſellſchaft lieſs er ſich hören, auch in Concerten der ſpecifiſch Züricher Kreiſe wirkte er als Sänger, Geiger, ſelbſt als Recitator mit. Dabei wäre es einmal allerdings beinahe zu ernſten Auseinanderſetzungen gekommen, da man ſeinen Namen mit wenig Tact auf einen an allen Straſsenecken angeſchlagenen Zettel geſetzt hatte, auf welchem im Uebrigen nur Mitglieder der dortigen Bühne zu finden waren. Doch war im Allgemeinen die Stellung, welche er den eingeborenen Schweizern gegenüber einnahm, eine durchaus freundliche. Zu einem engeren Anſchluſs kam es jedoch niemals, er fühlte ſich mit ſeinem leichten rheiniſchen Blut von der ſchweizeriſchen Geſelligkeit, die ja doch eine eigenartige iſt, nicht recht angezogen. Er fand Erholung von ſeinen Arbeiten in den ihm befreundeten Profeſſorenfamilien und in der »Tanne«, einem Wirths-

hauſe, in welchem des Abends ganz regelmäſsig die Herren von der Univerſität und die mit ihnen befreundeten Männer zu finden waren. Mit den Kreiſen der politiſchen Flüchtlinge kam er in ſpäter Zeit ebenſowenig, wie im Anfang, in nähere Fühlung, obgleich ſeine ausgeſprochen liberale Geſinnung mit vielen unter ihnen ſympathiſirte und er die Inſtitutionen der freien Schweiz im Gegenſatz zu den damaligen, in vieler Hinſicht engherzigen Einrichtungen deutſcher Staaten pries. Es waren unter ihnen gar zu viele problematiſche Exiſtenzen, welche einem ernſten Forſcher, der gewohnt war, ſeine Handlungen nach wohlerwogenen Beweggründen abzumeſſen, nicht zuſagen konnten. Nur einer unter ihnen, Herwegh, feſſelte ihn ſeines Geiſtes wegen und mit ihm ſtand er auch in engerem Verkehr. Er erzählt, daſs er durch ihn auch noch mit einem liebenswürdigen jungen Ruſſen, Namens Bakunin, der ſich ſeiner liberalen Grundſätze wegen ſelbſt aus ſeinem Vaterlande verbannt habe, bekannt geworden ſei. »Mit dieſen beiden und Follen machen Pfeufer und ich und gewöhnlich auch Hitzig ein Clübchen aus, wie man ſich's nicht beſſer wünſchen kann.«

Noch im Nachlaſs Henle's fanden ſich die fliegenden Blätter, auf welchen Herwegh ſeine politiſchen Gedichte voll Schwung und Geiſt in Zürich drucken lieſs, und er erzählte noch lange Jahre nach jener Zeit, wie man an der abendlichen Tafelrunde geſpannt war, und wie Alles herzueilte, wenn es hieſs, Herwegh würde wieder ein neues Gedicht vorleſen. Henle ſagt von ihm: »Alles iſt voll von ſeinem Lob und mit Recht. Er iſt ein ausgezeichneter Dichter, dabei ein

trotz aller Verwöhnung beſcheidener, anſpruchsloſer, natürlicher Menſch, durchaus edel und gut, voll Feuer und Aufopferung für das, was ihm Recht ſcheint. Zum Glück hat er eine zärtliche und, wie es ſcheint, vortreffliche Braut gefunden, deren Treue ihn die Verfolgungen der angenehmen Zeitungsſchreiber leicht verſchmerzen macht.« Die Hochzeit des Dichters fand unter durchaus ungewöhnlichen Umſtänden ſtatt und Henle erzählt von ihm, er ſei aus Zürich ausgewieſen worden, da die Regierung ſeinetwegen Verwickelungen mit Preuſsen gefürchtet habe. »Da Herwegh unwohl war, dehnte man ſeine Friſt noch um vierzehn Tage aus. Indeſſen kam ſeine Braut mit ihrem Vater und einer älteren Schweſter hier an, ein ſehr eigenthümliches, ungewöhnliches Mädchen, geſcheidt, witzig, von entſchiedenſtem Charakter, zuweilen auch recht ſchön. Es folgte eine Reihe von Feſten in ſehr gemiſchter Stimmung, wobei viel gelacht und manche Thräne vergoſſen wurde, bis am 2. März (1843) Alle abreiſten, der Vater nach Berlin zurück, um die Papiere zur Trauung in Ordnung zu bringen, und die Mutter und übrigen Geſchwiſter zu holen, Herwegh und die Braut nebſt der Schweſter (einer Wittwe von ca. vierzig Jahren) als Duenna nach Baden, vier Stunden von hier im Canton Aargau. Am Freitag kamen ſie dort an, am Samſtag erfuhr Follen zufällig, daſs der Pfarrer in Aargau die Trauung vollziehen könne, wenn die Regierung in Betreff der ſonſt nöthigen Papiere (Heimathsſchein, Verleſung von der Kanzel etc.) dispenſire. Am Sonntag reiſte er mit dem Brautpaar deshalb nach Aarau, am Dienſtag Mittag wurden wir, Pfeufer und ich, plötzlich nach Baden

geholt, um Zeugen bei der Trauung zu ſein, die auch am Mittwoch ſtattfand, wahrſcheinlich an demſelben Tag, wo die Eltern mit dem Brautkleid von Berlin abfuhren. Eine luſtigere Hochzeit habe ich nicht leicht erlebt. Einige Gäſte kamen noch am Mittwoch herüber, namentlich Bakunin, Herr und Frau Schulz und Frl. Bodmer. Wir waren unſer zehn und haben gelacht für hundert, hernach auch getanzt, wozu die Braut ſpielen muſste, und alle möglichen Volkslieder geſungen.«

Das ruhige Behagen, welchem ſich unſer Gelehrter nach dem erſten Jahr der Stürme und der Gewöhnung hingab, dauerte leider nicht allzu lange. Es ſtellte ſich für ihn und ſeine Collegen je länger je mehr heraus, daſs die augenblicklich am Ruder befindliche ariſtokratiſch-fromme Partei der Univerſität nicht wohl wollte, da dieſe, wie ſchon oben bemerkt, nicht allein weſentlich aus liberalen Elementen beſtand, ſondern auch als der Mittelpunkt betrachtet werden konnte, um welchen ſich die zahlreichen politiſchen Flüchtlinge, welche aus Deutſchland herübergekommen waren, ſchaarten. Der Brodkorb wurde daher den deutſchen Profeſſoren ſo hoch wie möglich gehängt und wo es immer anging, ein Schweizer von der Regierungspartei eingeſchoben, ob er nun qualificirt war oder nicht. War kein ſolcher aufzutreiben, dann lieſs man wohl auch eine Stelle ganz unbeſetzt und Henle führt einmal bittere Klage darüber, daſs man in Beantwortung von Vorſchlägen zur Beſetzung der Profeſſur für Mineralogie ſagte, die Studirenden könnten in Zukunft die Lectionen über Mineralogie auf dem Gymnaſium beſuchen. Er ſchreibt einmal: »Die Leute

gehen hier mit ihrer Univerſität um, wie etwa einer, der einen Baum gepflanzt hätte und ihn jedes Frühjahr einmal aus dem Boden nähme, um zu ſehen, ob er Wurzeln getrieben hat. Alle Augenblicke fragt man ſich, was man wohl an der Univerſität habe, und ob ſie den vielen Aufwand werth ſei, denn das iſt dem rechnenden Schweizer ein wichtiger Punkt. Mit ganz friſchem Haſs [1]) ſtehen noch immer die Parteien, ariſtokratiſch-fromme und radical-vorurtheilabſchüttelnde, einander gegenüber, beide zerren an uns und namentlich verargt uns die radicale, die Alles für Aufklärung zu thun meint, unſere unparteiiſche Stellung.« »Bei allem Fleiſs und aller Geduld und Tüchtigkeit — ſo ſagt er ein andermal — wird es nie gelingen, mit ſolchen Elementen im Kampf aus unſerer Hochſchule etwas zu machen. Eine gute Seite hat die Sache, daſs wir unter einander wieder lebhafter zuſammenhalten. Manche kleine Feindſchaften und Neckereien unter uns haben ſich durch unſere Stellung gegen den gemeinſamen Feind ausgeglichen und ſo genieſsen wir in traulichem Zuſammenleben die herrlichen Abende und Sonntage gröſstentheils im Freien und beruhigen uns durch Schimpfen und Späſse auf Koſten der Herrſchaft.«

Auf die Neuwahl des groſsen Rathes, welche zu Neujahr 1842 vorgenommen wurde, ſetzte die Univerſität groſse Erwartungen, und Henle berichtet ſogar, daſs auf die bloſse Hoffnung hin, daſs eine liberale Regierung ans Ruder kommen würde, die Zahl der Studenten, welche ſeit der 1839 ſtattgehabten September-

---

[1]) Von der Septemberrevolution 1839 herzuleiten.

revolution ſtetig geſunken war, langſam zu ſteigen anfinge. Leider blieb das Regiment das gleiche und damit waren auch die Zuſtände an der Univerſität zur Dauer verurtheilt. Da traf zu guter Zeit, Ende November 1842, ein Ruf nach Tübingen ein. Ueber dieſen erſchrak man nicht wenig, da man in Zürich längſt wuſste, was man an Henle hatte und ihn ſehr gerne feſthalten wollte. Ein Erziehungsrath eilte ſogleich zu ihm, um zu hören, was ſie thun könnten, ihn zu feſſeln. Nun glaubte er nicht zurückhalten zu ſollen und ſprach ſich, obgleich er im Augenblick für ſich und ſein Inſtitut keine beſonderen Wünſche hatte, in ſeinem und ſeiner Collegen Namen gründlich aus. Wie dieſe letzteren alle, ſo habe auch er die Erfahrung machen müſſen, daſs Uneigennützigkeit und eifrige Pflichterfüllung nicht hinreichten, um das Zutrauen der Behörden zu gewinnen, daſs ſie, während ſie dem Wunſch Ausdruck gäben, daſs ſich die Profeſſoren von Politik fern halten möchten, es doch übel nähmen, wenn dieſe nicht auf ihrer Seite ſtänden, daſs ſie den verwerflichſten Deutſchen gewogener ſeien, wenn ſie ihre Federn im Dienſte der Regierung verwendeten, daſs er ſelbſt bei einem etwaigen Conflict mit einem Schweizer keine Hoffnung hätte, weder bei den Behörden, noch bei den Gerichten Schutz zu finden. In ähnlicher, wenn auch weniger ſchroffer Weiſe ſchrieb er auch an die Behörde, ſo daſs alſo erhebliche Klarheit über die Klagen der deutſchen Profeſſoren gegeben wurde. Er erreichte es, daſs die Regierung die Univerſität fortan gewähren lieſs, ohne ſie zu geniren. Nach kurzem Schwanken, und nachdem ſich die Regierung beeilt

hatte, eine Reihe kleiner materieller Forderungen, welche er geſtellt hatte, zu erfüllen, entſchied er ſich für Bleiben. »Ich hätte liebe Freunde, die herrlichſte Gegend, angenehme Nachbarn in Bern, Baſel und Neuenburg, eine junge, nagelneue Anatomie, ein groſses Spital, Ueberfluſs an Leichen, ein gutes Bier, einen trefflichen Bedienten, Ausſicht auf zahlreichen Beſuch, einen beſcheidenen und willigen Proſector, die ſchönſte Muſse zum Arbeiten und vieles Andere aufgegeben, ohne Sicherheit, einen Erſatz zu finden, zum Theil mit der Sicherheit, es ſchlechter zu bekommen.« Der wichtigſte Beweggrund aber, der ihn feſthielt, figurirt in dieſer bunten Aufzählung nicht, nämlich ſein Verhältniſs zu Pfeufer. Die beiden waren im Laufe der Zeit nicht nur nahe Freunde geworden, ſondern hatten auch wiſſenſchaftlich einander ſo nöthig, daſs ſie gar nicht ausdenken konnten, wie es werden ſolle, wenn ſie ſich trennen müſsten. Pfeufer's Vorbildung mangelte eine ſichere anatomiſch-phyſiologiſche Grundlage und er konnte das Verſäumte gar nicht beſſer nachholen, als im ſteten und engen Verkehr mit dem beleſenen Gelehrten und dem geiſtvollen Forſcher Henle. Dieſer hinwiederum brauchte Pfeufer's bedeutende kliniſche Erfahrung, ſeinen diagnoſtiſchen Scharfblick und ſeinen Ideenreichthum, um ſein Buch über allgemeine Pathologie zu fördern, da er ſelbſt ja ſich von der Thätigkeit am Krankenbette fern gehalten hatte. Beide wurden ſich erſt recht bewuſst, wie nöthig ſie ſich gegenſeitig waren, als die Furcht vor einer Trennung auftauchte.

Kaum acht Tage, nachdem Henle ſeine ablehnende Antwort nach Tübingen geſandt hatte, erhielt

Pfeufer einen Ruf nach Heidelberg, und nun ging die Ueberlegung natürlich von Neuem an! Die Bedingungen waren gut, Pfeufer hatte für eine Familie zu ſorgen, er ſchwankte. Als nun vollends von Tübingen an Henle geſchrieben wurde, man betrachte ſeine Ablehnung nicht als eine definitive, ſondern wäre zu namhaften Opfern bereit, um ihn zu gewinnen, da war die Situation eine recht ſchwierige geworden.

Die beiden Freunde verlebten aufgeregte Tage und beriethen ſehr ernſt und eingehend die Zukunft. Endlich beſchloſſen ſie, ihren erſten Regungen zu folgen, ſich nicht zu trennen, ſondern durch gegenſeitige Belehrung und Unterſtützung das zu lernen und zu leiſten, was ſie ſich vorgenommen hatten.

Der Jubel in Zürich war natürlich groſs, als die beiden gefeierten Lehrer ihren Entſchluſs verkündigten. Die Studenten brachten beiden einen glänzenden Fackelzug, Pfeufer dankte auf die Anſprache aus dem Fenſter und ſprach über die ſchöne Stellung der Züricher Univerſität im freien Lande, wo die Theilnahme an jedem Fortſchritt geſtattet ſei; Henle ging auf die Straſse herab und ſprach ſeine Freude darüber aus, daſs er ſich nicht in der Annahme getäuſcht habe, daſs ihm die Studenten ſein Bleiben dankten, und daſs ihm nun die enge Zuſammengehörigkeit von Lehrern und Schülern ſo recht vor Augen träte. Seine Lebensaufgabe, Medicin mit der Anatomie und den verwandten Fächern zu verbinden, könne er in Zürich erfüllen, wo er gleichgeſinnte Collegen, die mit ihm nach dem gleichen Ziele ringen und Schüler gefunden habe, denen es nicht um die bloſse äuſsere Befähigung zur Praxis, ſondern um wiſſenſchaftliche

Begründung ihres künftigen Berufes zu thun ſei. Es fällt auf, wie genau dieſe letzten Worte mit jenen übereinſtimmen, welche der Heidelberger Student an ſeine Eltern geſchrieben hatte.

Die Aufregung legte ſich und Alles ging wieder ſeinen gewohnten Gang, bis im Herbſt deſſelben Jahres (1843) ein neuer Ruf wieder neue Ueberlegungen nöthig machte. Henle wurde von der Heidelberger Facultät als einziger Candidat vorgeſchlagen, um den alternden Tiedemann zu entlaſten. Da er aber wenig Luſt zeigte, von Zürich fortzugehen, ſo kam Tiedemann ſelbſt auf den Gedanken, auch Pfeufer mit ihm zu berufen, unter der Vorausſetzung, daſs dieſer nun, wo Henle ebenfalls in Frage ſtand, geneigter ſei, zu kommen, als bei der erſtmaligen Verhandlung. Er hatte ſich nicht getäuſcht und die beiden Begründer der »rationellen Medicin« beſchloſſen, zuſammen nach der Ruperto-Carola überzuſiedeln. Henle ſagt über ſeinen Ruf: »Ich danke Gott für die ſchönen Jugendjahre, die er mich unerwartet nach eingetretenem Alter noch einmal in Zürich verleben lieſs und will jetzt meinen Einfluſs als Mann in dem neuen, groſsartigen Wirkungskreise geltend zu machen ſuchen. Ich fange an, zu erkennen, daſs es eine gröſsere Freude ſein muſs, ſeine Kräfte dem Vaterlande zu widmen und unter Leuten zu leben, die gern das Gute, was wir bringen, anerkennen und uns nicht als Eindringlinge mit miſsgünſtigen Augen betrachten.«

Den Ruf, welchen Henle ſchon von Berlin her als akademiſcher Lehrer mitbrachte, befeſtigte er in ſeiner Züricher Zeit nur noch mehr und die vorſtehenden Blätter geben ja auch davon Kunde, wie

man immer den Augenblick fürchtete, in welchem ihn die junge Hochfchule verlieren würde. Die Studenten, welche dem beliebten Docenten fchon durch den vor Kurzem gebrachten Fackelzug ihre Sympathien bewiefen hatten, ehrten ihn nun beim Scheiden durch Ueberreichung eines filbernen Pokales.

Von der wiffenfchaftlichen Thätigkeit Henle's in diefer Zeit ift vor Allem zu fagen, dafs feine zoologifchen und vergleichend-anatomifchen Arbeiten nun zu Ende find. Denn die Entdeckung des Acarus folliculorum, welche ihm in Zürich gelang, kann man kaum rechnen; überdies vermied er es fpäter, viel davon zu reden, da ihm das komifche Malheur paffirt war, dafs er das hintere Ende für den Kopf und umgekehrt gehalten hatte, während Berger, welcher das Thier gleichzeitig mit ihm auffand, eine richtige Deutung gab. Die grofse Arbeit über die Plagioftomen, gemeinfam mit J. Müller, kann man auch nicht hierher rechnen, obgleich ihr Schlufs erft erfchien, nachdem Henle nach Zürich übergefiedelt war, fie ift, wie fchon erwähnt, eine reine Frucht Berliner Arbeit. Müller's Einflufs fehlte, um fein Intereffe für die in Rede ftehenden Disciplinen aufrecht zu erhalten, und er wandte feine Arbeitskraft vollftändig den beiden verwandten Fächern, der allgemeinen Anatomie und allgemeinen Pathologie, zu. Beide hatten ihn fchon in Berlin befchäftigt und fein »Handbuch der allgemeinen Anatomie« entftand in feinen Anfängen bereits dort, doch mufs man fagen, dafs erft die Zeit feiner vollen Selbftftändigkeit jene Frucht wiffenfchaftlichen Denkens reifen liefs, welche allein genügt haben würde, um des Verfaffers Namen mit unauslöfchlichen Lettern in das Buch der Gefchichte naturwiffenfchaftlicher Disciplinen einzutragen. Noch während des Erfcheinens äufsert fich Henle über feine Arbeit und deren Aufnahme in der Gelehrtenwelt feinem Freunde Schöll gegenüber (Neujahr 1841) folgender-

maſsen: »Mit unendlicher Luſt ſchreibe ich jetzt an meinem Handbuch der allgemeinen Anatomie. Es iſt ein groſses Vergnügen, wenn man ſieht, wie, wenn ein paar alte Vorurtheile weggeworfen ſind, hier und da ein Licht oder doch eine Dämmerung durchbricht und wie ein glücklich aufgefundenes Princip ſich bei jeder neuen Thatſache wieder bewährt. Und jetzt geht es mir auch ſchneller von der Hand, als zu der Zeit, wo ich alle zwei Stunden mit einem halben Blatt Contagium zu Dir hineinſtürmen muſste. Du haſt viel von mir ausgeſtanden, aber ich habe viel dabei profitirt und ſo weiſs ich, daſs Du Dir's nicht leid ſein läſst. Ich war damals faſt noch zu beſcheiden, um ohne Weiteres zu glauben, daſs Dinge, die mir ſo nothwendig und conſequent ſchienen, nicht ſchon lange allen vernünftigen Leuten eingeleuchtet haben ſollten. Jetzt, da ich bei allem Miſstrauen gegen mich und trotz dem Wunſch, mit der Majorität zu ſtimmen, täglich neue Beweiſe für meine Anſicht finde und da ich ſehe, wie wenig man ſich anſtrengt, um ſie zu verſtehen oder abzuweiſen: jetzt erſt wird es mir in meiner Haut geheuer und ich lerne ohne ängſtliche Rückſichten geradeaus gehen. Mein Buch macht Auffehen genug und die Leute ſehen wohl, daſs ihnen ein Stein in den Weg gelegt iſt, den ſie nicht ſo leicht wegwälzen. Die Recenſenten haben nun zweierlei Mittel erfunden, um damit fertig zu werden. Die Einen fangen mit allerlei allgemeinen Lobſprüchen an, finden aber dann das Einzelne entſetzlich und meinen, dies und jenes ſtehe wohl zu feſt, um einer Widerlegung meiner Angriffe zu bedürfen; wenn man an dieſem und jenem zweifeln wolle, ſo bliebe wohl überhaupt wenig Sicheres mehr; die Anderen machen mich zum Eingang ſchlecht und ſtellen mich als warnendes Beiſpiel hin, wie ein Theoretiker nicht über praktiſche Dinge reden ſolle, dann glauben ſie genug gethan zu haben und geben mir das Einzelne Schritt für Schritt zu, oder beiſsen ſich daran die Zähne aus. Nur einige ganz junge, ſanguiniſche und, wie es ſcheint, noch unbeſchäftigte Menſchen ſperren ge-

duldig ihr Schnäblein auf und auf dieſe iſt denn auch meine Hoffnung geſetzt.«

Wie die Zeitgenoſſen das fertige Werk beurtheilten, davon giebt eine Recenſion Kunde, welche im 32. Bande von Gersdorf, Repertorium (1842), unter der Chiffre 76[1]) erſchien, und welche ich hier unverkürzt folgen laſſe. Sie erſpart mir zugleich, dem Leſer, welcher das Buch nicht kennt, deſſen Inhalt zu nennen. »Die neue Erfahrungswiſſenſchaft, welche in dem vorliegenden Werke bis jetzt am vollſtändigſten, umfaſſendſten und gründlichſten dargeſtellt iſt, gehört nicht zu den Fortſchritten des menſchlichen Wiſſens, die an Einen Gedanken, an Eine Entdeckung ſich anknüpfend plötzlich ein helles Licht auf bisher unbekannte Gebiete werfen, aber auch wie der Blitz oft mehr blenden als erhellen und die Nacht wieder zurücklaſſen, die ſpäter erſt dem wirklichen, immer nur langſam herankommenden Tage weicht. Sie gehört vielmehr zu den Erwerbungen, die wie ein ſich entwickelnder Keim nur allmälig mit immer weiter greifenden Wurzeln ſich in ſicherem Boden befeſtigt, dann aber, zum ſtarken Stamm emporgewachſen, allen Stürmen trotzt und ſeine Früchte trägt, auch nur langſam errungen wurden, dann aber nicht wieder verloren gehen. Sie wird ſich erhalten neben allen anderen Verſuchen künftiger Zeiten, die Räthſel zu löſen, die freilich mehr als ewige Aufgaben, als fortwährende Uebung, als nicht zu vertilgender Anreiz für den menſchlichen Forſchungstrieb, denn als endlich einmal zu erreichendes Ziel der edelſten Bemühungen gegeben ſcheinen. Sie wird ſich erhalten und immer vollkommener ausbilden unter den Händen ſolcher Bearbeiter, wie unſer Verfaſſer, ſolcher, die mit dem heiſeſten Eifer immer weiter vorzudringen die kühlſte Bedächtigkeit bei jeder neuen, wirklichen oder vermeinten Entdeckung, mit der nüchternſten Anſchauung die fruchtbarſte combinatoriſche Reflexion, mit der ſelbſtſtändigſten Unter-

---

[1]) Von Neubert geſchrieben.

ſuchung das unbefangenſte Eingehen auf fremde Angaben verbinden. Nur aus ſolcher Verbindung konnte ein ſo lebensvolles Bild einer Entwickelung hervorgehen, die man früher entweder blofs in abenteuerlichen Conſtructionen ſchematiſirte, oder aus den wirklich gegebenen, ſämmtlich bei der irgendwie weit gediehenen Zerlegung ſtehen gebliebenen Thatſachen kümmerlich andeutete. — Das vorliegende Buch kündigt ſich als allgemeine Anatomie an, als Lehre von den Miſchungs- und Formbeſtandtheilen des menſchlichen Körpers. Es iſt unnöthig, daran zu erinnern, was wir durch Bichat gewöhnt worden waren, unter allgemeiner Anatomie zu verſtehen; nur das mag hier hervorgehoben werden, dafs der ungeheure Abſtand zwiſchen Bichat's Belehrungen und denen, die heute in dem gegenwärtigen Werke uns dargeboten werden, nicht etwa nur in einem extenſiv gröſseren Reichthum an Thatſachen, ſondern in den Ausgangspunkten, in der Methode und in den Hülfsmitteln der Forſchung liegt, woraus denn natürlich auch ganz andere Ergebniſſe hervorgehen muſsten; dafs Bichat, indem er bei ſeinen Zerlegungen durch das anatomiſche Meſſer und ſeinen Verſuchen mit chemiſchen Reagentien nicht weiter kam als auf Gewebe, die, obzwar geſondert, doch noch lange nicht als die einfachen Elemente des Baues und Werkzeuge der Thätigkeit des Körpers gelten durften, auch nicht umhin konnte, dieſen Geweben Kräfte und Verrichtungen willkürlich zuzuſchreiben, die ihnen entweder gar nicht, oder nicht als ſo oder ſo beſtimmten Geweben zukommen, dafs er endlich, was die Hauptſache iſt, in ſeinen Geweben das fertige Product, aber nicht die Geneſis deſſelben ſtudirte und darſtellte und ſich mithin bei einer Verſchiedenheit derſelben beruhigen muſste, die er doch, wenn er auf die obgleich damals noch unvollkommene Entwickelungsgeſchichte des Fötus hinblickte, für eine urſprüngliche nicht anerkennen konnte. Je weiter aber die Entdeckungen in der Entwickelungsgeſchichte vorgeſchritten, deſto weniger konnte Bichat's Lehre von den

Geweben fortbeſtehen; ſie würde ſich jedoch demohnerachtet noch länger gehalten haben, wenn man mit den Werkzeugen und Hülfsmitteln, deren er ſich bediente, fortgearbeitet hätte. Aber man nahm nun das Mikroſkop zu Hülfe, das Werkzeug, das ſchon in ſeinen rohen Anfängen ſo viel geleiſtet hatte, jetzt aber dem neuerwachten Bedürfniſs ſich immer vollkommener darbot; und nun begann die neue Richtung der Unterſuchung, für welche unſer Verfaſſer nicht bloſs zum Geſchichtſchreiber geworden iſt, ſondern in welche er ſelbſtthätig mit eingegriffen — wir würden ſagen, in welcher er durch mehrere wichtige Entdeckungen neben anderen Forſchern ſich ausgezeichnet hat, wenn er nicht durch die völlig objective Behandlung des hiſtoriſchen Theiles ſeiner Arbeit eine Anſpruchsloſigkeit an den Tag legte, die jede, auch die verdienteſte Anerkennung von ſich abweiſt und von den Perſonen immer wieder zu den Gegenſtänden zurückführt. Wir wollen ihm darin folgen, und nunmehr den allgemeinſten Umriſs des Werkes vorlegen. Es zerfällt in zwei Hauptabtheilungen. Die erſte, von den Miſchungsbeſtandtheilen des menſchlichen Körpers, giebt eine gedrängte Ueberſicht deſſen, was uns die organiſche Chemie von der Zuſammenſetzung des menſchlichen (und thieriſchen) Körpers zu ſagen weiſs; nicht viel für die Hoffnungen, welche die Chemie in neuerer Zeit hat laut werden laſſen, von ihrem Standpunkte und mit ihren Hülfsmitteln biologiſche Aufſchlüſſe zu geben, obgleich ſie durch Erklärung der (hier natürlich nicht berückſichtigten) organiſchen Proceſſe im lebenden Körper anfängt, dieſe Hoffnungen mehr zu erfüllen als ſeither. In dieſer Abtheilung iſt unſer Verfaſſer, obgleich mit der Chemie vertraut, mehr Berichterſtatter; in der zweiten, der Lehre von den Formbeſtandtheilen, die ſich ſchon durch ihren Umfang als den Hauptgegenſtand des Werkes ankündigt, iſt er auf ſeinem eigentlichen Gebiete. Nächſt der Einleitung, welche einen Ueberblick über die Geſchichte der Hiſtologie giebt, dann ſich über den Gebrauch des Mikroſkops, die dabei vor-

kommenden Schwierigkeiten, Täuſchungen und Erforderniſſe verbreitet (eine Erörterung, worin der Verfaſſer auſser E. H. Weber faſt gar keinen Vorgänger hatte), werden nun in dem erſten Theile die »Formen und Eigenſchaften der thieriſchen Elementartheile im Allgemeinen« abgehandelt. Hier erhalten wir zum erſten Male im Zuſammenhange und ausführlich die Lehre von der Zelle als dem erſten Formelemente organiſcher Bildung und der Grundlage für alle weitere Entwickelung organiſcher Formen. Die Schöpfer dieſer nur wenige Jahre alten Lehre, R. Brown und Schleiden (für die Pflanzen), Schwann, Valentin, zu denen unſer Verfaſſer ſelbſt durch ſeine Unterſuchungen über die Epithelien gehört, hatten fürs Erſte genug zu thun mit Aufſtellung der begründenden Thatſachen; dann verſuchten Schwann und Valentin (R. Wagner's Lehrbuch d. Phyſ.) eine zuſammenfaſſende Anordnung dieſer Thatſachen, um die Geneſis der Gewebe daraus zu erläutern; gleichzeitig erſchienen Schwann's ſo berühmt gewordenen »Mikroſkopiſchen Unterſuchungen«, die bei der an die Spitze geſtellten Abſicht, die Entwickelung und die Lebenserſcheinungen des Organismus auf phyſikaliſche Geſetze zurückzuführen, eine Theorie der Zellen- und aus dieſen der Gewebsbildung brachten, welche aber, eben wegen dieſer Abſicht, theils über ihren Gegenſtand hinausging, theils denſelben nicht ſo unbefangen und nicht ſo erſchöpfend beleuchtete, als es von unſerem Verfaſſer geſchehen iſt. Dieſer erſte Theil, der Schlüſſel zum Verſtändniſs aller nachfolgenden Mittheilungen über die einzelnen Gewebe, enthält die Beſchreibung der Elementarzellen (primären Zellen, Kernzellen), ihrer Entſtehung, der phyſikaliſchen Bedingungen ihrer Bildung, ihrer Vermehrung, weiteren Entwickelung und Umbildung ihrer Functionen, der Intercellularſubſtanz, und ſchlieſst mit einigen kurzen, aber inhaltſchweren Bemerkungen über den Organismus, auf welche wir noch zurückkommen. Man ſieht, daſs ſchon hier mehrere Grundprobleme der Phyſiologie, wenn auch nur gelegentlich, zur

Sprache kommen müſſen, wie Entwickelung, Ernährung, Regeneration der Gewebe überhaupt, die aus dem bereits vorhandenen Reichthum von Beobachtungen über jene Vorgänge an und mit den Elementarzellen gedeutet, ſich unter verhältniſsmäſsig wenige, einfache und durchgreifende Geſetze ordnen. Am ausführlichſten wird die Vermehrung der Zellen (durch exogene Zeugung oder Sproſſen, endogene Zeugung oder Zelle in Zelle und durch Theilung, endlich durch den Einfluſs der ſpecifiſchen Gewebe auf das Cytoblaſtem) und ſodann die weitere Entwickelung und Metamorphoſe der Elementarzellen beſchrieben. Dieſer letztere Proceſs iſt es, durch welchen aus den gleichartigen Anfängen aller Bildung die differenten Gewebe hervorgehen und irgend eine der hier geſchilderten Umwandlungen iſt allemal erforderlich für die Ausbildung der Texturen, die nun im zweiten Theile nach einander aufgeführt werden. Was ihre Anordnung in dieſem zweiten Theile betrifft, ſo kannte der Verfaſſer ſehr wohl die Aufgabe, die Metamorphoſen der Elementarzellen zum Eintheilungsgrunde eines rationellen Syſtems der Hiſtologie zu benutzen, ſo, daſs Gruppen der Gewebe gebildet wurden, je nachdem bei ihrer Entwickelung die Zellen z. B. discret blieben, oder ſich an einander reihten, verzweigten, in Faſern ſpalteten u. ſ. w., welches eben die Fortſchritte der Bildung von der primären Zelle zum fertigen Gewebe ſind. Aber eine ſolche Methode zu befolgen, hielt er noch nicht an der Zeit, er zog es vor, die einzelnen Gewebe oder Organe, wie ſie anatomiſch ſeit lange unterſchieden werden, der Reihe nach in Beziehung auf ihren feineren Bau und ihre Lebenseigenſchaften abzuhandeln, und nur gelegentlich auf die Verwandtſchaft zwiſchen den Elementartheilen derſelben hinzuweiſen. Auch dieſe Zurückhaltung hat ihre Vortheile. Der Verfaſſer kommt dadurch dem Verſtändniſſe derer entgegen, die nicht ſelbſtſtändige Beobachter ſind, ſondern die Hiſtologie nur aus bisherigen Bearbeitungen kennen und danach die Gewebe beurtheilen. Solche Leſer finden ſich

in dem zweiten Theile dieſes Werkes ſogleich zurecht, wenn ſie auch den erſten zuvörderſt überſchlagen; aber dieſer iſt doch in beſtändige Beziehung geſetzt mit jenem durch die überall auftretende Zelle als das bisher unbeachtete eigentliche Element eines ſonſt bekannten Gewebes. Die einzelnen hier abgehandelten Gegenſtände ſind nun folgende: Oberhaut; Nägel; körniges Pigment; Haare; Gewebe der Hornhaut; Gewebe der Kryſtalllinſe, des Glaskörpers und der dazu gehörigen Häute (der Verfaſſer ſchlägt für dieſe die Benennung Glashäute vor); Bindegewebe (das frühere Zellgewebe, welcher Ausdruck jetzt nothwendig aufgegeben werden muſs); Fettgewebe; elaſtiſches Gewebe; Nahrungsſaft (Chylus, Lymphe und Blut wegen ihrer Körperchen) und ſaftführende (Blut-, Chylus- und Lymph-) Gefäſse; Muskelgewebe; Nervengewebe; Knorpelgewebe; Knochengewebe; Zähne; Gehörſteine; Drüſen (Haut- und Schleimdrüſen, Blutgefäſsdrüſen); Häute. Jeder dieſer Abſchnitte giebt zuerſt die genaue Beſchreibung der Structur des betreffenden Gewebes, wie ſie als dermalen durch die zuverläſſigſten Beobachtungen ermittelt ſich herausſtellt; ſodann die Phyſiologie deſſelben, die Schilderung ſeiner Lebenseigenſchaften. Darauf folgt eine Zuſammenſtellung vergleichender Beobachtungen aus der Thierreihe; endlich die kritiſche Geſchichte der Bearbeitung des abgehandelten Gegenſtandes durch die verſchiedenen Forſcher bis auf die neueſte Zeit. Letztere iſt nur bei dem Drüſengewebe nicht zuſammenhängend im Texte, ſondern in einzelnen längeren Anmerkungen zu dieſem gegeben. Die Beſchreibungen der Structuren ſind theils durch die Figuren auf den beigegebenen fünf Tafeln, theils durch in den Text eingedruckte, ihren Gegenſtand bald ſchematiſch, bald ikoniſch darſtellende Holzſchnitte erläutert. Referent enthält ſich jeder Bemerkung über die Abſchnitte von den Structuren. Hier iſt vor allen Dingen zu lernen; zu lernen, was nicht bloſs der Verfaſſer, ſondern hundert andere Beobachter geſehen und beſchrieben haben; und wenn von dieſen ſelbſt nur wenige

als entfcheidende Autoritäten gelten, fo erfcheint bei einer blofsen Anzeige des Buches ein vereinzeltes »gefehen« oder »nicht gefehen«, gefetzt, es gründete fich auf eigene, wirkliche oder vermeinte Beobachtung, gegenüber einer folchen Fülle von Thatfachen als völlig unnützes Einreden. Wer es mit einem der hier befchriebenen Gegenftände zu thun hat, mufs das Werk doch vergleichen; und der Verfaffer weifs beffer, als jeder Andere, dafs eine nachfolgende Zeit Erweiterungen, Beftätigungen und Berichtigungen der hier niedergelegten Angaben bringen kann. — Mit der Befchreibung der Structuren würde nun die eigentliche Hiftologie abgefchloffen fein. Unfer Verfaffer ift jedoch ein reicher Mann; den Geweben, die bis in ihre letzten erkennbaren Elemente zerlegt nur vereinzelte phyfikalifche Eigenfchaften darbieten, giebt er das einem jeden eigenthümliche Leben wieder in der Phyfiologie; und dadurch ift das Buch zu einer Hauptquelle der Belehrung für alle Diejenigen geworden, die die Hiftologie nicht felbft als Naturforfcher bearbeiten, fondern von ihr Auffchlüffe über phyfiologifche und pathologifche Fragen erwarten. Die phyfiologifchen Erörterungen befchäftigen fich mit der Thätigkeit, Ernährung, Entwickelung (bei welcher natürlich die Lehren des erften Theiles in Anwendung kommen) und Regeneration der verfchiedenen Gewebe. Dafs diefe Partie, je nach den einzelnen Gegenftänden, extenfiv fehr ungleich ausfallen mufste, dafs der Verfaffer ebenfo wie alle anderen Phyfiologen, feine Aufmerkfamkeit vorzüglich den wichtigeren Geweben, die man fonft als die alleinigen Träger der Lebensthätigkeit anzufehen gewohnt war, zuwandte, verfteht fich von felbft; aber man wird nirgends, auch bei dem fcheinbar Gleichgültigften, die Vollftändigkeit in Darftellung der vorhandenen Erfahrungen und Beobachtungen vermiffen, und dabei manchem Gegenftande eine intereffante Seite abgewonnen finden, die er nicht fogleich zu verfprechen fcheint. Als ein Beifpiel aber, welche Umgeftaltungen fehr althergebrachte phyfiologifche Anfichten, die zugleich be-

deutend in die Pathologie eingreifen, durch genaue hiſtologiſche Unterſuchung erfahren, dient die Lehre von den ſeröſen Häuten und ihren Functionen, die hier beim Bindegewebe abgehandelt ſind. Wie der Verfaſſer die Verwirrung, welche über die Organe der Schleimabſonderung (Häute und Drüſen) noch herrſcht, zu ordnen geſucht hat, iſt ſchon aus ſeinen früheren Arbeiten bekannt; hier ſind dieſe erweitert und vervollſtändigt. Die ſehr oft verhandelte Lehre von der Contractilität der Gefäſse iſt hier mit Beziehung auf die Textur ihrer Häute und auf den Einfluſs der Nerven (über letztere vergleiche des Verfaſſers Pathologiſche Unterſuchungen) ſorgfältig revidirt. In den Abſchnitten über das Blut und das Drüſengewebe erhalten wir neue Geſichtspunkte für die Beurtheilung der Secretionen. Das Höchſte iſt jedoch in der Phyſiologie des Nervenſyſtems geleiſtet; auf einem Felde, wo jetzt die ausgezeichnetſten Kräfte um den Preis ringen, wie viel durch die feinſte, eindringlichſte Beobachtung zu erforſchen ſei. Unſer Verfaſſer kennt dieſe Beobachtungen, und er ſelbſt hat das Seinige dazu beigetragen; wer aber, erdrückt von der Maſſe des hier ſeit einigen Jahren aufgehäuften, oft ſehr widerſprechenden Materials, verzweifelt, ſich in demſelben orientiren zu können, und zugleich mehr nach den Beziehungen des Experimentes auf die Doctrin ſucht, wird ſich von dieſem Abſchnitte vorzugsweiſe gefeſſelt fühlen, der ihn von dem Gebiete äuſserer Anſchauung allmälig in das der inneren Beobachtung, an die Grenzen der Pſychologie führt und auf die letztere Ausſichten eröffnet, die auf eine überraſchende Weiſe mit den Ergebniſſen eines ebenſo ſtrengen als eigenthümlichen und ſelbſtſtändigen philoſophiſchen Denkers zuſammentreffen. Die angeſtrengte Aufmerkſamkeit, welche dieſen Abſchnitt bei ſeiner zwar ſehr klaren, aber, wir möchten ſagen etwas unruhigen Darſtellung ununterbrochen in Anſpruch nimmt, die Anregung zum eigenen Nachdenken, das häufig auch zum Widerſpruch ſich erheben mag, bis das Ganze bei wiederholtem Leſen in ſeinem Zuſammenhange, das Einzelne

in ſeiner rechten Bedeutung gefaſst iſt (wir rechnen dahin z. B. die ganze Expoſition über Empfindung und Vorſtellung und das Verhältniſs der Sinnesnerven zu ihnen). Dieſe Aufmerkſamkeit und dieſes Nachdenken wird man reichlich belohnt finden. — Für die Pathologie aber halten wir die Bedeutung des Werkes noch unendlich gröſser, als für die Phyſiologie. Es handelt ſich nicht bloſs um einzelne Aufklärungen über dieſen oder jenen Punkt, nicht bloſs um eine Ueberſetzung des geſunden Zuſtandes in den kranken, wie ſie oft gedankenlos vorgenommen und dann als wiſſenſchaftliche, »auf Phyſiologie gegründete« Pathologie ausgeboten wird, ſondern hier iſt der Anſtoſs gegeben, die letztere von Grund aus neu aufzubauen. Seit Paracelſus und Helmont ſuchte man die Krankheit in Störungen einer Lebenskraft, deren Geſetze und Vermögen niemals ſicher ermeſſen werden konnten und deren Verhältniſs zu den auf ſie geſchehenden Angriffen deshalb ſtets ſchwankend blieb; man ſuchte ſie in einzelnen Geweben und Säften, in Nerven oder Blut, die der urſprüngliche Herd aller über den Organismus ſich ausbreitenden Störungen ſein ſollten; man gab endlich die Hoffnung auf, eine Fundamentalerklärung für die Krankheit zu finden, und überlieſs ſich einem bloſsen Regiſtriren ihrer Erſcheinungen. Henle betrachtet die Phyſiologie der Gewebe als die Grundlage der allgemeinen oder rationellen Pathologie, »welche die Krankheitsproceſſe und Symptome als geſetzmäſsige Reactionen einer mit unveräuſserlichen Kräften begabten organiſchen Materie gegen abnorme äuſsere Einwirkungen zu begreifen ſucht«. Niemand, der den Verfaſſer bereits aus den »Pathologiſchen Unterſuchungen« kennt und das gegenwärtige Werk ſorgfältig ſtudirt, wird auf die Vermuthung kommen, daſs in den obigen Worten die Wiederholung der Verſuche angekündigt werde, entweder phyſikaliſch-chemiſche Erklärungen oder pathologiſch-anatomiſche Zerlegungen als die alleinigen Quellen der allgemeinen Pathologie einzuführen und ſomit das eigentliche Problem, die Krankheit

im lebendigen Organismus, bei Seite zu ſchieben. Es iſt vielmehr die Aufgabe deutlich bezeichnet: Vorgänge im lebenden Körper durch die Kenntniſs ſeiner Lebensthätigkeiten zu erklären, wobei übrigens jene anderweiten Erkenntniſsquellen in ihrem vollen Werthe bleiben. Was aber hier dargeboten wird für die genetiſche Entwickelung der Krankheitserſcheinungen, die durch den Conflict jener »unveräuſserlichen Kräfte der organiſchen Materie« mit ebenſo unveräuſserlichen Kräften äuſserer Einwirkungen zu Stande kommen, das lernt man erſt ſchätzen, wenn man ſich ſelbſt bemüht hat, in der Krankheit das Geſetz der Natur zu finden, ohne in dieſe letztere Zweckvorſtellungen hineinzutragen oder ſie als dämoniſch anzuſtaunen. Dennoch hat ſich der Verfaſſer — und dies bewundern wir an einem ſo ausgezeichneten empiriſchen Forſcher am meiſten — die teleologiſche Betrachtung ſeines Gegenſtandes nicht verkümmern laſſen. Dies beweiſen die Bemerkungen über den Organismus und über die verſchiedenen Standpunkte für die ihn betreffenden Unterſuchungen (S. 216 ff.), denen wir ſchon vorhin ein ſolches Gewicht beilegten, weil in ihnen die Anerkennung eines Planes und einer Zweckmäſsigkeit in der Schöpfung von Seiten gründlicher und gerade ihrer Aufgabe rein zugewendeter Naturwiſſenſchaft ausgeſprochen iſt. Dem Verdienſt unſeres Verfaſſers thut es übrigens nicht den mindeſten Eintrag, daſs die Bezeichnung des im Organismus wirkſamen Princips als der »Idee der Gattung« und der Gedanke, in den einzelnen Geweben, ihrer Thätigkeit, die Elemente der Krankheitserſcheinungen aufzuſuchen, jene ſehr energiſch und als ein die ganze Pathologie durchdringendes Princip, dieſer allerdings nur innerhalb der damaligen Grenzen der Hiſtologie und nur ſummariſch, ſchon von Neumann in ſeiner »Allgemeinen Pathologie« aufgeſtellt und durchgeführt wurde. — Zuletzt haben wir noch der hiſtoriſchen Zugaben zu den einzelnen Abſchnitten zu gedenken. Eine künftige Geſchichte der Anatomie und Phyſiologie ſeit Harvey, vorzugsweiſe aber

der neuern Zeit, findet hier Quellen eröffnet, aus denen bisher noch wenig geſchöpft worden; und wer aus der Verſchiedenheit der Angaben ſo vieler Beobachter die Unſicherheit der von ihnen gebrauchten Hülfsmittel, namentlich des Mikroſkops, bewieſen glaubt, mag von dem Verfaſſer lernen, dieſe abweichenden Angaben aus ſelbſtſtändiger Unterſuchung richtig zu verſtehen, zu deuten und zu vereinigen. Für eine allgemeine Culturgeſchichte aber bieten dieſe hiſtoriſchen Partien eine ſehr intereſſante Seite dar: wie lange nämlich eine gewiſſe Richtung menſchlicher Betriebſamkeit unbemerkt fortgeſetzt werden könne, anſcheinend ohne beſtimmtes Ziel, ohne hervorſpringende Erfolge, ohne die Gemeinſchaftlichkeit in den Beſtrebungen, durch die ſie ſich allein geltend machen kann, bis endlich ihre Zeit kommt, wo ſich ſodann zeigt, daſs durch ſie längſt die Bahn gebrochen iſt, die nun als via regia verehrt wird. Leeuwenhoek, della Torre, Ledermüller, Muys, Fontana u. A. waren ſolche Forſcher, die ſich des Mikroſkops bedienten, ohne zu ahnen, daſs ſie die Stifter einer neuen Epoche in der Wiſſenſchaft von der organiſchen Natur werden würden. Ihr Denkmal iſt das vorliegende Werk, deſſen Verfaſſer ſchon bei ſeinen Zeitgenoſſen die Anerkennung finden wird, die Jenen erſt die Nachwelt zollt.« (76.)

Man ſieht, daſs Henle doch durchaus Verſtändniſs für ſeine Arbeit und die ihm gebührende Anerkennung fand. Wie man jetzt nach Verlauf von einem halben Jahrhundert, welches der anatomiſchen Disciplin ungeahnte Bereicherungen gebracht hat, über die »allgemeine Anatomie« denkt, dies iſt erſchöpfend in einem Nachruf geſagt, welchen Waldeyer [1]) dem verſtorbenen Collegen und Lehrer gewidmet hat. Er ſagt von dem Werke: »In ihm hat Henle die Grundlagen der Disciplin, welche wir heute »allgemeine Anatomie« nennen, und welche nach Schleiden und Schwann

---

[1]) Arch. f. mikroſkop. Anatomie, Bd. 26, 1886.

in Vielem anders geſtaltet werden muſste, als zu Bichat's Tagen, mit feſten Zügen für lange Zeit gezeichnet. Noch heute iſt das faſt vor einem halben Jahrhundert geſchriebene Werk nicht veraltet und wird auch nicht veralten. Hiermit ſoll weder Bichat's unſterbliches Verdienſt — Henle ſelbſt nennt ihn den Begründer der »allgemeinen Anatomie« — irgendwie geſchmälert werden, noch wollen wir damit über die Unvollkommenheiten hinwegſehen, die dem Henle'ſchen Werke anhaften. Letztere liegen zum groſsen Theile in der Eintheilung, welche er für die Elementartheile und Gewebe aufſtellt. So kommt mitten zwiſchen die Beſprechung der Nägel und der Haare das »körnige Pigment«, wobei nun pigmentirtes Epithel und pigmentirte Bindeſubſtanz nicht aus einander gehalten werden. Ferner wird die Grundlage der Hornhaut noch als ein eigenes Gewebe angeſehen und das Gewebe der Kryſtalllinſe ſteht mit dem des Glaskörpers noch in einem und demſelben Capitel zuſammen.

Bekanntlich wurde die Gruppe der »Bindeſubſtanzgewebe« erſt vier Jahre ſpäter durch Reichert aufgeſtellt. Henle trennt noch das Bindegewebe vom Fettgewebe und elaſtiſchem Gewebe, obgleich er ſie unmittelbar auf einander folgen läſst, dann aber wieder die Capitel über die Säfte und Gefäſse des Körpers nebſt der Betrachtung des Muskel- und Nervengewebes zwiſchen ſchiebt und nun erſt das Knorpelgewebe, das Knochengewebe und das Gewebe der Zähne folgen läſst. Dabei iſt jedoch nicht zu überſehen, daſs die verwandtſchaftlichen Beziehungen zwiſchen Bindegewebe, Fettgewebe und elaſtiſchem Gewebe zum Theil ſchon richtig erkannt ſind. Auch Befunde an den Knorpelbezügen des Kiefergelenkes veranlaſſen Henle, Zwiſchenſtufen von Knorpel und Bindegewebe zuzulaſſen, wenngleich er das Weſentliche der Zuſammengehörigkeit nicht erkennt. Intereſſant iſt es, zu ſehen — was beiläufig bemerkt ſein mag —, daſs ein ſo feiner Beobachter, wie Henle, die richtige Natur der Faſern im ſogenannten elaſtiſchen oder Netzknorpel nicht erfaſste. Es wird

in der »Allgemeinen Anatomie« folgendes Syſtem aufgeſtellt:

I. Thieriſche Elementartheile im Allgemeinen:

a) Elementarzellen,
b) Weitere Entwickelung und Metamorphoſe der Elementarzellen,
c) Intercellularſubſtanz.

Hier wird dann eine Betrachtung des »Organismus« eingeſchoben.

II. Die Gewebe:

a) Oberhaut,
b) Nägel,
c) Körniges Pigment,
d) Haare,
e) Hornhaut,
f) Kryſtalllinſe, Glaskörper und dazu gehörige Häute,
g) Bindegewebe,
h) Fettgewebe,
i) Elaſtiſches Gewebe,
k) Nahrungsſaft und Nahrungsſaft führende Gefäſse,
l) Muskelgewebe,
m) Nervengewebe,
n) Knorpelgewebe,
o) Knochengewebe,
p) Zähne,
q) Gehörſteine,
r) Drüſen,
   1. Haut- und Schleimdrüſen,
   2. Blutgefäſsdrüſen,
s) Häute.

Vergleicht man aber dieſe gewiſs ſehr unvollkommene Eintheilung des Stoffes mit einer, wenige Jahre früher von einem der bedeutendſten Anatomen vorgenommenen, ſo wird doch der enorme Fortſchritt, den Henle that, in die Augen

ſpringen. E. H. Weber bringt 1833 in der vierten Auflage von Hildebrandt's Anatomie, die er namentlich im erſten Theile vollſtändig neu bearbeitet hat, folgendes Syſtem:

1. Materien des Körpers, welche in den Gefäſsen, in geſchloſſenen Höhlen und in der Subſtanz der Organe ſelbſt vorkommen. (Hierunter werden die chemiſchen Beſtandtheile verſtanden.)
2. Die flüſſigen und die feſten Subſtanzen des Körpers. (Letztere werden eingetheilt in leimgebende und nicht leimgebende.)
3. Kleinſte, durch das Mikroſkop ſichtbare Theile. (Formloſe, halbflüſſige Materie, Körnchen, Materie von zelligem Gefüge, Faſern, Röhrchen, Blättchen.)
4. Gewebe.
   a) Einfache (nicht zuſammengeſetzte), hierzu werden gerechnet:
      α) Horngewebe (Epithelien, Nägel, Haare).
      β) Zahngewebe (Schmelz, Zahnbein oder Knochenſubſtanz der Zähne).
      γ) Gewebe, von denen es ſtreitig iſt, ob ſie zu den einfachen Geweben zu rechnen ſind oder nicht (Kryſtalllinſe, Hornhaut, innere Haut der ſeröſen Höhlen und der Blutgefäſse).
   b) Zuſammenſetzende Gewebe.
      α) Zellgewebe,
      β) Gewebe der allgemeinen Gefäſshaut,
      γ) Gewebe der Nervenſubſtanz.
   c) Zuſammengeſetzte Gewebe. (Gewebe, die keine deutlich ſichtbaren Nerven und weniger dichte und kleine Haargefäſse haben.)
      α) Knorpelgewebe,
      β) Knochengewebe,
      γ) Sehniges Gewebe,
      δ) Elaſtiſches Gewebe,
      ε) Gewebe der ſeröſen Säcke.

d) Gewebe, welche deutlich ſichtbare Nerven und zahlreichere und dichtere Netze blutführender Canäle enthalten:

α) Muskelgewebe,
β) Gewebe der Lederhaut,
γ) Gewebe der Schleimhaut,
δ) Gewebe der Drüſen,
ε) Erectiles Gewebe,
ζ) Theile, welche zu Lebensbewegungen fähig ſind, und in denen dennoch keine deutlichen Muskelfaſern ſichtbar ſind. (Hierher wird z. B. das Gewebe des Uterus, das der Iris, der Tunica dartos u. a. gezogen.)

Wie viel weiter, allerdings auf den Schultern von Schwann ſtehend, aber in Vielem auch durch gleichzeitige und nachfolgende eigene Arbeit Henle gekommen war, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Und, wollen wir bei den groſsen Mängeln, welche des Letzteren Syſtem 1841 noch zeigt, nicht vergeſſen, daſs wir auch heute noch nicht zu einem viel beſſeren Standpunkte vorgedrungen ſind. Gerade in der neueren Zeit ſind die Beſtrebungen nach einer allgemein annehmbaren Claſſification der Elementartheile und Gewebe wieder in den Vordergrund getreten und haben unter Anderen Rollet, Kölliker, His, O. Hertwig, Rauber, Kollmann und beſonders E. Haeckel ſich daran verſucht; wir werden aber geſtehen müſſen, daſs ſich bei jedem ſolchen Unternehmen noch die erheblichſten Schwierigkeiten in den Weg ſtellen und wohl von jedem der vorgeſchlagenen Syſteme nur einer befriedigt iſt — der Autor ſelbſt — und vielleicht nicht einmal dieſer!

Henle hat ſpäter — in ſeinen Jahresberichten und Vorleſungen — ſein Syſtem vereinfacht, iſt jedoch bis zuletzt einem rein morphologiſchen Eintheilungsprincipe treu geblieben, ohne ſich etwa um phyſiologiſche oder genetiſche Verhältniſſe zu kümmern. Er theilte uns beiſpielsweiſe im

Jahre 1858, in ſeiner Vorleſung über allgemeine Anatomie, das Gebiet folgendermaſsen ein:

I. Elementartheile, allgemeine Hiſtologie. (In dieſem Abſchnitt wurde die Zellenlehre abgehandelt.)

II. Gewebe.

A. Einfache Gewebe:

1) Gewebe mit kugeligen Elementen.

a) In flüſſigem Blaſtem (Blut, Lymphe, Chylus, Schleim und Eiter, Milch und Coloſtrum, Samen).

b) In feſtem Blaſtem (Epithelium, Fettgewebe, Pigmentgewebe).

2) Gewebe mit faſerigen Elementartheilen (Bindegewebe, elaſtiſches Gewebe, Linſengewebe, glattes Muskelgewebe, geſtreiftes Muskelgewebe, Nervengewebe).

3) Compacte Gewebe (Knorpelgewebe, Knochengewebe, Zahngewebe).

B. Zuſammengeſetzte Gewebe:

1) Gefäſse,

2) Drüſen,

3) Häute,

4) Haare.

Der Unvollkommenheit dieſes Syſtems war ſich Henle genau bewuſst; er erkennt ſie bereits im erſten Bande ſeines Jahresberichts (1856) an und im letzten (1871), als er ſich den Vorwürfen Rollett's gegenüber zu vertheidigen hat, giebt er auch offen den Grund an, warum er dieſer Eintheilung nicht entſagt. »Rollett«, ſchreibt Henle a. a. O., »tadelt die Eintheilung der Gewebe, die ich dieſen Berichten zu Grunde zu legen pflege. Ich bin um ſo weniger im Stande, dieſelben zu vertheidigen, da ſeine Einwürfe gröſstentheils mit denen zuſammentreffen, die ich mir (I. Bd. des Berichtes) gemacht habe. Ich darf nur ſagen, daſs ich, ſo lange ich mich dieſer Eintheilung bediene, niemals Schwierig-

keiten gefunden habe, das thatſächliche Material in die gegebenen Rubriken einzuordnen. Und darauf müſſen ſich, meiner Meinung nach, die Anſprüche an ein hiſtologiſches Syſtem beſchränken, bis wir im Stande ſind, ein ſolches wirklich ſynthetiſch, d. h. mit Rücksicht auf das Verhältniſs der vollendeten Elementartheile zu den primitiven Zellen zu begründen.«

Die einzelnen Abſchnitte ſeiner »Allgemeinen Anatomie« hat Henle alle gleichmäſsig und in vorzüglich klarer Darſtellung bearbeitet; überall hat er die durch Schleiden und Schwann geſchaffene neue Baſis zu Grunde gelegt und — man möge ſich vergegenwärtigen, was es beſagen will, eine ganze Disciplin in kaum zweijähriger Friſt völlig umzugeſtalten — die von ihm ſich vorgeſetzte Aufgabe: die Hiſtologie auf die Zellenlehre zurückzuführen, zum gröſsten Theile glücklich gelöſt. Ebenſo, wie in der Aufſtellung des Syſtems, gewahrt man den bedeutenden Fortſchritt am beſten, wenn man Henle's Einzeldarſtellungen mit denen vergleicht, die noch wenige Jahre zuvor von Anderen geliefert worden waren. Daſs dabei an manchen Orten Unvollkommenheiten und Unrichtigkeiten beſtehen blieben, kann bei der Mangelhaftigkeit der damaligen Hülfsmittel und bei dem groſsen Umfange des Gebietes nicht Wunder nehmen. Ich verweiſe z. B. auf die Darſtellung der Drüſen, in der Henle wohl am wenigſten glücklich geweſen iſt, ungeachtet die Bearbeitung dieſes Capitels vieles Intereſſante bietet. Die Worte, mit denen Henle dieſen Abſchnitt ſeines Buches einleitet, zeigen auch klar an, wie er ſich der groſsen Schwierigkeiten einer Alles umfaſſenden Adenologie vollauf bewuſst war. »Die Claſſe der Drüſen«, heiſst es da, S. 889, »iſt eine derjenigen, welche eine Wiſſenſchaft in ihrer erſten Jugend leichtſinnig ſchafft und welche zu begrenzen und zu rechtfertigen ihr in Zeiten der Reife groſse Mühe koſtet.« — Und wir haben jetzt noch genugſam damit zu thun!

Das ganze umfangreiche Werk zeigt auf jeder Seite die eigene gewiſſenhafte Arbeit des Verfaſſers, und es iſt

das überhaupt von allen Lehrbüchern Henle's zu ſagen: ſie ſind in jeder Zeile ſein eigenſtes Werk! — Nicht unerwähnt ſoll die äuſserſt ſorgfältige, gewiſſenhafte und kritiſche Bearbeitung der Geſchichte und Literatur bei den einzelnen Capiteln ſein, ebenſo die überall hervorgehobenen Beziehungen zur Phyſiologie. Beides kann für alle Zeiten in der That als Muſter dienen.

Daſs bei ſo ſtrenger eigener Prüfung und Bearbeitung der Dinge eine groſse Menge neuer Funde beigebracht wurde, iſt wohl ſelbſtverſtändlich; ich möchte nur an die Darſtellung der Hornhaut und an die der Blutgefäſse, deren glatte Muskulatur hier zuerſt genau beſchrieben wird, erinnern.«

Ich glaube dieſen Urtheilen aus alter und neuer Zeit nichts weiter beifügen zu ſollen.

Die »Allgemeine Anatomie« war eine reformatoriſche That, zu welcher Henle die Anregung noch ganz aus dem um Johannes Müller verſammelten Kreise geſchöpft hatte, in welchem ein ſelten zielbewuſstes Arbeiten nach gemeinſamen Geſichtspunkten, ein getrenntes Marſchiren nach gemeinſamem Ziel ſtattfand. Es war auch ein groſses Glück für den Fortſchritt der Naturerkenntniſs zu nennen, daſs der geniale Meiſter nicht minder geniale Schüler gefunden hatte, welche in täglichem angeregtem Ideenaustauſch gemeinſam vorrückten. Mit Recht konnte Henle in vertrautem Geſpräch gelegentlich äuſsern, daſs vielleicht er ſelbſt der Begründer der Zellentheorie geworden wäre, wenn er nicht zufällig eine perſönliche Abneigung gegen Schleiden gehabt hätte, mit welchem dagegen Schwann in nahem Verhältniſs ſtand. Mit der wiſſenſchaftlichen Aufgabe, an deren Löſung Henle nunmehr herantrat, war es ganz anders. Die »rationelle Pathologie« im weiteſten Sinn des Wortes war ganz und gar eine Frucht ſeines eigenen Geiſtes. Auf dem Gebiete dieſer Disciplin iſt freilich der Name Pfeufer's mit dem Henle's untrennbar verbunden, aber man muſs, ohne dem Andenken des hervorragenden Klinikers irgendwie zu

nahe treten zu wollen, doch ſagen, daſs Henle's Ideen und Beobachtungen die Grundlage des ganzen Gebäudes bildeten, deſſen Ausbau ihm allerdings ohne ſeinen treuen Freund und Arbeitsgenoſſen nicht möglich geweſen ſein würde. Das erſte Bedürfniſs, welches ſich für die beiden Gelehrten bei Beginn der gemeinſamen Arbeit herausſtellte, war die Gründung einer neuen Zeitſchrift für ſich ſelbſt und ihre Anhänger und Schüler. Eine Zeitſchrift, welche der verſtorbene Pommer herausgegeben hatte, gab den äuſseren Anlaſs, indem die neu begründete äuſserlich die Erbſchaft derſelben übernahm. Das erſte Heft der in Zürich bei Schulthefs erſcheinenden Zeitſchrift für rationelle Medicin wurde im Herbſt 1842 ausgegeben und Henle hoffte, daſs es Senſation machen werde. An der Spitze deſſelben findet ſich ein Aufſatz unſeres Gelehrten über »Mediciniſche Wiſſenſchaft und Empirie«, welcher als Programm aufzufaſſen iſt. Ich werde ſpäter bei Beſprechung der »rationellen Pathologie« auf ihn zurückkommen. Auſser dieſer Abhandlung ſind im erſten Bande der Zeitſchrift nur noch zwei Aufſätze aus Henle's Feder zu finden: Ueber Hypertrophie und Geſchwülſte durch gehemmte Reſorption, worin die Wechſelbeziehungen zwiſchen Blut- und Lymphſtrom beleuchtet werden, und: Ueber Tonus, Krampf und Lähmung der Bronchien und über Expectoration, worin er für die damals noch nicht erwieſene Contractilität der Bronchien durch Wirkung glatter Muskeln eintritt. Der Aufſatz enthält eine Fülle von feinen Bemerkungen über die Phyſiologie und Pathologie der Athmung. Ich will nur eine derſelben wiedergeben, welche der Gelehrte ſpäter wieder als Grundlage für einen ſeiner anthropologiſchen Vorträge benutzt hat. Er ſagt bei Gelegenheit der Beſprechung des Krampfes der Bronchien: »Beobachtet man ſich genauer in der unbehaglichen Stimmung, welche durch geſpannte Erwartung, Bangigkeit vor einem öffentlichen Auftreten, Verdruſs über eine ungerechte Kränkung u. ſ. f. herbeigeführt wird, ſo findet man, daſs das Leiden ſich hauptſächlich auf die Bruſt concentrirt und daſs

es erſtens in einem kaum Schmerz zu nennenden Gefühl von Wundſein hinter dem Sternum und zweitens in einer widrigen Hemmung beſteht, welche ſich der Inſpirationsbewegung entgegenſetzt und ſie nur bis zu einer gewiſſen Excurſion kommen läſst. Die Unzulänglichkeit des Zwerchfells und der gewöhnlichen Inſpirationsmuskeln drängt ſich dem Bewuſstſein auf und man verſucht mit ungewöhnlichen Hülfsmitteln eine tiefe Inſpiration zu bewerkſtelligen. Gelingt ſie nicht, ſo wird dadurch die Unannehmlichkeit der Situation geſteigert; gelingt ſie, ſo fühlt ſich die gepreſste Bruſt erleichtert. Dies iſt die Geſchichte des Seufzers. Ich habe ſchon an einem anderen Orte im Vorübergehen darauf aufmerkſam gemacht, wie unſere Sprache unter dem Schein einer Metapher den Zuſtand richtig bezeichnet. Mit dem Stein auf dem Herzen, dem Centner auf der Bruſt drückt ſie die Laſt der Atmoſphäre aus, gegen welche die Reſpirationsmuskeln vergeblich ankämpfen.«

Die übrigen Mitarbeiter am erſten Band der Zeitſchrift gehören, abgeſehen von Pfeufer, dem engeren Kreiſe näherer Bekannter und Schüler der Herausgeber an. Man findet Hodes, Valentin, Bruch, Löwig, Pappenheim, Dr. Heine aus der Pfalz, ein Freund Pfeufers, ſowie des letzteren Vater, Dr. Chriſtian Pfeufer in Bamberg, und eine Anzahl Schweizer Aerzte. Augenſcheinlich hat die Füllung des erſten Bandes noch Mühe gemacht, denn das Erſcheinen der vierzig Bogen zog ſich über zwei Jahre hin. Der zweite, ebenfalls noch in Zürich erſchienene Band wird ganz von einem Jahresbericht Henle's über die Arbeiten im Gebiet der rationellen Pathologie ſeit Anfang des Jahres 1839 eingenommen, welchem nur ein paar Seiten von Verhandlungen der Züricher med. chir. Geſellſchaft folgen. Der Bericht ſchlieſst ſich an die in Müller's Archiv 1838 und 1839 von ihm gegebenen Berichte an, doch weicht ſeine Arbeit im Zuſammenhang mit der immer mehr fortſchreitenden Klärung ſeiner Anſchauungen von dem früher befolgten Plane ab. »Es kommt nicht mehr allein darauf an, pathologiſch-anatomiſche Thatſachen auf-

zuzeichnen; in dieſer Hinſicht macht unſer Bericht nicht einmal auf Vollſtändigkeit Anſpruch, da es an Sammlungen der zerſtreuten wirklichen und ſogenannten intereſſanten Fälle nicht gebricht. Dagegen iſt es mein Beſtreben, die Entdeckungen zuſammenzuſtellen, welche über das Weſen und den organiſchen Grund der Krankheitsformen Aufſchlüſſe verſprechen, ſowie die Verſuche, welche gemacht wurden, um den Zuſammenhang der Erſcheinungen auf dem, von der Phyſiologie bezeichneten Wege zu ermitteln. Da es ſich hierbei nicht bloſs um Facta, ſondern auch um den Modus ihrer Verknüpfung handelt, ſo iſt Theoretiſiren und Polemiſiren nicht zu vermeiden.«

Ueber Form und Gehalt ſeiner Berichte, welche allen Leſern für claſſiſch galten, wird weiter unten noch zu ſprechen ſein.

In der letzten Zeit ſeines Züricher Aufenthaltes veröffentlichte Henle gemeinſam mit ſeinem Proſector Kölliker eine Monographie »Ueber die Pacini'ſchen Körperchen«, ein öffentliches Zeugniſs für das vortreffliche Einvernehmen zwiſchen beiden.

Ehe nun die wiſſenſchaftliche Thätigkeit Henle's weiter beſprochen wird, iſt es Zeit, ihn erſt wieder auf dem nächſten Abſchnitt ſeines Lebensweges zu begleiten.

---

9. Heidelberg II.

Bei ſeiner Ueberſiedelung nach Heidelberg lagen für Henle die Verhältniſſe ganz anders und viel günſtiger, wie bei dem Eintritt in Zürich, er kehrte nicht nur in die gewohnten und ſympathiſchen Verhältniſſe des Vaterlandes zurück, ſondern er kam auch an eine Univerſität, in welcher er durch ſeine frühere Studienzeit bereits heimiſch war, wo er ſeine alten Lehrer nun zu Collegen haben ſollte und überdies begleitete ihn ſein vertrauter Freund Pfeufer. Zu dem allen kam noch die gröſsere Nähe der Heimath, konnte er doch Mainz, wo ſeine vor Kurzem verwittwete Schweſter Krämer lebte, ſehr leicht erreichen und war auch von Coblenz, dem Wohnort des Vaters, nicht allzu weit entfernt. Noch von Zürich ſchreibt er kurz vor ſeiner Abreiſe: »Ich habe die beſten Vorſätze, der Briefpoſt von nun an wenig und dagegen den Dampfſchiffen recht viel Einnahme zuzuwenden. Es iſt herrlich, daſs wir einander ſo nahe rücken und auſserdem würde ich mich, wenn es nie geſchehen wäre, jetzt über meine Auswanderung von hier freuen, da aufs Neue der brutalſte Fremdenhaſs hier ausgebrochen iſt und die Profeſſoren in einer Weiſe öffentlich geſchimpft werden, daſs man ſeinen Abſchied nehmen würde, wenn man ihn nicht

ſchon hätte.« Er wollte am 20. April in Heidelberg eintreffen. »Es iſt dies der geſetzliche Anfang der Vorleſungen. Hoffentlich herrſcht aber dort, wie überall, Ungeſetzlichkeit genug, um nach den erſten Begrüſsungen und Einrichtungen mir zu einem Beſuch in Mainz Zeit zu laſſen, um mich durch eine kleine Zerſtreuung zur ernſten Hofrathscarrière vorzubereiten.« Die letztere wurde ſodann programmmäſsig angetreten und zwar mit einem Gehalt von achtzehnhundert Gulden, dreihundert Gulden mehr als in Zürich. Er meint die Ausſicht auf zweitauſend bis dreitauſend Gulden Honorar zu haben, falls es ihm und Pfeufer gelingen würde, der mediciniſchen Facultät wieder zu ihrer alten Blüthe zu verhelfen. Von Tiedemann hatte er ſich ſo unabhängig wie irgend möglich gemacht, als zweiter Profeſſor der Anatomie bedingte er ſich einen eigenen Aſſiſtenten und eigene Fonds zu ſeinen Arbeiten und Experimenten aus und es wurde ihm privatim die Zuſicherung gegeben, er würde in die Direction der geſammten Anſtalt eintreten, wenn Tiedemann ſie niederlegen oder wenn er ganz abgehen ſollte. »Daſs Pfeufer mitgeht«, ſo ſagt er, »iſt keine geringe Erhöhung des Glückes. In der That preiſen wir jetzt gar oft unſer Schickſal, das uns aus fernen Gegenden hier zuſammengebracht, um uns für immer zu verbinden.«

Der Glanz der Heidelberger Facultät, welcher ihn ſeiner Zeit als Studenten nach dem Neckar geführt hatte, war verblichen; dies hatte ſeinen Grund darin, daſs ſich in den langen Jahren kein Regenerationsproceſs in dieſer Facultät vollzogen hatte, ſie war vielmehr im Weſentlichen ganz unverändert geblieben. Tiedemann, Puchelt, Chelius, Nägele, alle

hatten ihre Lehrſtühle noch inne, alle waren aber natürlich alt geworden; ſie waren unberührt von der neuen Zeit, welche gerade in Henle und Pfeufer ihre bedeutendſten Vertreter hatte. Man muſs es als eine Selbſtverleugnung und als entſchiedenes Verdienſt Tiedemann's anerkennen, daſs er es war, welcher die Berufung beider Gelehrten betrieb, man muſs es aber andererſeits wieder menſchlich finden, daſs ſich ſchlieſslich die Veteranen der Facultät zuſammenſchloſſen, um gegen die jungen Himmelsſtürmer Front zu machen. Freilich waren die Motive dazu nicht immer ganz einwandfreie; die alten Herren hatten Söhne zu verſorgen und Schüler unterzubringen, und in übergroſsem Eifer geſchah wohl nach dieſer Richtung Manches, was beſſer unterblieben wäre.

An Pfingſten 1844 ſchreibt Henle an die Seinen: »Ich bin hier noch ziemlich fremd und gedenke es mit Gottes Hülfe, wenn nicht ganz neue Elemente der Geſellſchaft für mich auftauchen, auch zu bleiben. Denn unter dieſen alten Scharteken von Univerſitätszöpfen heimiſch zu werden, wäre, wie Pfeufer und ich uns ſagen, eine Degradation. Hier bleibt nichts übrig, als das Alte welken zu laſſen und eine neue Colonie zu gründen. Regierung und Studenten ſcheinen uns dazu nach Kräften helfen zu wollen. Die Regierung, der jetzt die Augen geöffnet ſind, iſt erſtaunt, wie die Facultät Heidelberg's Ruf und herrliche Lage benutzt hat, um ſich in behaglicher Ruhe zu mäſten und gegen Eindringlinge abzuſchlieſsen. Alles, auſser den Wohnungen, Landhäuſern und Weinbergen der alten Herren, iſt in einem erbärmlichen Zuſtande. Die Studenten merken aber ſchon ganz wohl, daſs ihnen jetzt

etwas Neues und Entwickelungsfähiges geboten wird. Sie ſind voll Enthuſiasmus für unſere rationelle Medicin und nachträglich wüthend über die Langeweile, in der man ſie hier erzogen hat.« Auch nachher noch klagen die Briefe fortdauernd über die Langeweile, welche er in der Heidelberger Geſellſchaft findet.

Es wäre nun aber unrichtig, wenn man glauben wollte, dieſe Geſellſchaft wäre wirklich ganz ſo ſchlimm geweſen, wie Henle ſie im erſten Semeſter ſeines dortigen Aufenthaltes ſchildert, er hatte auſser Pfeufer noch Gervinus, Heuſser und den gleichalterigen Jolly, mit welchen er bald vertraut und befreundet wurde; es lag auch viel an ihm ſelbſt. Er hatte Kopf und Herz ſo voll von ſeinen eigenen Angelegenheiten, daſs er auch eine kurzweiligere Geſellſchaft nicht allzu amüſant gefunden haben würde. Eine Liebesgeſchichte eigenthümlichſter Art, nur erklärlich durch die romantiſche und ſentimentale Sinnesart, welche den Gelehrten ſeit ſeiner Kindheit auszeichnete, lieſs ihm für andere Dinge kein Intereſſe und keine Gedanken übrig. Sie führt uns wieder nach Zürich zurück. Dort wohnte Henle, wie ſchon erzählt, in dem gleichen Hauſe, wie ſein Freund Löwig. Bei dieſem letzteren war Eliſe Egloff, ein Mädchen von etwa drei- bis vierundzwanzig Jahren, als Kindermädchen im Dienſt, welche ſich, um es kurz zu ſagen, ſterblich in den Gelehrten verliebte. Sie verfolgte ihn ſehnſüchtig mit ihren Blicken, wenn er das Haus verlieſs und lauſchte mit Entzücken ſeinen Worten, wenn ſie ihn bei den Diners, die er bei Löwig's einnahm, bedienen durfte. Wie ſie ſpäter eingeſtand, vergoſs ſie, hinter der Thür ſtehend, Thränen der Rührung, wenn er bei ſeinen Freunden zum Piano

ſang. Obgleich ſich das junge Mädchen wohl hütete, ihren Gefühlen irgend welchen Ausdruck zu geben, ſo konnten ihm dieſelben um ſo weniger verborgen bleiben, als auch Frau Löwig ſelbſt ganz ohne Abſicht ſeine Blicke auf ſie lenkte; dieſe nahm in aller Unbefangenheit öfter Gelegenheit, vor ihm die guten Eigenſchaften ihrer Dienerin hervorzuheben und ihre Schönheit zu betonen, was ſie gewiſs unterlaſſen haben würde, wenn ſie gewuſst hätte, welche Leidenſchaft ſie dadurch anfachte. Henle fand ſehr bald die reizenden Eigenſchaften des Mädchens ſelbſt heraus und näherte ſich demſelben mehr und mehr. Ob er eine Tändelei beabſichtigt hatte, oder ob er vielleicht im Anfang glaubte, nur einer augenblicklichen und raſch vorübergehenden Laune zu folgen — wer will dies heute feſtſtellen! Soviel iſt jedenfalls ſicher, daſs ſchon nach kurzer Zeit die Sache eine andere und unerwartete Wendung nahm, wovon er ſelbſt erzählt: »Meine Liſette war ein liebes und plauderhaftes Gretchen; ich war zum Fauſt gelehrt und gereift, und wenigſtens für dieſen Fall bezaubernd genug. Aber Mephiſtopheles fehlte und ſo paſſirte mir das Lächerlichſte, was einem Cavalier von Welt in ſolchem Verhältniſs begegnen kann: ich intereſſirte mich nicht bloſs für die Schönheit, ſondern auch für die Seele des Mädchens. Mich gewann ihre Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit, ihre Wärme und ebenſo ihr Stolz, der ihr doppelt gut anſtand, da ſie ſonſt ihre abhängige Lage wohl fühlte und mit Ergebung trug.« Er dachte nun nicht mehr daran, ein leichtſinniges Spiel mit ihr zu ſpielen, wenn dies jemals in ſeiner Abſicht gelegen hätte, was man bei dem ſonſtigen Leben Henle's füglich bezweifeln kann.

Er fand aber andererſeits auch nicht den Muth und die Kraft, das arme Kind, welches ſeine tiefe und warme Liebe nicht mehr zu verbergen vermochte, von ſich zu ſtoſsen. Aus Löwig's Haus war ſie geſchieden, da beide Theile einſahen, daſs das Wohnen unter einem Dache wenig paſſend war, ſie zog zu einer Freundin und ging als Näherin aus, in welcher Eigenſchaft ſie auch noch immer in das Löwig'ſche Haus kam. Die Beiden befanden ſich in einem ſeeliſchen Conflict, welcher nicht hoffnungsloſer gedacht werden konnte, ſie liebten ſich, konnten ſich nicht laſſen und ſahen doch Beide ein, daſs ſie ſich, ſo wie die Sache ſtand, nicht in Ehren angehören konnten. Seine Abſicht, die Rolle des Verliebten mit der eines väterlichen Freundes zu vertauſchen, miſslang gänzlich. »Es war zu ſpät und die fröhlich geſchloſſene Bekanntſchaft — ſo ſagt er — wurde nunmehr eine reiche Quelle von Thränen für ſie und von Zweifeln und Beklemmungen für mich. Wochenlang konnte ich ſie vermeiden; wenn ich ſie dann wieder einmal ſah, bleich und mager, und von Löwig's erzählen hörte, daſs ſie ſo verändert, und wie jene fürchteten, auf böſen Wegen ſei, ſo ſuchte ich ſie wieder auf und dachte ſie zu tröſten und zu einem ruhigeren, um die Zukunft unbekümmerten Genuſs der Gegenwart zu bereden. Wir hatten uns wieder eben ein paar Mal geſehen, als ich einen Brief von ihrer Freundin erhielt, die mich dringend aufforderte, von Eliſen abzulaſſen und mir ihren verzweifelten Zuſtand ſchilderte. Ich hatte etwas Niederſchlagenderes und Beſchämenderes nie erfahren und beſchloſs, es ſolle nun um jeden Preis anders werden. Wir wurden einig, daſs ſie Zürich verlaſſen ſollte und

ich rieth ihr, nach der franzöſiſchen Schweiz zu gehen um dann in angenehmer Stellung ſpäter in einer ordentlichen Familie leben zu können. Einige Tage ſpäter, als ich ſie im botaniſchen Garten, dem Ort, den wir zum Austauſch unſerer Erfahrungen und Gedanken beſtimmt hatten, wiederſah, hatte ſie Alles aufgegeben. Sie könne von Zürich nicht fort; wenn ſie nur ein paar Mal die Woche, auf dem Wege zu Löwig's, an meinem Kamin vorbeigehen und das Feuer darin brennen ſehen könne, wolle ſie glücklich ſein.« Es tauchten alle möglichen anderen Pläne auf, ohne daſs doch ſchlieſslich beide zu einem Reſultat gekommen wären, und Henle hätte auch anders ſein müſſen als er war, wenn er die tiefe und hoffnungsloſe Liebe des ſchönen und gemüthvollen Mädchens nicht von Herzen erwidert hätte. Da gab der Ruf nach Heidelberg allen Erwägungen eine andere Richtung, und er ſchreibt hierüber ſeiner Schweſter Marie: »Ihr und die Welt habt wohl nicht geahnt, daſs in der Frage, ob Deutſchland oder die Schweiz uns beſitzen ſolle, ein Nähmädchen mit zu Rathe ſaſs und faſt den Ausſchlag gegeben hätte.« Nun endlich, wo eine Trennung in nächſter und ernſtlichſter Ausſicht ſtand, da kam ihm der Gedanke, ein Weſen aus ihr zu bilden, das er vor den Augen der Welt und was die Hauptſache war, vor den Augen ſeiner Familie als ſeine Geliebte erklären könnte. »Ich weiſs nicht«, ſagt er, »warum mir dies ſo ſpät erſt einfiel, aber als es mir einfiel, war es mir ſogleich ſehr wahrſcheinlich, daſs bei ſo viel Energie, bei ihrem natürlichen Verſtand und ihrer Grazie der ſchwierige Verſuch gelingen könne und daſs dies der einzige Weg ſei, mir eine vielleicht ſehr

glückliche, im ungünſtigſten Fall aber vorwurfsfreie Zukunft zu ſichern.« Ohne Schwanken war ſie bereit, ſich zu dem von ihr ſo heifs Geliebten emporzuarbeiten, ohne Hoffnung, nur im Wunſche, ihm geiſtig näher zu kommen; denn er hatte auch jetzt noch nicht die feſte Abſicht, ſie als ſeine Gattin in ſein Haus zu führen, er wollte vielmehr, da er ſich ſelbſt und ſeinem richtigen Urtheil miſstraute, ſeine ganze Zukunft in die Hände ſeiner Schweſter Marie legen, deren Geiſt und Herzen er rückhaltlos vertraute. Er ſchreibt ihr: »Auf ein wenig Geſchichte, Mythologie und dergleichen konnte es bei meiner Intention natürlich nicht abgeſehen ſein, ſondern darauf, daſs mein Pflegling das Benehmen ſich erwerbe, welches nur im Umgang mit Gebildeten erworben werden kann und daſs ſie die feineren Nüançen des Gefühls und Geſchmackes, die das Leben verſchönern, kennen und ſchätzen lerne. Die Schule ſollte nur das Roheſte abſchleifen und ſie fähig machen, in einen gebildeten Kreis einzutreten, um ſich dort weiter zu entwickeln. Auf wen konnte ich dabei meine Hoffnung ſetzen, als auf Dich, theuerſte Schweſter? Du weiſst, und ich habe es Dir in Zeiten geſagt, wo es weniger als abſichtsvolle Schmeichelei ausſehen konnte, daſs ich mir unter allen Frauen am liebſten eine nach Deinem Vorbild ausgeſucht hätte. Auch war ich von Dir überzeugt, daſs Du Dir groſse und kleine Opfer gern auferlegen würdeſt, um mir zu einem Glück zu verhelfen, das Du zu ſchätzen weiſst, daſs Du von Allen zuletzt die Geduld verlieren würdeſt, wenn der Erfolg den Erwartungen nicht entſprechen wollte, und daſs Du zuerſt von Allen mir aufrichtig, frei von Vorurtheilen, zureden und frei von weich

müthiger Schonung abrathen würdeſt, je nachdem Dir Deine Pflegebefohlene erſchiene.« Er hatte ſich zweifellos mit dieſer Ergebenheit in das Urtheil ſeiner Schweſter ſelbſt getäuſcht, denn man darf ſicher glauben, daſs er tauſend Gründe gefunden hätte, geltend gemachte Bedenken zu bekämpfen. Hätte er ſich aber ſogleich, nachdem er den in ſeiner Lage einzig richtigen, ehrlichen und logiſchen Entſchluſs gefaſst hatte, ſeiner Eliſe eine höhere Bildung zu Theil werden zu laſſen, im Sinne dieſes erſt weit ſpäter geſchriebenen Briefes an ſeine Schweſter gewandt, und deren Rath über den einzuſchlagenden Weg erbeten, ſo wäre dies gewiſs richtig und gut geweſen und hätte dem Mädchen eine ſchwere Zeit erſpart. So aber ſcheute er ſich, allerdings begreiflicher Weiſe, Marien ſogleich ins Vertrauen zu ziehen und entdeckte ſich nur deren Gatten, ſeinem Schwager Mathieu. Dieſer machte eine für Eliſen paſſende Penſion in Traben an der Moſel ausfindig, wohin ſie im März 1844 reiſte. Er introducirte ſie dort als eine Verwandte von ſich und die beiden Männer erfanden eine ganz romantiſche Fabel, um die Sache plauſibel zu machen. Sie ſollte die Enkelin der älteſten Schweſter von Mathieu's Mutter ſein, welche in der Franzoſenzeit gegen den Willen der Familie einen Douanier geheirathet hätte, mit dieſem auſser Landes gezogen ſei und ſo verſchollen wäre. Sie ſei unterdeſs geſtorben und noch früher Eliſen's Eltern. Von Conſtanz aus, wo ſie wahrſcheinlich geboren ſei, habe ſie die Familie Mathieu ausfindig gemacht und ſie in ihrer Noth um Hülfe angeſprochen. In den gewechſelten Briefen figurirte ſie unter dem Namen Rigolette, um das Geheimniſs um ſo ſicherer

bewahren zu können. Es beſtand der Plan, ſie nach Beendigung ihres Aufenthaltes in der Penſion in das Mathieu'ſche Haus zu bringen und Schweſter Marie ſelbſt auf den Gedanken kommen zu laſſen, daſs ſie die richtige Frau für den Bruder ſei. Schöll, welcher bei einem Pfingſtbeſuch in Trier ins Geheimniſs gezogen worden war, machte einige unvorſichtige Aeuſserungen, ſo daſs Schweſter Marie, welcher überhaupt die ganze Erzählung nichts weniger als wahrſcheinlich erſchien, ſehr argwöhniſch wurde und Combinationen machte, welche von der Wahrheit nicht eben weit abwichen. Nun konnte der ſchöne uud künſtlich eingefädelte Plan nicht aufrecht erhalten werden und der Liebhaber muſste ſeiner Schweſter die Eröffnungen machen, von welchen oben die Rede war. Wie man bei dem ſo innigen Verhältniſs zwiſchen den Geſchwiſtern nicht anders erwarten konnte, ſagte ſie ihm ihre werkthätige Hülfe zu, unterdrückte aber auch die offene Bemerkung nicht, daſs es ihr lieb ſei, erſt jetzt ins Vertrauen gezogen zu ſein, wo doch an eine Aenderung der einmal geſchaffenen Verhältniſſe nicht mehr zu denken ſei. Bald ſuchte ſie nun ihren nunmehrigen Schützling in Traben auf, wo ſie Eliſen zwar vortrefflich aufgehoben fand, aber doch in einer Umgebung, welche ſich ſonderbar genug ausnahm, da ihre Mitpenſionärinnen Kinder, im höchſten Fall vierzehn bis fünfzehn Jahre alt, waren. Die Begegnung befriedigte nach keiner Seite hin, da beide ihre Befangenheit nicht zu überwinden vermochten, was Niemanden befremden wird. Man kann überhaupt das Mitleid mit der Armen nicht unterdrücken, und Schöll, welcher ſie ebenfalls beſucht hatte, ſchreibt in vollkommen richtiger Erkenntniſs

der Lage: »Sie machte mir einen ſehr vortheilhaften Eindruck. Ich fand ſie wahrhaft anmuthig und war innerlich lebhaft bewegt und gerührt. Denn wie es einem geht, erſt, da ich ſie perſönlich gegenüber hatte, fühlte ich mich ganz in ihre ſo eigenthümliche Lage, die mich ergriff und mit tiefer Theilnahme erfüllte. Die Sorge faſste mich an, daſs ihr dieſe Situation auf die Länge ſehr angreifend werden müſſe. Schon ſich ins fremde Land und zu Leuten zu gewöhnen, die bei aller Freundlichkeit ihr darum fremd bleiben müſſen, weil ſie von ihrem bisherigen Leben und ihren wahrſten Intereſſen nichts wiſſen dürfen und können, iſt eine Aufgabe. Nun ſich dabei dem verſpäteten Unterricht und ſeiner Anſtrengung hinzugeben, ſteigert ſie nicht wenig. Dazu der Contraſt dieſer Anſpannung in der Nüchternheit mit den vorhergegangenen vollen und verhältniſsmäſsig langen Genüſſen. Dazu noch die geheime Leidenſchaft und Sehnſucht im Herzen, und endlich über die Zukunft dieſes ihr nothwendig allein wahren und wichtigen inneren Lebens die Ungewiſsheit und zagende und nagende Hoffnung — das iſt ſehr viel!« Man könnte die Seelenſtimmung der in ihrer Lage Bemitleidenswerthen nicht beſſer ſchildern. Wäre ihr Geliebter nicht ſo romantiſch angelegt geweſen, wie er es war, vielleicht hätte ſich ein anderer, wahrſcheinlich mehr proſaiſcher, aber für das Mädchen auch weniger aufregender Weg finden laſſen, welcher zu demſelben Endziel geführt hätte, und Henle ſchreibt ſpäter ſelbſt: »Ich wollte Niemandem rathen, das Experiment noch einmal zu wiederholen. Eine minder zärtliche Schweſter und eine weniger verliebte Braut hätten es nicht durchgeführt.«

Durch nichts aber liefs diefe fich von dem vorgefteckten Endziel abbringen. Sie, welche keinen orthographifchen Brief zu fchreiben vermochte, deren ganze Literaturkenntnifs in einem Bande von Pfeffel's profaifchen Verfuchen beftand, welche die grofsen Dichter kaum dem Namen nach kannte, arbeitete mit eiferner Energie und brachte es in einem kurzen Jahre fo weit, dafs fie in das Mathieu'fche Haus überfiedeln konnte, ohne befürchten zu müffen, in dem feingebildeten Kreife, in welchem Leute, wie Aug. Reichensperger ihre witzige und zuweilen fcharfe Kritik übten, anzuftofsen. Freilich mufste fie fich noch vielfach in Acht nehmen, um nicht aufs Glatteis zu gerathen, aber bei ihrer angeborenen Klugheit wufste fie im rechten Augenblick zu fchweigen und zu hören. Es ift geradezu erftaunlich, zu fehen, wie fich die Briefe in kurzer Zeit nach Form und Inhalt verändert hatten. Nur in einem Dinge wollte es ihr nicht gelingen, die ihr fo erwünfchten Fortfchritte zu machen, nämlich in der Mufik. Zu diefer fehlte das Talent, und fo eifrig fie auch das Clavierfpiel betrieb, fie mufste endlich die Hoffnung aufgeben, ihrem Geliebten in das Reich der Töne folgen zu können. Im Mathieu'fchen Haufe war die Aufnahme, welche fie fand, eine fehr freundliche und liebevolle, der Hausherr bemühte fich, ihr durch Vorlefen der claffifchen Dichter diefe nahe zu bringen, die Hausfrau unterrichtete fie durch Wort und Beifpiel in all' den taufend kleinen und grofsen Dingen, welche der Frau eines in erlefenen Kreifen und unter dem Geiftesadel verkehrenden Mannes nöthig find. Trotzdem aber wollte ein wirklich warmes Verhältnifs zwifchen beiden Frauen gar nicht zu Stande kommen.

Sehr erklärlich! Auch jetzt wollte Henle merkwürdiger Weiſe den Schleier des Geheimniſſes noch nicht gelüftet ſehen, von ihm ſelbſt war kaum die Rede, die Liebe zwiſchen ihm und Eliſen wurde nicht berührt, denn immer noch wurde die Fiction aufrecht erhalten, als ſei es möglich, dem Verhältniſs eine andere Wendung zu geben, wenn die Bildungsverſuche fehlſchlügen. Dies muſste natürlich die Arme einſchüchtern und in ſteter Spannung erhalten. Andererſeits achtete natürlich Schweſter Marie ängſtlich auf jede Bewegung ihres Schützlings, denn ſie war in ſteter Sorge, ob es ihr auch gelingen würde, dem über Alles geliebten Bruder eine Frau zu übergeben, welche ihn ſo völlig befriedigte, wie er es im Allgemeinen und bei ſeiner edlen Handlungsweiſe in dieſem ſpeciellen Falle verdiente. Dazu kam noch, daſs bei Eliſen, welche ohnehin leidenſchaftlichen Temperamentes war, die in der Tiefe glühende Liebe zuweilen gewaltſam an die Oberfläche drängte, während Marie durch die feine Bildung des Geiſtes und Herzens, welche ihr eigen war, die Fähigkeit gewonnen hatte, ihre inneren Gegenſätze auszugleichen und nach auſsen hin eine ſtets ruhige Stimmung zur Schau zu tragen. Es waren ſchwere Zeiten, welche unſer Gelehrter gerade über die Menſchen verhängt hatte, welche ihm unter Allen die liebſten waren, und hätte er bei ſeinem weichen Herzen genau in deren Seelen leſen können, er wäre entweder an den Rand der Verzweiflung gekommen, oder, was weit wahrſcheinlicher iſt, er hätte mit energiſcher Hand den gordiſchen Knoten durchhauen, indem er ſogleich und ohne zu zögern, ſeine Eliſe heimgeführt hätte. Nun, endlich ſchlug auch ohne gewaltſame Mittel die

Erlöſungsſtunde und ein Alp wälzte ſich von aller Bruſt, als, wenigſtens für den nächſten Kreis, die Verlobung zur Thatſache wurde. Im October 1845 machte Henle ſeinem Vater Mittheilung und bat um ſeinen Segen. Dieſer äuſsert ſich, wie man es von dem Vater ſolcher Kinder erwarten konnte: »Daſs ich keinen Augenblick anſtehe, meine väterliche Einwilligung zu einer Verbindung zu geben, die Dein häusliches Glück begründen ſoll, kannſt Du und könnt Ihr Euch Alle wohl denken, über Vorurtheile bin ich Gottlob erhaben, und wenn ſchwache Seelen die Naſe etwa rümpfen, ſo werden ſtärkere und vernünftigere in Deiner Verbindung Deine Hochherzigkeit und Deinen Edelmuth erkennen, ſowie ich in Deinem Glück dafür Erſatz finden werde, daſs ich gerade nicht ſtolz auf den Stammbaum meiner Schwiegertochter ſein kann.« Zugleich wurde auch Pfeufer eingeweiht und endlich wurde im Anfang des Jahres 1846 die Sache ganz publicirt. Nun aber wollte Henle nicht mehr länger warten und kaum waren die Oſterferien gekommen, da eilte er nach Trier und feierte im März mit ſeiner ſchwer erkämpften Braut glückliche Hochzeit!

Es wäre nun in hohem Grade irrig, wenn man glauben wollte, daſs die aufgeregte Zeit des ſich abſpielenden Romanes den Gelehrten abgehalten hätte, ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten obzuliegen. Dieſe brachten ihm im Gegentheil Ablenkung und Erholung und er ſchreibt an ſeine Schwester: »Uebrigens habe ich Alles, was von Liebeshoffnung und Furcht in meiner Bruſt lebt, in einem kleinen, reinlichen Häufchen in eine Ecke zuſammengekehrt, ſo daſs ich den Tag über

nichts davon merke. Nur Nachts, wenn ich erwache, bläft es zuweilen ein vorübergehender Sturm auseinander und dann legt es fich mir, nach Umftänden, bald beklemmend, bald froh aufregend ums Herz. — Meine gefafste Stimmung verdanke ich, wie ich glaube, gröfstentheils einer Arbeit, die mich ganz in Anfpruch nimmt und die ich mit einem Eifer verfolge, wie ich feit langer Zeit nichts mehr getrieben habe. Es ift mein Handbuch der allgemeinen Pathologie, an dem ich langfam, aber mit vieler Freude fortfchreite, da ich die Zuverficht habe, dafs es beffer wird, als irgend etwas der Art, was ich bis jetzt gefchrieben habe.« Wie feine Tageseintheilung erkennen läfst, hatte er auch wirklich nur wenig Zeit, tagsüber an anderes als an feine wiffenfchaftliche Thätigkeit zu denken. »Ich habe die Vormittage ganz frei«, fo fagt er, »und benutze fie für die allgemeine Pathologie. Um zwölf Uhr nehme ich ein mittag-ähnliches Frühftück, welches meine Hausleute mir bereiten. Von zwei bis vier lefe ich, von vier bis fünf höre ich bei Gervinus ein fehr intereffantes Colleg über neuere Literatur, von fünf bis fechs lefe ich wieder. Um fechs Uhr effe ich im badifchen Hof Mittag, mit vier ganz angenehmen, vornehmen Studenten, einem Engländer, zwei liefländifchen Baronen und einem Herrn von Humboldt, Neffen des berühmten. Dann gehe ich ins Theater oder Concert oder in Gefellfchaft, oder ich fchreibe an Euch. Nach einem fo gefchäftreichen Tage mufs ich dann wohl früher als ich fonft gewohnt war, fchlafen gehen und fühle mich wohl dabei.«

Die Vorlefungen nahmen einen immer gröfseren Auffchwung und es ftrömten, wie er felbft fagt, die

Studenten in Schaaren herbei. Wer Heidelbergs Univerſitätsgeſchichte kennt, der weiſs auch, welchen Klang in jener Zeit die Namen Henle und Pfeufer hatten und wie die Facultät durch die beiden Docenten emporblühte. Es fehlte denn auch nicht an Anerkennung. Vor Allem fühlten die Heidelberger Studenten ſelbſt den Wunſch, dem gefeierten Lehrer Henle ihre Verehrung zu bezeugen und ſie thaten dies durch einen Fackelzug im Februar 1845. Ueber dieſen ſchreibt ein Heidelberger Blatt: »Unter die Männer, welche im vergangenen Jahre unſere Hochſchule gewonnen hat, gehört auch der von Zürich berufene Profeſſor Henle. In der kurzen Zeit ſeines Wirkens an unſerer Univerſität wuſste er ſich nicht nur die Liebe und das Vertrauen ſeiner Zuhörer zu erwerben, ſondern auch in weiteren Kreiſen wurde er als edler Menſch und geſinnungsvoller Mann bekannt. Man beſchloſs daher, ihm auch durch ein äuſserliches Zeichen die Achtung, die man gegen ihn hegt, kund zu geben. Die Anregung zu einem glänzenden Fackelſtändchen ging zwar zunächſt von ſeinen Zuhörern aus, aber bald ſchloſſen ſich Jünglinge aus allen Facultäten an, und ſo bewegte ſich geſtern Abend eine feſtgeſchloſſene Schaar zahlreicher akademiſcher Bürger vor Henle's Wohnung. Nachdem die Muſik ihr Spiel vollendet hatte, ſprach ein Zuhörer des Gefeierten folgende Worte: Wir ſind hier verſammelt, um ein, wenn auch nur geringes Zeichen der Anerkennung einem Manne werden zu laſſen, den wir als Denker und Forſcher hochhalten, als Lehrer bewundern, als Menſchen lieben. Als Denker und Forſcher kämpft er unermüdlich und raſtlos an der Spitze derer, die

gegen den troſtloſen Empirismus in unſerer Wiſſenſchaft ringen und ſtreiten. Schon iſt durch ſein Bemühen das Eis, das unſere Wiſſenſchaft erſtarrend bedeckte, geborſten. Schon treibt der Baum friſche, kräftige Frühlingsknoſpen, der leidenden Menſchheit zum Heile, dem denkenden Forſcher zur Befriedigung. Mit Stolz rühmt ſich das deutſche Volk des Aſtronomen Kepler; wie dieſer durch die Tiefe ſeines Geiſtes, durch teleſkopiſche Forſchung uns in die unermeſslichen Weiten des Sternenzeltes geführt, ſo hat er durch mikroſkopiſche Forſchung die unendlichen Nähen des organiſchen Lebens uns geoffenbart. Wir bewundern ihn, ſage ich, als Lehrer; denn ihm iſt es gegeben, einfach und überzeugend, frei von allem Nimbus geſchraubter Gelehrſamkeit, die Wahrheit darzuſtellen. Wahrlich, eine ſeltene Eigenſchaft! — Wir lieben ihn als Menſch, als Mann; denn nicht iſt durch die Wiſſenſchaft in ſeinem Herzen der Sinn für Menſchenwohl, der Sinn für das Vaterland erſtorben. — Aus voller Bruſt ertöne nun dem verehrten Manne ein tauſendſtimmiges Hoch!

Henle erwiderte hierauf ungefähr alſo: Meine Herren, das mich überraſchende Zeichen ihrer Anerkennung nehme ich mit Dankbarkeit und Stolz an. Ich will nicht, was man ſo oft auszuſprechen pflegt, ſagen, es gelte nicht der Perſon, ſondern der Sache. Ich ſage, es gilt meiner Perſon. Doch was mag wohl der Grund dieſer Anerkennung ſein? Ich glaube, es iſt kein anderer, als der, daſs ich einer der Ihren bin. Reicher Schutt iſt vorhanden, den wir wegzuräumen haben. Mit vereinten Kräften ſuchen wir dies zu thun. Ich gebe Ihnen für jetzt die Wahrheit; Andere werden

kommen und unſer Gebäude weiter fördern. Wir ſind Commilitonen, wahrlich, ein herrlicher Name! Kriegskameraden ſind wir in dem Feldzuge, in dem wir auf neue Entdeckungen ausgehen. Stimmen Sie mit mir ein in ein Hoch auf das kameradſchaftliche Verhältniſs in unſerer Wiſſenſchaft und auf unſerer Univerſität!

Mit lautem Jubel leiſteten die verſammelten Commilitonen dieſer Aufforderung Genüge. Ein Theil der akademiſchen Bürgerſchaft hat durch dieſes Ständchen gezeigt, wie ſie die Männer der Wiſſenſchaft und des Lebens zu ehren ſuchen; denn nicht allein dem tiefſinnigen Forſcher, ſondern auch dem freiſinnigen Bürger, als welcher Henle bekannt iſt, galt dieſes Ständchen. Die Stubengelehrten, welche abgezogen von allem Antheil am Leben, ihr trockenes Daſein hinbringen, taugen für unſere Zeit nicht mehr. Freudig werden alle Männer, welche als Träger der Wiſſenſchaft zugleich auf ihre Zeit einzuwirken ſuchen und nicht auf ihren Studirſtuben vor jeder freien Regung zurückbeben, von der vorwärtsſtrebenden Jugend begrüſst. Möchte bald die Zeit kommen, wo auf allen Univerſitäten der Profeſſorenhochmuth, der Gelehrtendünkel, der Kaſtengeiſt verſchwunden iſt und freimüthige, thatkräftige Lehrer die Lehrſtühle einnehmen«.

Dieſer Zeitungsbericht giebt ſehr gut die Stimmung, wie ſie damals in Heidelberg herrſchte, wieder, wennſchon die Worte Henle's augenſcheinlich unvollſtändig und ungenau reproducirt ſind. Die ganze Ovation war eine durchaus ungewöhnliche, da ja ſonſt niemals ein akademiſcher Lehrer, und wenn er auch noch ſo berühmt und gefeiert iſt, ohne jeden äuſseren Anlaſs in ſolcher Art geehrt wird. Es muſs doch

mindeſtens ein Geburtstag oder ein, wenn auch noch ſo kleines, Jubiläum vorliegen. Nicht lange nachher erhielt auch der zweite der Dioscuren, Pfeufer, ein ähnliches Ständchen. Man ſieht eben aus Allem, welche tiefgehende Bewegung die neuen und reformatoriſchen Ideen in der akademiſchen Jugend hervorgerufen hatten. Noch ungewöhnlicher aber war ein zweiter Fackelzug. In den Oſterferien 1845 machte Henle eine Reiſe über Braunſchweig, wo er ſeinen Verleger Vieweg aufſuchte, zu ſeinen Geſchwiſtern Schöll nach Weimar. Auf dem Rückwege machte er erſt in Leipzig Station, wo er mit ſeinem Freunde Eduard Magnus ein Rendezvous verabredet hatte und Felix Mendelsſohn beſuchte, der Beide zu Tiſch einlud und ſie nachher mit ſeinem herrlichen Spiel regalirte. Von da fuhr er nach Halle zu D'Alton und Volkmann, um mit ihnen gemeinſam Unterſuchungen anzuſtellen. »Am zweiten Abend«, ſo erzählt er, »wo ich bei Dunker eingeladen war, erſchien eine Nachtmuſik und eine Deputation von Medicin-Studirenden, welche mir eine ſehr ſchöne Rede hielten und ein Hoch ausbrachten, auf welches ich, ſchon mit der Ruhe eines an dergleichen gewöhnten Mannes, aus dem Fenſter antwortete. Der Redner ſagte unter Anderm, man beſchuldige Halle, daſs ſeine Mediciner ſich hauptſächlich der Praxis zuwendeten und keinen Sinn für Theorie hätten. Allein ſie hätten ſich bloſs von den ſchlechten Theorien der jüngſtvergangenen Zeit fern gehalten. Jetzt, wo ich von der Phyſiologie aus eine neue Baſis errichtet, ſeien ſie ſo eifrig, als irgend einer in Verfolgung dieſes Weges u. ſ. f. Meine Antwort war nicht gerade ſchön, aber doch flieſsend.

Es beklemmte mich etwas, dafs die hallifchen Profefforen daneben ftehn und zufehen mufsten, wie ein Fremdling herausgeftrichen wurde.« Wenn auch zugegeben werden mufs, dafs man in jener Zeit, wo Demonftrationen aller Art an der Tagesordnung waren, fich leichter zu etwas derartigem entfchlofs, wie in der heutigen fo zugeknöpften Zeit, welche ihre befcheidenen Ideale nicht auf dem Boden der Wiffenfchaft fucht, fo war eine Ovation für einen durchreifenden Gelehrten, wie fie die Halle'fchen Mediciner in Scene fetzten, einzig in ihrer Art und erweift, wie mächtig und unwiderftehlich Henle's Lehren die Jugend anzogen und mit fich fortriffen.

In derfelben Zeit theilte ihm ein Naturforfcher in Venezuela mit, dafs er eine neuentdeckte Pflanze mit dem Namen Henlea belegt habe, ein nordamerikanifcher Phyfiologe, welcher Heidelberg paffirte, befuchte ihn und führte fich damit ein, dafs er fagte, fein anatomifcher College in der Heimath würde es ihm nie verzeihen, wenn er in Heidelberg gewefen fei und ihn nicht gefehen habe. Schon acht gelehrte Gefellfchaften hatten ihn zum Ehrenmitglied oder Correfpondenten gewählt und die Badifche Regierung drückte ihm und Pfeufer Oftern 1845 ihre Anerkennung durch Ernennung zu Hofräthen aus. Er fchreibt darüber feinem Vater: »Du weifst, wie ich darüber denke. Eine grofse Freude ift mir's nicht, dafs ich meinen hübfchen und wohlverdienten Profeffortitel nicht mehr hören foll; unter obwaltenden Umftänden, da wir uns nicht eben zahm gegen die Regierung gezeigt und keinen Schritt zur Erreichung diefer Ehre gethan haben, und nachdem kaum ein Jahr feit unferer

Anſtellung verfloſſen iſt, haben wir es indeſs immerhin als eine Auszeichnung anzuerkennen, die uns einen gewiſſen Einfluſs für die Folge verſpricht und unſeren katzenbuckligen Collegen gar nicht erwünſcht kommt. Betrübt iſt, daſs ich kein Recht mehr habe, Schöll[1]) zu necken. In Halle habe ich einige vergnügte Tage zugebracht und ein Ständchen von Studenten in Empfang genommen, welches mir mehr Vergnügen gemacht hat, als die ſogenannte Gnade des Landesherrn.« Bis zu ſeinem Lebensende ſtand der Gelehrte auf dem gleichen Standpunkt, ſtets war er innig erfreut über eine Anerkennung ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit und es waren ihm die oft naiven Kundgebungen der ſtudirenden Jugend die erfreulichſten; den Stufen der Beamtenhierarchie und den Ordensauszeichnungen aber ſtand er kühl gegenüber und ſchätzte ſie nur inſoweit, als ſie ihm gewiſſe Bequemlichkeiten des äuſseren Lebens eröffneten.

Nachdem nun in den Oſterferien 1846, wie erzählt, die Trauung ſtattgefunden hatte, machte das junge Paar eine Hochzeitsreiſe nach Wien, um von dort über Weimar nach Heidelberg zurückzukehren. In Wien überboten ſich die dortigen Mediciner, den berühmten Collegen zu feiern und vor Allen thaten ſich Hyrtl, der Henle ſeit Langem bekannt und befreundet war, Oppolzer und Rokitansky hervor. Beſonders wohlthuend war es unſerem Gelehrten, daſs ſeine junge Frau einen nicht geringen Theil der ihnen Beiden dargebrachten Huldigungen für ſich beanſpruchen durfte, indem ſie ſich bei den veranſtalteten Feſten und

---

[1]) Schon längere Zeit Weimarſcher Hofrath.

auserlefenen Diners ftets als Dame von Welt erwies, welcher Niemand anfah, dafs fie noch vor zwei Jahren ein Nähmädchen gewefen war. Als fie dann in Weimar einmal mit den Gefchwiftern Schöll im Theater waren, fandte fogar der Grofsherzog feinen Adjutanten aus der Hofloge, um fich zu erkundigen, wer die ihm durch ihre Schönheit auffallende Fremde fei. Solche unverdächtige und fchwerwiegende Zeugniffe für die Vorzüge feines geliebten Weibes thaten ihm unendlich wohl.

Endlich erreichten fie die Heimath und er fchreibt über feine Ankunft: »Auch der letzte Genufs, nach dem ich mich vergeblich bisher gefehnt hatte, ift mir hier zu Theil geworden. Meine gute Frau war wirklich aufser fich vor Entzücken und wufste mir's auch mitzutheilen, als fie hier im eigenen Haufe zu räumen und zu ordnen fand. Und fo find meine Träume alle, nur ein wenig fpäter, als projectirt war, in Erfüllung gegangen!« Die Einrichtung im neuen Heim war natürlich von ihm allein befchafft worden; auch hierbei aber kam feine originelle und reflectirende Art zu Tage. Er fagte fich, dafs es wichtig fei, gut und bequem auszuruhen, wenn man müde von des Tages Laft und Hitze nach Haufe käme; er fchaffte darum fehr grofse und möglichft bequeme Sophas und Chaifelongues an und ftellte nur koftbare Plüfchfeffel in feine Zimmer. In diefen letzteren wollte er fo viel Licht wie irgend möglich haben, welches er an fich fehr liebte und welches er auch zu feinen Bücherftudien nöthig hatte; am liebften würde er deshalb an den Fenftern gar keine Gardinen angebracht haben und er bequemte fich dem einmal herrfchenden Gefchmack nur ungern

ſoweit an, daſs er möglichſt billige und dürftige Gardinen kaufte. Was die Mahlzeiten anlangt, ſo hielt er durchaus auf eine gute und ſchmackhafte Koſt; ob man aber den Braten von Silber oder dem ordinärſten Steingut ſpeiſte, dies erklärte er für ganz gleichgültig; er beſchaffte daher nur das letztere. Eine Frau, welche in behäbiger Häuslichkeit aufgewachſen war, würde raſch harmoniſche Ordnung geſchafft haben, Eliſe aber, der hierin die nöthige Erfahrung mangelte, lieſs es natürlich ſo, wie ihr Gatte es eingerichtet hatte. Man wird nicht verkennen, daſs dem Gelehrten eine reformatoriſche Umgeſtaltung des Hausweſens weit weniger gut gelang, als eine ſolche ſeiner Wiſſenſchaft. So ſelig nun auch das Paar in dem gegenſeitigen Beſitz war und ſo gut und rückſichtsvoll die junge Frau auch von den Bekannten und Freunden ihres Gatten aufgenommen wurde, ſo war für dieſen doch die Zeit des reinen Familienglückes, welches er ſo erſehnt hatte und ſo ſehr verdient hätte, noch nicht gekommen. Schon auf der Hochzeitsreiſe war Eliſe von einem läſtigen Huſten gequält geweſen und am 8. Mai bereits, kaum in Heidelberg angelangt, wurde ſie von Blutſpeien befallen. Pfeufer, welcher ſchon bei der erſten Begegnung über den Huſten erſchrocken war, wurde nun ſehr beſorgt und zwar, wie die Folge zeigte, mit Recht. Raſch wiederholte ſich der beängſtigende Zufall und man muſste nun wohl oder übel damit rechnen, daſs ein Bruſtleiden vorhanden war. Wenn ſie auch den Keim dazu vielleicht ſchon lange mit ſich herumgetragen hatte, ſo iſt es doch ſehr möglich, ſelbſt wahrſcheinlich, daſs die Aufregungen und die gewaltige, geiſtige Arbeit der beiden letzten Jahre

den unheilvollen Ausbruch des Leidens beſchleunigt hatten. Unter ſolchen Umſtänden war natürlich an eine gröſsere Geſelligkeit nicht zu denken. Pfeufer's Familie und diejenige Herwegh's, welcher im Frühling 1846 nach Heidelberg übergeſiedelt war, bildeten bis zum Herbſt faſt den einzigen Umgang. Als Ruhe und Schonung einen Stillſtand herbeigeführt hatten, wurde beſchloſſen, die Herbſtferien in der Schweiz zuzubringen. Henle hatte Verlangen, ſeine alten Freunde wiederzuſehen und den berechtigten Wunſch, ihnen zu zeigen, was aus ſeiner Frau, welche ſie noch in ihren früheren Verhältniſſen gekannt hatten, geworden war. Als ſie vor zwei Jahren ſpurlos, wie von der Erde verſchlungen, aus Zürich verſchwunden war und auch ſpäter nichts von ſich hören lieſs, war man ernſtlich beſorgt um ihr Verbleiben und es gingen abenteuerliche Gerüchte verſchiedener Art um über alles Möglliche, was ihr zugeſtoſsen ſei. Henle dachte es ſich prächtig, wenn er nun mit ihr am Arm die Bekannten überraſchte. Er bewog auch ſeine Schweſter Marie Mathieu, die Reiſe mitzumachen, verabredete mit Pfeufer ein Zuſammentreffen unterwegs, und ſo fuhr man denn wohlgemuth und guter Dinge den Alpen zu. Kaum aber in Zürich angelangt, begann das Lungenleiden in ſtürmiſcher Weiſe hervorzutreten und nur der aufopfernden Pflege ihrer Reiſegefährten, ſowie der ausgezeichneten Behandlung Pfeufer's, der mittlerweile zu den Reiſenden geſtoſsen war, hatte ſie eine verhältniſsmäſsig raſche Beſſerung zu danken. Pfeufer wich nicht von ihrem Krankenlager und ſelbſt der dringende Wunſch hochgeſtellter und fürſtlicher Perſonen, ihn in Heidelberg zu conſultiren, konnte

den wahrhaft edlen Freund nicht bewegen, Henle in ſeiner Noth und bangen Sorge zu verlaſſen. Nach ihrer Herſtellung hatte noch die junge Frau die groſse Freude, ſich ihren Verwandten, welche in Gottlieben bei Conſtanz lebten, in ihrem Eheglück zu präſentiren. Dieſelben betrieben ein Bäckereigeſchäft mit Landwirthſchaft und die alte Groſsmutter trug noch ihre angeſtammte und kleidſame Bauerntracht. Die guten Leute waren ihrem ſtädtiſchen Beſuch gegenüber etwas verlegen und nur mit Mühe konnte wenigſtens einer von ihnen bewogen werden, ſich beim Eſſen mit ſeinen Gäſten an den Tiſch zu ſetzen, die übrigen wohnten der Handlung ſtehend bei. Beim Abſchied wurde Frau Eliſe ein Sack getrockneten Obſtes verehrt, welchem ſie auf der ganzen Reiſe ihre ungetheilte Sorge widmete und ihn auch glücklich mit nach Hauſe brachte. In ſehr gebeſſertem Zuſtande traf ſie endlich mit ihrer Begleitung Ende October wieder in Heidelberg ein. Die Beſſerung hielt an und jetzt erſt kam Henle zu einem wirklich behaglichen Genuſs ſeiner Häuslichkeit. »Jetzt erſt«, ſo ſchreibt er, »fange ich recht an, das Behagliche meiner neuen Lage im Vergleich zu früheren Jahren zu empfinden. Ich laſſe mich careſſiren, wenn ich Abends müde von der Vorleſung heim komme, laſſe mich bedauern, wenn mir trotz allem Suchen die rechten Gedanken nicht kommen wollen; ſtrecke mich auf eins oder das andere unſerer bequemen Seſſelchen und erwarte die ſchüchternen Studenten. Nur meine groſsen Geſellſchafts- und muſikaliſchen Pläne ſind einſtweilen geſcheitert; ich werde mich auf ernſte Abende beſchränken, wo bei etwas kaltem Fleiſch und kühlem Wein warme

Discuſſionen mit Studenten und Privatdocenten ſtattfinden ſollen und Eliſe nur hinter den Couliſſen mitwirkt.«

Die Unmöglichkeit einer anderen Geſelligkeit wurde neben der für die Lunge ſeiner Frau nöthigen Schonung auch dadurch bedingt, daſs einer baldigen Entbindung derſelben entgegengeſehen werden durfte. Im December konnte denn auch der glückliche Vater den Seinen die Geburt eines Söhnchens, welches Carl genannt wurde, anzeigen. Er meldet: »Das Kind ſieht ſehr in ſeines Vaters Familie; es fing ſogleich an, an ſeinem Daumen zu ſaugen und die Zunge herauszuſtrecken, woraus ich ſchlieſse, daſs es auch im Begehrungsvermögen und Temperament nach dem Vater arten wird.« Wie ſchon Eliſe vor der Geburt des Söhnchens ſich beſſer befunden hatte, ſo blieb es auch nachher und jetzt konnten die zahlreichen Geſellſchaftsſchulden abgetragen, konnten Bälle und andere Feſtlichkeiten beſucht werden. »Meine gute Eliſe«, ſo erzählt er, »iſt eine treffliche Wirthin, ſowohl in Bezug auf die materiellen Anſtalten, welche ihr nie miſsrathen, als auf ihr zu Munterkeit und Frohſinn animirendes Weſen, als auch endlich darin, daſs ſie, wenn ſie Tags vorher und noch am Vormittag blaſs und brouillirt ausgeſehen hat, im Moment, wo die Verſammlung beginnt, immer ihren beau jour hat und ihren Mann ſtolz macht und die Augen der Gäſte ſo angenehm beſchäftigt, daſs ſie in ſüſsem Selbſtvergeſſen ſehr viel eſſen und trinken.« Beſonders einmal hatte ſie Gelegenheit, ihre Hausfrauenkunſt zu zeigen. Die Familie Chelius war die einzige noch einzuladende. Dieſelbe lebte auf einem ſehr groſsen Fuſs und ſtellte

in Heidelberg eine Art kleinen Hof dar. Sie hatten Frau Eliſe immer ſehr von oben herab behandelt, und Chelius ſelbſt ſtand mit Henle nicht eben zum Beſten. So wurde denn zwar eines Sonnabends hingeſchickt, um ſie zu Sonntag einzuladen; da aber eine Abſage ſicher erwartet werden konnte, ſo waren irgend welche Vorbereitungen nicht getroffen worden. Als nun aber ſtatt deſſen die Zuſage kam, war der Schrecken groſs. Bis in die Nacht hinein wurde nach Braten und Fiſch herumgeſchickt und wurden Gäſte geſucht. Das Diner ſelbſt gerieth ſehr gut und Pfeufer, der natürlich dem Freunde vor Allem aushalf, lieſs alle Funken ſeines Witzes ſprühen, ſo daſs die Sache trefflich und höchſt animirt verlief. Als Henle nach dem Feſt ſeinem Freund, der mit Chelius ganz ſchlecht ſtand, Complimente über ſeine vortreffliche Unterhaltung machte, ſagte Pfeufer nur trocken: »Dazu hat man ja gerade ſeine Bildung, daſs man ſich mit Menſchen, welche man nicht leiden kann, doch gut zu unterhalten vermag.«

Jetzt konnte ſich Henle auch in Ruhe der Geſelligkeit im Kreiſe ſeiner Collegen widmen und war von nun an ein ganz regelmäſsiger Beſucher der Sonnabendsgeſellſchaft, welche ſich im Muſeum zuſammenfand. Er konnte ſicher ſein, dort ſeine näheren Freunde, Pfeufer, Jolly, Vangerow, Häuſser u. a. m., zu finden, es wurde Whiſt und Billard geſpielt, dazu der Unterhaltung gepflogen, nicht ſelten auch wohl den Freuden der Tafel gehuldigt, welche eine Anzahl der anweſenden Herren ſehr zu ſchätzen wuſsten.

Im Sommer 1847 bezog die Familie in dem Hause des Philologen Kaiſer eine andere Wohnung und er-

hielt damit Hauswirthe, welche ſich ihrer auf das Liebevollſte annahm und ihr in den ſchweren Tagen, welche nun kommen ſollten, treue Stütze und Hülfe gewährten. Schon während des Umzuges ſtellte ſich wieder ein Anfall von Bluthuſten bei Frau Eliſe ein und als ſie ſich wieder erholt hatte, ſchickte ſie Pfeufer nach Badenweiler. Dorthin ging auch Berthold Auerbach mit ſeiner jungen Frau, welche eben erſt nach Heidelberg übergeſiedelt waren. Obgleich es der Patientin hierdurch nicht an Zerſtreuung und guter Unterhaltung gebrach, wollte doch die Geſundheit nicht wiederkehren, die Krankheit wurde vielmehr immer quälender und auch die Rückkehr brachte keine Erleichterung. Nach traurigen Monaten ſchenkte die Bemitleidenswerthe, welche durch die Geduld, mit der ſie ihre Leiden trug, die Umgebung rührte, Anfangs 1848 einem Töchterchen das Leben, deſſen Geburt durch die furchtbaren Huſtenanfälle, welchen die Mutter ausgeſetzt war, beſchleunigt wurde. Das Kind, Eliſe, ſchwebte wochenlang zwiſchen Leben und Tod, die arme Frau, welche, wie bei ihrem erſten Kinde, eine Wendung zum Beſſeren erhofft hatte, wurde immer ſchwächer und zu all' dieſem ſtellte ſich nun noch bei Henle ſelbſt ſein altes Beinleiden ein, ſo daſs er nur mit Mühe und groſsen Schmerzen aus ſeinem Bett an das Lager ſeiner todtkranken Frau gelangen konnte. Am 21. Februar 1848 erlöſte dieſe der Tod. Schon an das Krankenbett war von Mainz Henle's Schweſter R. Krämer herzugeeilt und hatte die nun Entſchlafene aufopfernd gepflegt; jetzt wurde ſie von Schweſter Marie Mathieu abgelöst; die ſich trotz der politiſchen Wirren, welche alle Zuſtände

ſchwankend und unſicher erſcheinen lieſsen, keinen Augenblick beſann, dem bedrängten Bruder zu helfen, ihn zu tröſten und aufzurichten. Schwere Wochen waren noch zu überwinden, in welchen das neugeborene Töchterchen noch immer ernſteſte Beſorgniſſe einflöſste, in welchen die Aerzte, von denen natürlich Pfeufer während der ganzen Leidenszeit treulich zu ſeinem Freunde geſtanden hatte, ernſtlich erwogen, ob das Bein Henle's erhalten werden könne; endlich aber ging er der Geneſung entgegen und das Kindchen fing an aufzublühen und dem Vereinſamten durch ſeine Aehnlichkeit mit der verſtorbenen Mutter wehmüthige, aber herzliche Freude zu bereiten. —

Gar manchmal hat ſich wohl ſpäter Henle ſelbſt und hat ſich deſſen Familie die Frage vorgelegt, ob ſeine Gattin ihn dauernd befriedigt haben würde, wenn ſie am Leben geblieben wäre. Obgleich es nun menſchlich uns sehr begreiflich iſt, daſs dieſe Frage auftauchte, ſo iſt ſie doch ſelbſtverſtändlich eine müſsige. Weiſs doch Niemand, wie ſie ſich weiter entwickelt haben würde, wenn ſie länger gelebt hätte. Sie beſaſs drei Eigenſchaften, welche wohl im Stande geweſen wären, ſie fort und fort zu bilden, zu fördern und zu erheben. Vor Allem erfüllte ſie eine unbegrenzte Liebe zu ihrem Gatten und ſie konnte ſich nie genug thun an Beweiſen, wie herzlich ſie ihm zugethan war; um ihm zu gefallen, war ihr Nichts zu viel. Zuweilen muſste er ſogar allerlei Vorwände gebrauchen, um ſie, welche ſich nach ſeiner Geſellſchaft ſehnte, aus ſeinem Studirzimmer zu entfernen, damit er ſeine literariſchen Arbeiten fördern konnte. Ihr leidenschaftliches Temperament zwang ihm dabei groſse Vorſicht auf, da ſie

gar leicht zum Argwohn kam, dafs ſeine Liebe zu ihr ſchwächer würde, wodurch ſie dann auf das Schmerzlichſte erregt wurde. Sie fühlte ſich in ihrer Liebe ſo völlig eins mit ihm, dafs ſie all' das Neue und Schöne, was ſie umgab, als ihm gebührend und ſelbſtverſtändlich hinnahm, ohne ihm Dank dafür zu äufsern, was ihrem Gatten, der ja ein gleichgeſtelltes und -geſtimmtes Weſen um ſich haben wollte, hocherfreulich war. Eine zweite Eigenſchaft, welche Frau Eliſe ſchmückte, war ihre ganz aufsergewöhnliche Energie, und man kann ſicher ſein, dafs ſie durch dieſelbe, welche ſie ſchon ſo hoch gehoben hatte, auch noch weiterhin die Lücken ausgeglichen haben würde, die ihrer Bildung natürlich noch anhafteten. Sie fühlte es ſehr lebhaft, dafs ſie noch nicht voll auf der Höhe ihres Mannes ſtand und ſpielte ſich einmal in ihrer Gegenwart ein kleines Wortgefecht ab, welches mit allen Waffen des Geiſtes, Witzes und der Beleſenheit geführt wurde, dann wurde ſie ſtill und war ärgerlich, dafs ſie demſelben nicht völlig folgen konnte. Sie würde zweifellos ihren ganzen Ehrgeiz daran geſetzt haben, um ſoweit zu kommen, dafs ſie für alle Fälle die Rolle der ſtillen Zuhörerin hätte aufgeben können. Eine dritte Eigenſchaft, welche ſie ihrem Gatten nahe bringen mufste, war die Fähigkeit zu heiterem Lebensgenufs, welche ihm ſo völlig eigen war und welche er auch bei ſeiner Frau aufs Höchſte ſchätzen mufste. Nicht unwichtig war es dabei, dafs ſie anfing, immer gröfsere Hausfrauentalente zu entwickeln und, wie erwähnt, Sicherheit gewann im Arrangement von Geſellſchaften und in der Kunſt, die liebenswürdige und freundliche Wirthin zu ſpielen. — Jetzt war Alles dahin und der Schmerz ihres Gatten

um ſeinen Verluſt war ein tiefer und nachhaltiger. Monate lang konnte er ſich nicht entſchlieſsen, unter Menſchen zu gehen und beſonders war es ihm lange unmöglich, in Damengeſellſchaft zu erſcheinen, da er ſtets fürchtete, die Faſſung zu verlieren. Er konnte es auch niemals über ſich gewinnen, die Stätte aufzuſuchen, wo ſeine Frau begraben lag, und ſeine Briefe, worinnen er über den Verluſt von ſoviel Grazie, Schönheit und Adel klagt, haben etwas unendlich Rührendes. Was ſeine Freunde thun konnten, ihn zu tröſten, dies geſchah vollauf. Von Pfeufer ganz zu ſchweigen, waren auch ſeine Wirthe, Kaiſer's, ſtets theilnehmend und hülfreich um ihn bemüht. Berthold Auerbach, welcher kurz nach Eliſens Tod ebenfalls ſeine junge Frau im Wochenbette verloren hatte, kam täglich als liebenswürdiger und immer gern geſehener Freund, und die beiden in gleicher Lage befindlichen Männer tröſteten ſich gegenſeitig. Nachher war Henle freilich wenig erbaut über die Art, wie B. Auerbach die ſo tragiſch endende Geſchichte ſeiner Heirath in einer ſeiner Dorfgeſchichten benutzte. Er ſchreibt: »Wirklich empört hat mich die Art, wie er meine tragiſche Ehe fast nur zu Schmuck und Nebenwerk verwendet. Das heiſst nicht, ſich über menſchliche Leiden erheben, ſondern ſich ein Profitchen aus denſelben herausſchlagen.« Man kann ſich denken, daſs er noch weniger erfreut war, als er Lorle ſogar die Bühne betreten ſehen muſste. Moleſchott, ein Schüler Henle's und damals Privatdocent in Heidelberg, war ein groſser Anhänger und Verehrer des Gelehrten und konnte ſich an freundlicher Aufmerkſamkeit nicht genug thun. Eduard Magnus, der Maler, der ſchon über Henle's

Verheirathung grofse Freude geäufsert hatte und feinen Gefchicken immer theilnehmend gefolgt war, malte ein Bild der Verftorbenen, welches der Familie noch angehört. Da ihm in diefem Gemälde doch ein fremder Zug etwas ftörend war, erfreute es ihn um fo lebhafter, dafs eine Büfte, welche er von dem Bildhauer Meyer in Heidelberg anfertigen liefs, fprechend ähnlich wurde und ihm dadurch die Sicherheit gegeben war, dafs die Heldin feines fo fchönen und fo kurzen Romanes wenigstens im Marmor fortlebte, eine Erinnerung für ihn felbst, die einzige Kunde von der Entfchlafenen für ihre Kinder.

Vielleicht hätte er, bei der Gröfse feines Verluftes, Jahre gebraucht, um fich von demfelben zu erholen, wenn er Zeit gehabt hätte, fich feinem Schmerz ganz und gar hinzugeben, doch war er daran vor Allem durch fein eigenes Befinden verhindert, da fein fchweres Beinleiden noch bis in den Sommer hinein forgfältige Pflege und Aufmerkfamkeit erforderte, und dann war es die politifche Lage, welche ihn natürlich ebenfo fehr befchäftigte, wie Jedermann. Schon in Zürich lernten wir Henle als einen lebhaften Anhänger des jungen Liberalismus kennen, welcher die Welt durchzog, und fchon damals fandte er an die Seinigen all' die Flugblätter und Brochüren, welche von der Schweiz aus nach Deutfchland kamen, um in Poefie und Profa zum Widerstand gegen Polizeiftaat und Büreaukratismus zu mahnen. In Heidelberg zählte er mit Pfeufer zu dem Kreife von Männern, als deren vornehmfter Repräfentant Gervinus anzufehen ift, und

man braucht blofs die Namen Welcker, Häufser, Herwegh, Mittermaier, Itzftein zu nennen, um fich in die Tage der Heidelberger Vorverfammlung im März 1848, in die Atmofphäre der Frankfurter Paulskirche verfetzt zu fehen. Schon vor dem von der Reaction fpäter fogenannten »tollen« Jahr hatte er fich eifrig um das Zuftandekommen der »Deutfchen Zeitung« bemüht und derfelben ftets das regfte Intereffe gewidmet. G. Freytag[1]) fagt von ihr: »Nie trat eine deutfche Zeitung imponirender vor die Nation. Die beften Liberalen Deutfchlands dabei betheiligt, die Zeitung Mittelpunkt und Organ einer neuen Partei, die fich in jugendlicher Kraft rührte. Dafs fie auf ganz Deutfchland angelegt war und vom Süden aus vor Anderem preufsifche Intereffen befprechen follte, war der gröfste Fortfchritt. Und fie hat im Ganzen die hohen Erwartungen, mit denen fie begrüfst wurde, nicht getäufcht.«

In das offene Grab Elifens tönten die Schüffe der Februarrevolution von Paris herüber, welche in dem benachbarten Baden mit feiner leicht erregbaren Bevölkerung ein lebhaftes Echo erweckten. Gerade im Kreife der deutfchen Zeitung verfolgte man natürlich jeden Athemzug der von Stunde zu Stunde höher gehenden Volksbewegung mit gefpannteffer Aufmerkfamkeit und fo fah man die Männer, welche in Heidelberg den Liberalismus repräfentirten, tagtäglich zufammen, um in ernster Berathung über Deutfchlands Zukunft Gedanken auszufprechen, welche nicht felten für das ganze Volk ausfchlaggebend wurden.

---

[1]) Karl Mathy; Gefchichte feines Lebens. 2. Aufl. Leipzig 1872, S. 245.

Da Henle durch ſein Beinleiden ans Zimmer gefeſſelt war, ſo kamen die nächſten Freunde zu ihm, um an ſeinem Lager des Rathes zu pflegen. Schweſter Marie Mathieu, welche im Nebenzimmer der Wünſche des Kranken gewärtig war, erzählt, wie einmal Dahlmann, Gervinus, Schloſſer, Häuſser, Pfeufer bei ihm verſammelt waren, um wieder zu überlegen, welche Geſtalt Deuſchland zu geben ſei, da habe Schloſſer, nachdem er eine Weile der Ueberlegung ſchweigend zugehört hatte, ausgerufen: »Es wird nichts, es wird nichts, es thut mir leid um meine Kaſſandricität, aber aus dieſer ganzen Bewegung wird nichts!« Damals ſchoben die Genoſſen den ſo wenig in die allgemeine Begeiſterung hineinpaſſenden Ruf auf Schloſſers Neigung zu peſſimiſtiſcher Weltanſchauung; nachher aber zeigte ſich, daſs ſein klarer, hiſtoriſcher Blick das Richtige geſehen hatte.

Bei der raſch wachſenden Bewegung wurde die Aufregung von Tag zu Tag gröſser und von allen Seiten kam Kunde von Bewegungen und Aufſtänden leichterer oder ernſterer Art. Henle's Zuhörer hatten ſich ſtillſchweigend zu einer Art von Depeſchendienſt organiſirt und warteten auf dem Bahnhofe die neueſten Nachrichten ab, um ſie eiligſt dem populären und beliebten Lehrer zu überbringen, und Henle hatte in ſeinem Zimmer eine Liſte aufgehängt, um auf derſelben die fortgeſchickten und entflohenen Fürſtlichkeiten zu verzeichnen. Gerade in Heidelberg aber zeigte die Volksbewegung auch ihre Schattenſeiten. Den gemäſsigten Liberalen von der deutſchen Zeitung ſtanden die radicalen Republikaner aus ganz Baden gegenüber, deren Haltung immer drohender wurde.

Machten die Freiſchaaren, welche in Baden ſelbſt und an deſſen Grenzen angeſammelt waren, einen Einfall in die Stadt, dann durften die bei ihnen miſsliebigen Elemente darauf gefaſst ſein, einer Plünderung und Miſshandlungen aller Art ausgeſetzt zu ſein. Im April kam es ſodann zu dem republikaniſchen Aufſtande in Südbaden; man bildete ja am 17. d. Mts. ſogar eine republikaniſche Statthalterſchaft unter dem bisherigen Regierungsdirector Peter. An der Grenze, in Straſsburg, ſtand Herwegh, der von Paris, wohin er ſeinen Wohnſitz verlegt hatte, mit einer bunten Schaar von deutſchen Freiſchärlern, Schweizern, Polen, Ungarn, Franzoſen und Italienern herbeigeeilt war, um ſeine badiſchen Geſinnungsgenoſſen zu unterſtützen. Seine Frau war nach Mannheim zu reichen Freunden gereiſt, um neue Mittel zu ſchaffen und trat ganz unerwartet am 13. April Morgens in Heidelberg bei Henle und Pfeufer ein. Sie war halb männlich gekleidet und befand ſich in wilder Erregung. Die Reiſe hatte ſie gewagt, da ſie hoffte, bei ihren alten Freunden Sympathie für ihr Unternehmen zu finden. Dies war nun keineswegs der Fall und die Beiden boten Alles auf, um ſie und durch ſie ihren Mann von der Nutzloſigkeit und Thorheit des geplanten Kriegszuges zu überzeugen. Die Gründe verfingen aber bei ihr nur halb und ſie erklärte ſchlieſslich, es könne nun Alles nichts mehr helfen, ihr Mann könne nicht mehr zurück; die Leute hätten ſich ihm anvertraut und er könne ſie nicht im Stiche laſſen. Schlieſslich erboten ſich beide Freunde, zu ſehen, was ſie perſönlich ausrichten könnten und reiſten mit ihr. Henle, deſſen Bein in entſchiedener Beſſerung begriffen war, begleitete ſie

nach Straſsburg, um perſönlich auf Herwegh einzuwirken, Pfeufer fuhr nach Karlsruhe zum Miniſter, um zu verſuchen, ob er nicht dem ſchlimm in der Klemme ſteckenden Dichter mit ſeinen Schaaren die Wege zu einem friedlichen Einzug in Baden ebenen könne. Wer die Geſchichte des Jahres 1848 kennt, der weifs, dafs Alles vergeblich war und dafs Herwegh den Rhein überſchritt, um den badiſchen Freiſchaaren zu Hülfe zu kommen. Auf die Nachricht von ihrer totalen Niederlage bei Kandern am 20. April und von der Einnahme Freiburgs am 23. April verſuchte er den Rückzug, ſtiefs aber bei Doſſenbach unvermuthet auf die Württemberger und wurde gänzlich geſchlagen. Er entkam, wie bekannt, in unrühmlicher Weiſe unter dem Spritzleder eines Wagens verſteckt, welchen ſeine Frau lenkte. Er hatte ſeine Rolle damit im Ganzen ausgeſpielt und verlor den Zuſammenhang mit ſeinen alten Freunden Henle und Pfeufer gänzlich, zuletzt auch deren Achtung.

Das Beinleiden, von welchem Henle in dieſer Zeit geplagt war, verhinderte ihn an der Theilnahme an dem mehr oder weniger lächerlichen Soldatenſpiel, Bürgerwehr genannt. Ihr gehörte im Uebrigen Alles an, Hoch und Nieder, Jung und Alt. Jolly commandirte ein Studentencorps als Hauptmann und trat als ſolcher hervor, als die »Sinsheimer« am Oſterſonntag 1848 in hellen Haufen nach Heidelberg kamen, um die Republik zu proclamiren. Auch die anderen liberalen Profeſſoren waren eingereiht und übten ſich fleifsig in den Waffen. Am 28. März ſchreibt Frau Mathieu nach Hauſe: »Geſtern zog das ganze hochverehrte Profeſſorenheer, Vangerow, Jolly, Häufser etc.,

als ſie eben im Rathhausſaal Exercierſtunde hatten und durch die Nachricht alarmirt wurden, man ſei im Begriff, das Zollamt zu ſtürmen, mit der Flinte auf dem Rücken zum Schutz herbei, fanden aber beim Herannahen nur drei Bauern im Wortwechſel mit einem Zollbeamten und zogen beſchämt und verhöhnt wieder ab.« Die Erregung der Gemüther war überhaupt ſo groſs, daſs man Alles, auch das Abenteuerlichſte glaubte und weiter verbreitete. Man befand ſich überall ſelbſt ganz erträglich, bedauerte aber alle anderswo wohnenden Bekannten und Verwandten, welche es nach den Gerüchten und Zeitungsnachrichten ganz erſchrecklich ſchlecht haben muſsten. Nach dem Oſterfest wurden dann die drohenden republikaniſchen Schaaren durch die regulären Truppen der Reichsarmee abgelöſt, welche Heidelberg paſſirten und dort einquartiert wurden, bald waren es Heſſen, bald Naſſauer, bald wieder andere. Einmal paſſirte dabei Henle eine komiſche Verwechſelung. Ein naſſauiſcher Adjutant war ihm als Einquartierung angeſagt worden. Er empfing den in ſeinen Epauletten gar ſtattlich herſchreitenden Krieger artig, wie man eben Officiere zu behandeln pflegt, und ſetzte ſich mit ihm bei Braten und einer guten Flaſche Wein zu Tiſch. Die geführte Unterhaltung brachte ihm keine ſehr hohe Meinung von der Bildung ſeines Gaſtes bei. Als dieſer dann gar am andern Morgen ſeine Stiefel eigenhändig wichſte, ſchüttelte er ſchon bedenklich den Kopf. Beim zweiten Diner, welches er mit ihm à deux einnahm, erſchien ein Soldat, um dem Adjutanten einen dienſtlichen Befehl vom Feldwebel zu überbringen. Das erſtaunte Geſicht des Quartierwirthes

mochte jenen bewegen, wegwerfend zu äufsern, der Feldwebel könne warten. Als aber die Ordonnanz verfchwunden war, äufserte er, er wolle doch nachfehen, was der Kerl (nämlich der Feldwebel) eigentlich wolle, womit er verfchwand. Sofort eingezogene Erkundigung ergab, dafs die Bataillonsadjutanten in der naffauifchen Armee Unterofficiere waren, was Alles erklärte. Der Profeffor konnte nun natürlich nicht wohl plötzlich feine Umgangsformen dem Adjutanten gegenüber ändern und fo blieb es dann bis zu deffen Abzug bei der einmal angefangenen Art des Verkehrs.

Eine halb komifche, halb tragifche Folge der herrfchenden Unficherheit war der abfolute Geldmangel; Niemand wollte zahlen, weder die Regierung, noch die Studenten, fo dafs unfer Gelehrter einmal durch acht Gulden Dividende der Feuerverficherung, ein anderes Mal durch drei Gulden sechsunddreifsig Kreuzer Einquartierungsentfchädigung vom abfoluten Bettelftab gerettet wurde. Man machte fich aber deshalb wenig aus der Calamität, weil eben alle Leute von ihr heimgefucht waren. Auch dauerte es nicht lange, bis wieder geordnetere Zuftände eintraten, fchon Mitte Mai merkte man am alltäglichen Leben Heidelbergs verhältnifsmäfsig wenig, welche Stürme vorübergebrauft waren. Die Studenten hatten fich trotz Allem in genügender Zahl eingefunden und die Vorlefungen nahmen ihren regelmäfsigen Gang. Im Innern freilich glimmte das Feuer weiter und die republikanifchen Elemente fuchten in ganz Baden daffelbe wieder zu hellen Flammen zu entfachen. Auch die Univerfität wurde dadurch betroffen, indem deren

Studentenſchaft einmal ſtreikte. Henle erzählt davon: »Die Regierung hat einen demokratiſchen Studentenverein aufgelöſt; unſere Radicalen haben den Studenten vorgeſagt, daſs das ihrer Ehre zu nahe gehe, wenn man den Verein der Studenten auflöſe, während die bürgerlichen fortbeſtänden. So ſchickten ſie eine Deputation nach Karlsruhe, beſtehend aus Morſtadt und einigen Privatdocenten ohne Zuhörer — ich ſollte auch dabei ſein, dankte aber für die Ehre —, und da dieſe die Zurücknahme des Verbotes nicht erwirkten, ſo zogen die Studenten nach Neuſtadt aus; die meiſten höchſt ungern. Etwa hundert blieben zurück und ſchickten jetzt den Abgegangenen vernünftige Briefe nach; Vorleſungen aber beſuchen auch ſie nicht. Doch iſt gar kein Zweifel, daſs ſie alle gegen Ende der Woche, mit oder ohne Satisfaction, einzeln oder in feierlichem Zuge wieder zurückkehren werden.« Sie kamen in der That wieder und die Demonſtration ging aus, wie ſie ſelbſt in jener Zeit ausgehen muſste, — reſultatlos. Es wäre ſchlimm und würde den ganzen feſtgefügten und weiſe eingerichteten Bau unſerer Hochſchulen, des Stolzes Deutſchlands, bedrohen, wenn es jemals ſo weit kommen könnte, daſs die jungen Leute, welche lernen und heranreifen ſollen, eine active politiſche Rolle ſpielten. Die Studenten ſchmollten ein paar Tage mit Henle wegen ſeiner Haltung in der ganzen Sache, dann ward auch er wieder in die Rechte des allbeliebten Lehrers eingeſetzt. Im Muſeum, dem Verſammlungsort der Profeſſoren, waren es die Debatten über das Frankfurter Parlament, welche ſelbſtverſtändlich alles Andere in den Hintergrund drängten. Man war von ſeinen Leiſtungen in der erſten Zeit

ſehr befriedigt und Henle bedauerte es entſchieden, nicht auch Mitglied deſſelben geworden zu ſein, doch war er bei der Wahl zu demſelben durch ſeine Trauer und noch mehr durch ſein eigenes ſchweres Leiden verhindert, zu candidiren. Im Sommer 1848 aber waren es andere Verhältniſſe, welche es ihm wünſchenswerth machten, ruhig bei ſeiner Arbeit zu bleiben. Sein Vater hatte ſich in ſeiner Gutmüthigkeit von gewiſſenloſen Menſchen miſsbrauchen und um den ganzen Reſt ſeines Vermögens bringen laſſen. Sein Sohn muſste ſogar, um ihn herauszureiſsen, nicht unerhebliche Anleihen machen, in dieſer Zeit ein ſchweres Stück Arbeit. Sein treuer Freund Magnus ſchaffte Rath, aber nun hieſs es, alle Kräfte anſpannen, um ſogleich wieder an die Abtragung der contrahirten Schulden zu gehen. Dazu kam noch, daſs er, die Unmöglichkeit, ſeine Kinder richtig zu beaufſichtigen einſehend, dieſelben ſeiner Schweſter Roſalie Krämer in Mainz zur Pflege übergeben hatte. Die traurigen Gedanken aber und ſchmerzlichen Erinnerungen an ſein verlorenes Glück, welche in ſeiner abſoluten Vereinſamung mit erneuter Macht auf ihn einſtürmten, glaubte er durch intenſive Arbeit an ſeiner »rationellen Pathologie« am beſten bannen zu können. So war denn der Reſt des Sommers ebenſo einſam, wie arbeitsvoll und nur eine Ferienreiſe nach Weimar zur Familie Schöll, welche gemeinſam mit Schweſter Krämer von Mainz unternommen wurde, bot willkommenſte Erholung und Ausſprache.

Die Phyſiognomie Heidelbergs und Deutſchlands im Ganzen änderte ſich auch im Herbſt nicht, die Volksverſammlungen nahmen kein Ende, ſie verliefen

auch oft genug ſtürmiſch; ſo erzählt Henle, daſs einmal Hitzig von Zürich gekommen ſei, ſeine alten Freunde zu beſuchen; er habe bei dieſer Gelegenheit eine Volksverſammlung auf dem Schloſs mitgemacht und ſei, weil er in ein Hoch auf Mathy eingeſtimmt habe, prompt hinausgeworfen worden. Die Truppenmärſche dauerten fort und bald waren Preuſsen, bald Naſſauer als Einquartierung im Hauſe.

Wer die Geſchichte kennt, der weiſs, daſs das beginnende Jahr 1849 ſchon allerlei Anzeichen einer tiefgehenden Gegenſtrömung gegen die begeiſterte Erhebung des Jahres 1848 brachte. Die Haltung Preuſsens, beſſer Friedrich Wilhelm's IV., die Vorgänge in Frankfurt, Oeſterreich, kurzum Alles zeigte, daſs die Zeit für eine Verwirklichung der ſchönen Träume des deutſchen Liberalismus noch nicht gekommen war. Auf der anderen Seite ſorgten die extremen republikaniſchen Elemente des Volkes dafür, daſs es der Partei, welche einen beſonnenen und zielbewuſsten Fortſchritt anſtrebte, nicht zu wohl wurde. Dies Alles machte ſich natürlich in Baden, ſpeciell in Heidelberg, jenem Centralpunkt liberaler Geſinnung, ganz beſonders fühlbar, und Henle ſchreibt im Januar an die Seinen: »Ihr erfahrt aus der deutſchen Zeitung, daſs wir hier wie Katzen und Hunde hinter einander ſind, wir beide, Pfeufer und ich, von der Geheimrathsclique und den badiſchen Blättern verfolgt, von den Studenten betrommelt und beklatſcht und mit Adreſſen beworfen. Es wäre ganz hübſch, wenn meine Eliſe noch lebte, ſich darüber zu freuen; ſo hat es nur den Vortheil, mich wieder lebhafter an Pfeufer anzuſchlieſsen.« In der

deutſchen Zeitung erſchienen zu dieſer Zeit einige Artikel, wie ſpäter bekannt wurde, von Gervinus, welche die Schäden und den Schlendrian an der Univerſität Heidelberg aufdeckten. Es wurden nur wenige Profeſſoren, nämlich: Vangerow, Jolly, Pfeufer, Henle, Rau, gelobt, die übrigen aber ſtark mitgenommen. Wie es nicht anders zu erwarten war, erregten dieſelben einen wahren Sturm von Aufregung, und die Artikel erreichten, daſs der Curator Dahmen, welcher als unfähig hingeſtellt wurde, in der That das Feld räumen muſste. Die Partei der alten Reactionäre, deren Muth ſchon durch die allgemeinen Zeitverhältniſſe gewachſen war, wurde in eine grenzenloſe Wuth verſetzt und ſo iſt es nicht zu verwundern, daſs der alte Tiedemann, noch immer nomineller Director des anatomiſchen Inſtitutes, einen ernſten Vorſtoſs gegen Henle, welchem er ſchon ſeit längerer Zeit gram war, unternahm. Der Neubau der heute noch in Gebrauch befindlichen Anatomie näherte ſich ſeiner Vollendung und Tiedemann hatte den Wunſch, daſs ihm der Ruhm, das Inſtitut hergeſtellt zu haben, ganz und ungetheilt zufalle. Er hatte deshalb die innere Einrichtung hinter Henle's Rücken mit dem ausführenden Architekten vereinbart und vollziehen laſſen. Beſonders war das Auditorium fertig gemacht worden, während Henle verreiſt war; daſſelbe wurde von Henle für unbrauchbar erachtet und der zur Unterſuchung von Karlsruhe herübergekommene Baudirector ſchloſs ſich ihm in dieſem Urtheil an. Darüber war nun Tiedemann ſo erzürnt, daſs er ſich bei einer Conferenz mit den leitenden Baumeiſtern hinreiſsen lieſs, Henle erſt einer infamen Lüge zu bezichtigen

und ihm dann zu ſagen, die Juden ſeien immer die Unverſchämteſten. Henle trug die Sache ſogleich dem Miniſterium vor und erklärte ſeinen Austritt aus der Facultät. Die Sache erregte berechtigtes Aufſehen und wurde auch an anderen Hochſchulen bekannt. In Zürich war eben der anatomiſche Lehrſtuhl wieder frei geworden und da Henle im Unmuth über die langſame Abwickelung der peinlichen Angelegenheit den Wunſch geäuſsert hatte, Heidelberg ganz zu verlaſſen, ſo bot man ihm von dort die Rückkehr an und war hocherfreut über die Ausſicht, ihn wiedergewinnen zu können. In der That machte er auch Miene, aus den Oſterferien nicht wieder nach Heidelberg zurückzukehren, was endlich zum groſsen Bedauern der Züricher Freunde das Miniſterium bewog, Tiedemann den gebührenden Verweis zu ertheilen und ihm die Erſtattung einer ſchriftlichen Ehrenerklärung aufzugeben. Da Henle auch in Ausſicht geſtellt wurde, daſs Tiedemann von der Direction des Inſtitutes ganz zurücktreten würde, ſo beſchloſs der hohe Rath von Pfeufer, Gervinus, Vangerow und Jolly, es ſei ſeine Ehre nunmehr genügend rehabilitirt, theilten ihm dies mit und forderten ihn auf, wieder heimzukehren. Dies geſchah und er nahm ſeine Vorleſungen zur Freude und Befriedigung der ganzen Univerſität, wie auch des Miniſteriums wieder auf.

Gerade in dieſen Tagen war ein Ereigniſs eingetreten, welches ihn verſöhnlich ſtimmen muſste und ihm die Welt in roſigem Lichte erſcheinen lieſs, er hatte ſich am 9. April 1849 mit Marie Richter verlobt! Seine Stimmung im vorhergegangenen Winter war die denkbar unglücklichſte geweſen. Alles kam

zuſammen, um ihm den Mangel einer geordneten und gemüthlichen Häuslichkeit, in welcher er ſich von den politiſchen Aufregungen, von der ſchweren Berufsarbeit, von dem eben erzählten Aerger hätte erholen können, recht fühlbar zu machen. Er ſchreibt auch an ſeine Schweſter im Februar: »Ich mache unaufhörlich Pläne für eine künftige Einrichtung. Keiner will ſich ſchnell in Erfüllung bringen laſſen, nur das iſt poſitiv, daſs mein jetziges Leben ſcheuſslich iſt und wenn ich je einen Augenblick Zeit gewinne, mir ins Herz zu ſehen, ſo weiſs ich nicht, ob ich Dir beiſtimmen kann, daſs dieſe graue Dämmerung dem ehemaligen Wechſel zwiſchen den brennendſten Farben der Leidenſchaft vorzuziehen ſei.« Seine ganze Familie bemitleidete ihn auch tief und hatte den dringenden Wunſch, ihn wieder in normale und befriedigende Verhältniſſe zurückkehren zu ſehen. Als er daher in jenen Oſterferien bei Vater und Schweſter Helene in Coblenz einkehrte, arrangirte dieſe letztere eine Begegnung des Bruders mit ihrer Freundin, in der ſtillen Hoffnung, daſs beide Gefallen an einander finden möchten. Die Hoffnung erfüllte ſich über Erwarten und wenige Tage genügten, den Gelehrten den Entſchluſs zu einem Antrag faſſen zu laſſen, welcher ſogleich Annahme fand.

Marie Richter war die Tochter eines preuſsiſchen Officiers, welcher im Augenblick in ſchleswig-holſteinſchen Dienſten ſtand und die dortige Artillerie commandirte. Er hatte den gröſsten Theil ſeiner Dienſtzeit in den Rheinlanden zugebracht und ſtand zu drei verſchiedenen Malen in Coblenz in Garniſon. Hier hatte ſich die Familie mit der Familie Henle be-

freundet und die Töchter unterhielten mit einander lebhaften Verkehr, obgleich der Altersunterfchied zwifchen ihnen nicht ganz gering war. Mit Jacob Henle war die Familie Richter zufälliger Weife nie in Berührung gekommen, da derfelbe fich ja nur in den Ferien ganz vorübergehend in Coblenz aufhielt. Er kannte alfo die junge Dame nicht, während fie ihn wohl einmal auf der Strafse gefehen hatte. Gleich bei dem erften Zufammentreffen Beider war, wie gefagt, der Eindruck, welchen das jugendfrifche Mädchen auf den Gelehrten machte, ein ausfchlaggebender und auch fie war rafch dem liebenswürdigen und geiftvollen Mann, der ihr durch die Erzählungen feiner Schwefter nicht mehr fremd war, von Herzen zugethan. Die Verlobung fiel mit der Abreife der Familie Richter von Coblenz zufammen. Man hatte den Haushalt aufgelöft, die Möbel verkauft und war im Begriff, nach Berlin überzufiedeln, wo Chambre garni bezogen werden follte, bis es möglich werden würde, dem Vater nach Schleswig-Holftein zu folgen, was im Augenblick der kriegerifchen Operationen wegen nicht gerathen war. Auf dem Dampffchiff nach Cöln erfolgte die Erklärung und die Mutter gewährte dem neuen Brautpaar noch einen ungeftörten Tag in Düffeldorf, ehe man einerfeits nach Berlin, andererfeits nach Heidelberg abreifte. Schwefter Marie Mathieu, welche fich auf der Heimreife von einem kurzen Befuch in Coblenz auf der Rheinfahrt angefchloffen hatte, fchreibt von Düffeldorf aus an ihren Mann: »So weit menfchliche Einficht und Vorausficht reicht, dürfen wir uns über diefe Verbindung freuen, denn Marie Richter befitzt alle Eigen-

ſchaften, von denen man erwarten darf, daſs ſie das häusliche Leben verſchönern und hat vom erſten Moment ihres Zuſammentreffens mit unſerem Bruder ſich aufs Herzlichſte zu ihm hingezogen gefühlt, und eine innige Neigung iſt ja für ihn Lebensbedingung. Dabei iſt ſie ein friſches, angenehm ausſehendes Mädchen, und wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, auch ſeinen Kindern eine gute Mutter ſein.« — Das ſcharfe Auge ſeiner Schweſter hatte richtig geſehen und Henle ſollte mit dieſer Verbindung einer Zeit des reinſten und ſchönſten Familienglückes entgegen gehen, welches dem vom Schickſal ſo hart Getroffenen ebenſo zu gönnen war, wie der trefflichen Braut, welche fortan ihre einzige Lebensaufgabe darin fand, die Frau ihres Mannes, die Mutter ihrer Kinder zu ſein. Im Augenblick freilich trennten ſich die Verlobten nicht eben leichten Herzens, ihr Vater, der noch nicht einmal vom Glück ſeiner Tochter unterrichtet war, den Gefahren des Krieges preisgegeben, der Bräutigam ſelbſt in dem unruhigen Baden, wo man von einem Tag zum andern nicht ſagen konnte, was werden würde, dabei die Ungewiſsheit der Zukunft ſelbſt, indem ja Henle in dieſen Tagen feſt entſchloſſen war, auf ſeine Stelle zu reſigniren, wenn ihm Tiedemann nicht vollkommene Satisfaction geben würde. Es wurde die Möglichkeit einer Ueberſiedelung nach Zürich beſprochen, ja ſelbſt eine Auswanderung nach Amerika ins Auge gefaſst; der Tag, welcher den Neuverlobten in Düſſeldorf noch blieb, konnte wahrlich nicht dem Genieſsen ruhigen Glückes gewidmet ſein und es ſchien, als ſollte auch die neue Verbindung dem Gelehrten wieder ebenſo viel innere

Aufregung bringen, wie die frühere. Auch nachdem ſich das Paar getrennt hatte, konnte von einer Correſpondenz mit lyriſchem Grundton keine Rede ſein, dazu donnerten die Kanonen im Norden, die Reden im Süden zu ſehr hinein.

Wir wiſſen, daſs mit dem Miniſterialentſcheid in der Tiedemann'ſchen Affaire die Zukunft Henle's wenigſtens inſoweit geſichert war, als er nun nicht mehr daran dachte, Heidelberg zu verlaſſen, nun aber kamen die wilden Tage der badiſchen Revolution. Am 14. Mai ſchreibt er an ſeine Geſchwiſter: »Damit Euch zugleich mit den Nachrichten von der Verwirrung, in der wir leben, auch die beruhigende Kunde erreiche, daſs es hier wenigſtens paſſabel geht, ſchreibe ich Euch und den anderen Lieben, daſs wir ohne ſonderliche Schmerzen und Aufregung aus dem monarchiſchen Leben in das ſogenannte beſſere, republikaniſche, übergegangen ſind. In dieſem Augenblick ſteht kein Bataillon im Lande mehr unter den Fahnen, in allen Städten gleichzeitig Soldatenkrawalle, Raſtatt von den Truppen, die ihre Officiere fortgejagt, beſetzt, der Groſsherzog mit ſeiner ganzen Familie entflohen, Blind und Struve, die man heute Nacht gewaltſam befreite, und Fickler als proviſoriſche Regierung in Karlsruhe etablirt, im Begriff, ein Miniſterium zu bilden. Dazu in Rheinbayern eine ſchlagfertige republikaniſche Armee, von, wie man ſagt, vierzigtauſend Mann, die den Unſeren bald genug zu Hülfe ziehen wird und weit und breit keine zuverläſſigen Truppen, als die Preuſsen, die nur als Feinde und alſo nur in groſser Macht das Land beſetzen können, und dagegen die Ausſicht, daſs ſich die

ſtrafloſe Inſubordination bald auf die Truppen der Nachbarſtaaten erſtrecken wird: dies iſt unſere und Deutſchlands Lage. Sie ſieht im Allgemeinen troſtlos genug aus; hier bemühen wir uns indeſs, unſere Zuhörer beiſammen zu halten.

Wie es mir von nun an geht, werdet Ihr ebenſowohl aus den Zeitungen, als aus meinem Briefe erfahren. Unſere Geſichter ſind lang, das meinige wird aber zuweilen wieder breit, wenn ich, wie ſoeben, einen der lieben heiteren Briefe meiner Marie leſe. Wir hoffen, daſs eine Revolution, die gleich mit dem äuſserſten Extrem anfängt, nicht gar zu lange Beſtand haben kann, und ſehen jetzt nur mit Beſorgniſs den Nachrichten aus den benachbarten Ländern, aus Rheinheſſen und Rheinpreuſsen entgegen. Wenn Gott will, kann er uns immer noch durch einen kühnen Entſchluſs des preuſsiſchen Königs retten. Gruſs und Handſchlag. Euer treuer Bürgerbruder Jacob.«

Es dauerte nicht lange mehr, bis die Lage Heidelbergs ſo kritiſch wurde, daſs die Profeſſoren es gerathen fanden, ihre Familien auswärts in Sicherheit zu bringen, und Henle ſchreibt über den weiteren Verlauf der Dinge ſeiner Schweſter in Mainz am 15. Juni:

»Ich bitte ſehr um Entſchuldigung, daſs ich dieſen Sonntag nicht Dein Gaſt ſein kann. Heidelberg iſt im Augenblick viel zu gemüthlich und intereſſant, um es zu verlaſſen. Gemüthlich, weil die Struve'ſche Legion uns verlaſſen hat und die Blouſenmänner, die jetzt mit langen rothen Federn und Gewehren herumgehen, ſo gar gutmüthig ausſehen; ferner, weil kein Menſch Geld hat und Niemand ſich dieſes

Mangels ſchämt und dadurch der Verkehr ganz auf den Zuſtand zurückgeführt iſt, wie er im Paradies geweſen ſein muſs, wo Eva gewiſs auch ohne Geldbeutel auf den Markt ging. Intereſſant iſt es, weil wir jeden Augenblick erwarten, erobert zu werden und weil es zu wichtig iſt, zu ſehen, wie die bis dahin runden Phyſiognomien lang und die langen rund werden. Herrn W. kannſt Du erzählen, daſs das hieſige neue Zellengefängniſs den Namen Pfarrhaus erhalten hat, weil alle Augenblicke irgend ein reactionärer Pfarrer aus der Umgegend dahin abgeliefert wird, Katholiken und Proteſtanten in chriſtlicher Duldung Wand an Wand. Pfeufer, Jolly und ich ſetzen unſere gemeinſchaftlichen Mittageſſen der Reihe nach jeden Tag bei einem anderen fort und finden, daſs es ganz unnöthig geweſen wäre, zu heirathen, wenn wir früher auf den Gedanken dieſer Art von Garçonwirthſchaft gekommen wären.«

An dem Tage, an welchem dieſe Zeilen geſchrieben wurden, begannen die ernſteren Operationen der Reichstruppen am Neckar. Mieroslawski, welcher die revolutionären badiſchen Truppen befehligte, hatte dieſelben erſt zurückgedrängt, muſste dann aber ſeine Front ändern, um ſich den von Germersheim und Philippsburg heranrückenden Preuſsen entgegenzuwerfen. Am 21. wurde die Schlacht von Waghäuſel geſchlagen, in welcher erſt mit wechſelndem Glück gekämpft wurde, bis die Preuſsen endgültig die Oberhand behielten und dann war nach wenigen Tagen Alles zu Ende. Henle ſchreibt über dieſe bewegte Zeit an ſeine Geſchwiſter:

»Mein letzter Brief verkündete Euch den Anfang,

dieſer verkündet Euch das Ende der badiſchen Revolution. Die Zeit, die dazwiſchen liegt, war zum Briefſchreiben nicht geeignet. Tröſtliches war nicht zu berichten, Klagen war lebensgefährlich; jede Stunde war ein Proviſorium, aus welchem man hoffen muſste, in einen beſſeren oder total ſchlimmen Zuſtand übergugehen. Mit dem Gedanken an den letzteren wollte man ſeine Lieben nicht ängſtigen, von dem erſteren wollte man lieber die Erfüllung abwarten. Während man ſich den düſterſten Ausſichten in unſere und Deutſchlands Zukunft nicht erwehren konnte, war ſchon die Gegenwart unlieblich genug. Der Hochmuth der Lumpen, die uns beherrſchten, die Galgengeſichter, die das Signal zu ernſterem Angriff zu erwarten ſchienen, das Toben in den Straſsen und Wirthshäuſern, die innere Angſt und äuſserliche Zuſtimmung der charakterloſen Philiſter, die aufzehrende Einquartierung im Hauſe, die drohende Noth, da die Caſſen nicht zahlen konnten und die Studenten nicht wollten, das waren ſo die Eindrücke des täglichen Lebens. Die Siegesberichte der Unſeren ſchlugen uns nieder; ihrer Niederlagen konnte man nicht froh werden, wenn man die Züge Verwundeter unter den Fenſtern vorüberfahren, die elend Verſtümmelten im Spital liegen ſehen muſste, die der nichtswürdige Leichtſinn einiger Schufte und die Feigheit der Ehrlichen um ihr Blut betrogen hatte. Peinliche Empfindungen dieſer Art hatte Jeder zu tragen; mich ſpeciell plagten noch die Sorgen, daſs ich meiner lieben Braut ſtatt der behaglichen Zukunft, die ich ihr verſprochen, zunächſt nur ein Leben voll Unruhe und Entbehrungen verſchaffen könnte, oder gar unſeren Brautſtand verlängern

müſste, um indeſs eine neue Heimath zu ſuchen. So hatte ich alle meine Abſtractionskraft nöthig, um im täglichen Verkehr, bei Vorleſungen und Arbeiten, die ich zum Erſtaunen meiner Freunde noch bis vor wenigen Tagen fortbetrieben habe, meine Haltung mir zu bewahren. Am vorigen Freitag aber, vor acht Tagen, den 15. d., begannen die Operationen in der Pfalz und an der Bergſtraſse und ſeitdem waren wir völlig im Gefängniſs; nicht einmal aufs Schloſs oder über die Brücke lieſs man uns paſſiren. Seitdem war faſt täglich Kanonendonner zu hören und wenn er ausſetzte, war's erſt recht fatal, die Entſcheidung abermals verſchoben zu ſehen. Heſſen, Mecklenburger, Naſſauer und dergleichen kleines Volk mühte ſich vergebens ab, den Neckar zu überſchreiten, und wir ſchauten, Pfeufer, Jolly und Vangerow, die ihre Familien fortgeschickt hatten, und ich jeden Nachmittag aus Pfeufer's Garten mit Fernröhren, ob denn nicht endlich die Preuſsen herankommen und dem langweiligen Spiel um Menſchenleben ein Ende machen wollten. Vorgeſtern (21.) nun kam Ernſt in die Sache. Den Abend vorher war die Nachricht eingetroffen, daſs die Preuſsen von Germersheim angegriffen hätten. Unſer ganzes Heer und das Hauptquartier, das bis dahin hier gelegen hatte, zog unverzüglich ab. Am Donnerstag hatten die Preuſsen das entſcheidende Gefecht mit unſerer Revolutionsarmee zu beſtehen. Die badiſchen Truppen, insbeſondere die Artillerie, ſchlugen ſich mannhaft; die Volkswehr und die Freiſchaaren aber liefen bald davon und ſo wurde gegen Abend die Flucht und Niederlage der Unſerigen allgemein. Nachdem man

noch den ganzen Nachmittag die geduldigen Mauern mit erlogenen Nachrichten von der Zerſprengung und Gefangennahme der Preuſsen, vom Uebergang zweier Landwehrregimenter u. ſ. f. beklebt hatte, klärten uns die Maſſen der Verwundeten, die von fünf Uhr an hereingefahren wurden, über den wahren Sachverhalt auf. Es war eine ſchreckliche Nacht. Alle Hausthüren muſsten geöffnet bleiben, bis gegen zwei Uhr dauerte der Zuzug der Flüchtigen, alle Waffengattungen, Soldaten und Freiſchaaren durcheinander. Man konnte nichts Anderes mehr fühlen, als Mitleid mit den Erſchöpften, Todmüden, die zum Theil vierundzwanzig Stunden nicht geruht und nichts als trockenes Brod genoſſen hatten und nicht mehr ſo lange munter zu erhalten waren, bis man ihnen Erfriſchung und Lager bereitet hatte. Ich beherbergte in dieſer Nacht ſiebzehn Mann, natürlich nur die Wenigſten in Betten. Ein groſser Theil fiel an dieſem Tage von der ſogenannten Sache der Freiheit, todt oder lebendig, ab. Am Abend hatten ſich auch ſchon von jenſeits des Neckars die Preuſsen angekündigt; einige Poſten auf der Brücke wurden von ihren Schützen zuſammengeſchoſſen, ein paar Kugeln fielen in die Stadt. Geſtern zogen nun die Führer, um deren Hals es ſich handelt, mit allen den Truppen von hier ab, die ſie noch mit der Hoffnung, nach der Schweiz durchzubrechen und mit der Furcht vor der Rache des Groſsherzogs an ſich ketten konnten. Es war Standrecht verkündet für Jeden, der zurückbliebe, für jeden Bürger, der die Truppen zum Abfall verführe. Dennoch gingen viele heim, viele hielten ſich hier verborgen, zwei zu Officieren avancirten Unterofficieren habe ich ſelbſt mit

meinen Kleidern zur Defertion verholfen. Nur die ſchweizeriſche Freiſchaar unter Becker und Böning blieb zum Schreck der Bürger, denen man ſchon vorher die Waffen abgenommen hatte, in der Stadt zurück, wilde, zum Theil der Criminaljuſtiz verfallene Menſchen aus allen Ländern. Sie wollten unſere Vertheidigung übernehmen, füllten eine Mine der Brücke mit Pulver, um ſie nöthigenfalls zu ſprengen und machten den Philiſtern nicht geringe Sorge durch die Pechkränze, die ſie am Abend, jeder Mann zwei, »faſsten«, um, wie ſie ſagten, ein Exempel zu ſtatuiren, wenn man ſie im Stich lieſse. Viele ſchliefen in dieſer Nacht nicht; die Wenigen, welche ſchliefen, wozu auch ich gehörte, wurden aber um zwei Uhr durch einen ſcharfen Granatenſchuſs geweckt, der über die Stadt hinſauſte. Als dieſem keine Erwiederung folgte, zogen von vier Uhr an die erſehnten Preuſsen, etwa zehntauſend Mann, von zwei Thoren herein. Durch das dritte waren die Freiſchärler ſchon um elf Uhr entwichen. Rothe Bänder und Bärte fielen noch vor der Morgendämmerung, alte Ariſtokratengeſichter, die man ſeit Wochen vermiſst hatte, kamen aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Wir haben Einquartierung von allen Sorten, Küraſſiere, rothe und blaue Huſaren, Ulanen, Schützen u. ſ. f. Zwei Officiere mit ihren Burſchen liegen ſchwer auf mir, doch will ich ſie aufs Beſte pflegen; ſie werden überall mit dem Gefühl des Dankes aufgenommen und ſchon gehen ſie mit den badiſchen Soldaten, gegen die ſie geſtern noch kämpften und denen die Augen ſchnell aufgegangen ſind, Arm in Arm durch die Straſsen. Unſere Armee hat eine ſchwere Lection verdient; ſie iſt ihr ge-

worden, aber ich faſſe wieder Hoffnung, daſs eben durch dieſe ernſte Strafe unſere Zuſtände weſentlich gebeſſert ſeien. Unſere materiellen Verluſte ſind groſs, aber die Hülfsmittel des Landes ſind es ebenfalls und ich verzweifle nicht, daſs auf einige magere Jahre wieder fette folgen können, wenn nur die Politik Preuſsens ſich dieſen Triumph mit Maſs zu Nutze macht und nicht zu übermüthig in die alten Geleiſe einlenkt«. — »Heute (d. 24.), nachdem der gröſste Theil der fremden Garniſon wieder gegen Karlsruhe abgezogen iſt, ſieht die Stadt aus, als hätten wir alle unterdeſſen erlebten Schickſale nur geträumt und wir müſſen an unſere Taſche fühlen, um uns durch dies negative Zeugniſs der Poſitivität unſerer Erinnerungen zu verſichern. Den Mieroslawskiſchen Belagerungszuſtand ſind wir los; dafür erhebt ſich nun von heute an der königl. preuſsiſche, der zwar naturgemäſser und anſtändiger, aber doch auch nicht ſo behaglich iſt, wie Viele ihn ſich gedacht haben. Denn die Soldaten, namentlich die Landwehrmänner, verzeihen es keinem Badener, daſs ſie unſeretwegen ſeit Wochen auf dem Marſch und ſeit Monaten von Weib und Haus getrennt ſind; ſie unterſcheiden nicht zwiſchen Terroriſten und Terroriſirten, wie ich heute beinahe zu meinem Schaden ſelbſt erfahren hätte, als ich einem bedrängten Collegen beiſpringen und die Leute von der guten Geſinnung der anſtändigen Einwohner überzeugen wollte. Es iſt wieder ein Beweis von dem eigenthümlichen guignon, das mich verfolgt, daſs, während ein Haufe ſich an Profeſſor Delffs vergriff, der die Leute aus dem Muſeum, als einer geſchloſſenen Geſellschaft, wegſchicken wollte, während ich in

dem darüber eingeleiteten Wortwechfel verficherte, dafs gerade das Mufeum der Sitz der wohlgefinnten und gebildeten Bürger fei, in demfelben eine Anzahl verfteckter Gewehre gefunden und herbeigefchleppt wurde, die mir freilich ein arges Dementi gaben. Ich war äufserft vergnügt, als ich unter beftändigen Verficherungen der guten Mufeumsgefinnung das Weite gewonnen hatte und nahm mir vor, meine Collegen künftig ungeftört prügeln zu laffen.«

Mit den Preufsen zogen auch die verfchwunden gewefenen Studenten wieder faft vollftändig in die Ruperto-Carola ein, fo dafs Alles wieder in das gewohnte Geleife gebracht war, nur die Familien, welche durch den Verluft ihrer Ernährer oder Söhne in tiefe Trauer verfetzt worden waren, wurden in wehmüthigfter Weife an die vergangenen, wildbewegten Wochen erinnert. Zu ihnen gehörte auch Tiedemann, der einen Sohn beklagte, welcher fich als Artillerieofficier der aufftändifchen Armee angefchloffen hatte, ergriffen und nachher ftandrechtlich erfchoffen wurde. Das Mitleid mit dem alten Widerfacher, der auch noch durch andere Schickfalsfchläge, welche ihn in diefer Zeit trafen, fchwer niedergebeugt war, nahm dem beftehenden Conflict viel von feiner Schärfe; derfelbe wurde dadurch ganz beendigt, dafs Tiedemann feinen Abfchied nahm und feinem jüngeren Collegen das Feld vollftändig überliefs.

Ungeduldig erwartete Henle den Schluſs des Semefters, denn die beginnenden Ferien follten ihm die Hochzeit bringen. Er fehnte fich um fo mehr nach der Vereinigung mit feiner Braut, als er feit feiner Verlobung nur vier kurze Tage an Pfingften

mit ihr verbringen durfte, wo er ſie in Berlin aufſuchen konnte. Selbſt die Correſpondenz litt durch die Ungunſt der ſo unruhigen Zeitläufte. Anfang Auguſt eilte er nach Holſtein, wohin unterdeſſen die Familie ſeiner Braut übergeſiedelt war. Obgleich die eigentliche Garniſon des Vaters Rendsburg war, nahmen die Damen doch in Kiel Wohnung, da die faſt nur von Soldaten bevölkerte Garniſon wenig geeignet ſchien, ein Hochzeitsfeſt dort zu begehen. In Neumünſter, wo der von Norden und der von Süden her kommende Zug zuſammen kamen, ſollten Schwiegervater und Schwiegerſohn zuſammentreffen, um gemeinſam die Reiſe nach Kiel fortzuſetzen. Ein Brief Marien's mit der Benachrichtigung davon und dem Signalement ihres Vaters war verloren gegangen, ſo daſs Henle ahnungslos das Coupé beſtieg. Allmälig kam er durch mancherlei Indicien auf die Idee, daſs ein Officier, der von ihm durch eine lebhaft plaudernde Geſellſchaft getrennt, in der anderen Ecke des Wagens ſaſs, Vater Richter ſein müſſe. Um ſich zu vergewiſſern, lieſs er ihm eine Rechnung über Kanonenwiſcher, welche er ihm überbringen ſollte, durch die Zwiſchenſitzenden überreichen. Der Empfänger nickte ihm ſeinen Willkommensgruſs zu; auf der nächſten Station konnten ſie ſich die Hände ſchütteln und als alte Freunde kamen ſie in Kiel an, wo ſie jubelnden Empfang fanden. Im Fluge vergingen einige ſchöne Tage und am 11. Auguſt fand die Hochzeit ſtatt. Die Neuvermählten reiſten über Hamburg nach Süden, beſuchten die Verwandten in Weimar und Coblenz und gingen nach Mainz, um die Kinder abzuholen und ſie mit nach Heidelberg

zu nehmen. Henle giebt über dieſe Reiſe folgende Erzählung:

»Verehrte Frau Pfeufer; die erſte Zeit unſerer Ehe iſt ſo reich an ſtürmiſchen Ereigniſſen geweſen, daſs vier Wochen vergehen konnten, ehe ich Ihnen und meinem liebſten Freunde, von dem ich nicht weiſs, ob ihn dieſe Zeilen in Heidelberg finden werden, von der Erfüllung meines Glückes Nachricht gebe. In Hamburg geriethen wir in eine Emeute gegen die durchziehenden Preuſsen, die das noch immer etwas ſchwarzweiſse Herz meiner jungen Frau mit Sorgen erfüllte; in Weimar nahmen uns die Vorbereitungen zum Göthefeſt und endlich die Feierlichkeiten ſelbſt lebhaft in Anſpruch. In Mainz, wo wir auf ruhige Stunden hofften, war indeſs unſer treffliches Kindermädchen am Nervenfieber geſtorben und mein Junge, der uns einen Tag durch ſeine Liebenswürdigkeit mit elterlichem Stolz erfüllte, bekam am zweiten Tage eine heftige Bruſtentzündung, die nicht nur mich, ſondern auch ſeine Aerzte um ſein Leben beſorgt machte.«

Der erſte beſſere Tag wurde zur Reiſe nach Heidelberg benutzt, aber auch dort noch hatte die junge Frau mehr als erwünſchte Gelegenheit, ihre Leiſtungsfähigkeit zu erweiſen, indem der kleine Sohn einen ſchweren Rückfall bekam und dabei das Haus nicht von Logirbeſuchen leer wurde. Sie zeigte ſich zur innigſten Freude ihres Gatten den geſtellten Aufgaben nicht nur vollkommen gewachſen, ſondern machte ihm ſein Heim noch dadurch beſonders lieb, daſs ſie nicht nur Freude an Muſik hatte, ſondern ſich auch ausübend an der dem Gatten ſo erwünſchten Hausmuſik betheiligen konnte. Die nächſten

Jahre floſſen ruhig dahin, das einzige, freilich wichtige Ereigniſs im Schooſse der Familie war die Geburt einer Tochter, Anna geheiſsen, welche fröhlich und geſund mit den Kindern erſter Ehe heranwuchs. Der Verkehr hatte ſich nicht weſentlich ausgebreitet, eher etwas eingeſchränkt und zum erſten Male genoſs der Gelehrte die Wohlthat eines ruhig dahinflieſsenden und ſorgenfreien Lebens.

In Bezug auf ſeine amtliche Stellung blieb ihm Aerger und Verdrieſslichkeit nicht erſpart, denn die mit Gewalt hereinbrechende Reaction machte keinen Unterſchied zwiſchen rothen Republikanern und »Gothanern«, d. h. gemäſsigten Liberalen, die Partei der Alten trug den Kopf wieder hoch und hatte das Ohr der maſsgebenden Perſönlichkeiten in Karlsruhe; in der traditionellen Uneinigkeit, welche ſo lange Zeit die Ruperto-Carola beherrſchte, hatte ſich das Rad wieder gedreht und die Oberhand hatten Andere gewonnen. Den »Gothanern« war dieſe Aenderung nicht nur deshalb ſehr wenig angenehm, weil es bequemer und erſprieſslicher iſt, etwas durchſetzen zu können, als das Gegentheil, ſondern auch deshalb, weil die Intereſſen der Univerſität unter dem nunmehrigen Regiment augenſcheinlich litten, und es weiſs ja in der That Jedermann, daſs Heidelberg in den fünfziger Jahren in unerfreulicher Weiſe zurückging. Zu dieſem Rückgang trugen aber nicht nur die engherzigen Maſsregeln bei, welche getroffen wurden, ſondern auch deren unmittelbare Folge, die unbehagliche Stimmung, in welche die jüngeren und zugkräftigen Profeſſoren durch dieſelben verſetzt wurden. Bei Neuberufungen gelang es nur ſchwierig und nach

ſchweren Kämpfen, oft auch gar nicht, Candidaten durchzuſetzen, welche einen wiſſenſchaftlichen Ruf mitbrachten, das Verſorgungsbedürfniſs der vorhandenen Söhne und anderer Protegirten behielt oft genug die Oberhand. Speciell in der mediciniſchen Facultät ſpitzten ſich die Dinge ſtark zu; Tiedemann war, wie geſagt, abgetreten, Nägele war geſtorben, der alte Gmelin hatte ſeine Entlaſſung genommen, ſo daſs nur noch Chelius, Pfeufer und Henle übrig geblieben waren, wenn man vom alten Kliniker Puchelt abſieht, der nur noch als Ballaſt mitgeſchleppt wurde. Chelius, der die Reaction gegen die beiden Anderen repräſentirte, that natürlich Alles, um Candidaten durchzuſetzen, welche ihm genehm waren. Der Geburtshelfer Lange war ein Compromiſsmann, mit der Berufung von Bunſen aber hatten die »Gothaner« noch einen durchſchlagenden Erfolg, über den ſie ſich nicht wenig freuten. Des Kampfes müde, ſehnte ſich aber doch Alles nach einer ruhigeren und angenehmeren Stellung. Dittenberger, ein Geſinnungsgenoſſe des Henle'ſchen Kreiſes und demſelben naheſtehend, ging nach Weimar, Pfeufer war glücklich, einen Ruf nach ſeiner bayeriſchen Heimath zu erhalten, und nun war ſelbſtverſtändlich auch Henle's Bleiben nicht länger. Pfeufer gab ſich der Hoffnung hin, daſs es ihm gelingen würde, ſeinem Freund ebenfalls in München eine Stätte zu bereiten, dieſer aber nahm raſch entſchloſſen den an ihn ergehenden Ruf nach Göttingen an und ſchreibt ſeiner Schweſter: »Daſs wir nicht mit einander ziehen, ſchmerzt uns Beide, doch meine ich ſagen zu müſſen, unſere Freundſchaft habe ihren Gipfel erreicht und werde beſſer jetzt gewaltſam zerriſſen, als durch

äufsere Verhältniffe abgekühlt.« Er hatte recht; die Erinnerung an die fchönen und erfolgreichen Jahre, welche fie zufammen verlebt hatten, die Erinnerung ferner an Freud und Leid, welches fie treulich mit einander getragen hatten, bildete einen Kitt, welcher fich das ganze Leben hindurch nicht lockerte, und als Pfeufer aus demfelben gefchieden war, da traf mancher gedankenvolle, der Vergangenheit geweihte Blick die Büfte des Verftorbenen, welche Henle an feinem Schreibtifch ftehen hatte.

Im Herbft 1852 trennte fich der Heidelberger Freundeskreis und während die Anderen oftwärts zogen, wandte fich Henle gen Norden, um dort eine Heimath zu finden, welche er nicht mehr verlaffen follte.

Henle war nach Heidelberg als zweiter Profeffor berufen, ebenfo wie ja auch Pfeufer nur zur Entlaftung Puchelt's dienen follte. Beide aber eroberten fich im Sturm eine Pofition als Lehrer, welche diejenige der erften Vertreter ihrer Fächer weit hinter fich liefs. Die Forfchungs- und Darftellungsmethode der beiden Freunde war ihren Zuhörern etwas ganz Neues und Unerhörtes, die liebenswürdige Perfönlichkeit Beider feffelte die Studenten, ihre Begeifterung rifs fie mit fich fort und wenn man heute noch einen alten Heidelberger von damals reden hört, findet er kein Ende, die herrliche Zeit politifchen und wiffenfchaftlichen Auffchwunges zu preifen. So fehr die beiden Freunde zufammengehörten und fo wenig man fich Heidelbergs medicinifche Facultät nur mit einem von ihnen denken konnte, fo ging doch felbftverftändlich die

Lehrthätigkeit des Klinikers und die des Theoretikers im Einzelnen weit aus einander. Henle vertrat, da Tiedemann ſehr bald nach ſeinem Eintritt vollſtändig feierte, die Anatomie in ihrem ganzen Umfange, die Phyſiologie, vergleichende Anatomie, auch die allgemeine Pathologie. Trotzdem er ſich nach einer Entlaſtung ſehnte, las er doch neben dem Allen noch ein Colleg über Anthropologie, welches nicht in ſeinem ſpeciellen Lehrauftrag lag. Die Studenten drängten ſich zu ſeinen ſämmtlichen Vorleſungen und wir ſehen ſelbſt in den bewegteſten Semeſtern von 1848 und 1849 ſeine Hörſäle immer gefüllt. Dasjenige Colleg aber, welches in der Heidelberger Zeit Henle's Ruhm am weiteſten unter der ſtudirenden Jugend ausbreitete, war die erwähnte Anthropologie. Zuhörer aus allen Facultäten ſtrömten herbei und die dort gehörten Dinge bildeten den Geſprächsſtoff auch bei den geſelligen Zuſammenkünften der jungen Leute. In Bezug auf die Nachhaltigkeit des verurſachten Eindruckes konnten ſich damals der Anthropologie nur die Vorleſungen von Gervinus an die Seite ſtellen. Die beiden Freunde hörten auch gegenſeitig mit gröſstem Intereſſe bei einander. Wie aus der anhangsweiſe abgedruckten Einleitung in die Anthropologie hervorgeht, ſtellte ſich Henle auch durchaus nicht auf den ausſchlieſslichen Standpunkt des Anatomen, ſondern berührte ſelbſt die Tagesfragen, welche die Welt bewegten. Daſs er den Stoff durchaus philoſophiſch und zwar im beſten Sinne philoſophiſch verarbeitete, bedarf bei ihm weiter keiner Verſicherung. Er theilte ſeine Vorleſung in drei Theile: Erſtens von den negativen Functionen (Verdauung, Circulation);

zweitens von den animalen Functionen (Anatomie und Thätigkeit der Nerven, pſychiſche Thätigkeiten); drittens von der Reproduction.

Wie ſehr die Vorleſung gefallen hat und wie intenſiv ſie die Zuhörer beſchäftigte, dafür mag kein Geringerer als Gottfried Keller als Zeuge dienen. Henle hatte den Dichter auf der Reiſe, welche er mit ſeiner erſten Frau und ſeiner Schweſter Mathieu nach der Schweiz unternahm, bei ſeinem Freund Schulz kennen gelernt. Er war durch einige ſeiner Gedichte ſchon auf ihn aufmerkſam geworden, konnte aber ſeiner bekannten Schweigſamkeit wegen wenig mit ihm anfangen. In den Reiſeaufzeichnungen heiſst es: »Für uns war es ziemlich daſſelbe, ob ein junger zahmer Bär oder Poet mit uns zu Tiſche ſaſs, denn auſser einigem unarticulirten Gebrumme bekamen wir nichts von ihm zu hören.« Henle hatte aber auf den Dichter um ſo gröſseren Eindruck gemacht, denn er beſuchte ihn ſogleich, nachdem er im Herbſt 1848 nach Heidelberg gekommen war, hörte ſeine Vorleſung über Anthropologie und verflocht ſie dann ſpäter in ſeinen »Grünen Heinrich«. Im 4. Bande S. 44 f. der erſten Ausgabe heiſst es über ſie: »Neben einer Menge junger Leute ſeines (Heinrich's) Alters, welche höchſt ſelbſtſtändig und rückſichtslos ihre Plätze einnahmen und behaupteten, erſchienen Viele vorgerückteren Alters, gut oder ſchlecht gekleidet, welche ſchon ſtiller und beſcheidener unterzukommen ſuchten, und ſogar einige alte Herren mit weiſsem Haar, ſelbſt rühmliche Lehrer in anderen Gebieten, nahmen entlegene Seitenplätze ein, um dort zu ſehen, was es noch für ſie zu lernen gäbe. So mochten über hundert Zuhörer verſammelt ſein, welche

des Vortragenden harrten, Jeder mit anderer Empfänglichkeit, anderen Abſichten und anderen Erfahrungen, ſo daſs eigentlich Jeder im wahren Sinne des Wortes hier ein Autodidakt war, das heiſst, ein Solcher, der ſich am Ende ſelbſt zu dem macht, was er iſt und wird. Dies wurde in der That augenſcheinlich, als der berühmte Mann endlich in die Thür trat, ſich das Haar zurecht ſtrich, raſch und anſtändig nach ſeinem Känzelchen eilte und dort mit achtungsvoller Anrede ſeinen Vortrag begann, nicht wie Einer, der ſtreng und trocken lehren will, ſondern wie ein Künſtler, welcher durch Artigkeit, Wahl der Worte, Verbindung der Gedanken, durch Geiſt und Witz ſich hervorthun möchte und ſichtlich beſtrebt iſt, ſich den Beifall auch der geringſten ſeiner Zuhörer zu erwerben. Aus der leichten Anordnung und dem redneriſchen flieſsenden Vortrage des Gegenſtandes, ohne alle geſchriebene Vorlage, machten ſich nicht im mindeſten die mühſeligen Studien und die gewiſſenhaft ſorgfältigen Arbeiten fühlbar, welche ſie gekoſtet hatten; die ſchnell vorübergehende anſchauliche Rede ſchien mehr eine Anregung und Aufforderung zu eigener Belehrung, als eine feſtſtehende unveränderliche Lehre zu ſein, bei Jedem wieder etwas anders wirkend und ſein unmittelbares Selbſturtheil weckend. Der gleiche Gegenſtand führte den Einen ſofort und vielleicht für immer zu philoſophiſchem Denken, den Anderen zu umfaſſender Naturbetrachtung, den Dritten zur beſonderen Erforſchung des menſchlichen Körpers oder zur Heilkunſt, der Vierte endlich, durch die Darſtellung des Nahrungsproceſſes, verfiel gar auf nationalökonomiſche Studien und wurde vielleicht ein groſser Poli-

ticus, während der Fünfte, Sechſte und Siebente die gleichen Dinge nur anhörten und niederſchrieben, um ſie in einem halben Jahre gänzlich zu vergeſſen und ſpäter als groſse Theologen, Seelenkundige und Sittenlehrer von Fleiſchesluſt, Herzensverſtocktheit, Augen- und Ohrendienſt zu reden, ohne eine klare Vorſtellung von den betreffenden Organen zu beſitzen.« Nur in der Frage nach dem freien Willen war der Dichter mit dem Anthropologen nicht einverſtanden; während ihn dieſer verneint, wünſcht ihn jener entſchieden aufrecht erhalten zu ſehen.

In den letzten Jahren ſeines Lebens beſchäftigte ſich Henle damit, »anthropologiſche Vorträge [1])« niederzuſchreiben, in welchen er Gedanken ausführt, welche in jener Vorleſung ausgeſprochen worden waren. In dem Vorwort zu dieſen »Vorträgen« ſpricht ſich der Verfaſſer zugleich über den Inhalt und den Geiſt, in welchem die urſprüngliche Vorleſung gehalten worden war, aus. Es heiſst: »Urſprünglich entſtammen ſie akademiſchen Vorlesungen über Anthropologie, die ich in Heidelberg in den Jahren 1847 bis 1852, alſo vor der Zeit, da die Naturwiſſenſchaften populär zu werden begannen, einem aus allen Facultäten zuſammengeſetzten Auditorium vortrug. Die ausgeſprochene Abſicht der Vorleſungen war, die Analogien der leiblichen und pſychiſchen Thätigkeiten zu erörtern, und zu verſuchen, wie weit die in Phyſiologie und Pathologie erprobte Forſchungsmethode auf pſychologiſche Fragen anwendbar ſei. Seitdem ſind die Quellen der Belehrung über die körperlichen

---

[1]) Braunſchweig, Vieweg, 1876 und 1880.

Functionen in Büchern, Zeitfchriften und Reden reichlich genug gefloffen. Ich wollte die zum Gemeingut gewordenen Refultate nicht wiederholen und doch auch nicht darauf verzichten, die auf diefelben gegründeten Folgerungen einem weiteren Kreise zur Beurtheilung vorzulegen. Möchte es mir gelungen fein, die aus dem Zufammenhang gelöften phyfiologifchen Thatfachen fo verftändlich und fo vertrauenswürdig hinzuftellen, dafs man fie fich als Erklärungsgründe für die Erfcheinungen des Seelenlebens, die Jedem aus eigener Anfchauung zugänglich und bekannt find, gefallen laffe.« Wer den Wunfch hat, die originelle, feinfinnige und tiefe Denkweife kennen zu lernen, von welcher feine Vorlefung getragen war, der kann nichts Befferes thun, als jene beiden Hefte zur Hand zu nehmen [1]). Jedem, der nicht auf der Oberfläche bleiben mag, fondern es liebt, die Dinge auch in die Tiefe zu verfolgen, wird darin eine Fülle von Anregung und Belehrung finden.

Was die literarifche Thätigkeit Henle's in feiner Heidelberger Zeit anlangt, fo gehört diefelbe ganz und gar der »rationellen Pathologie« an, wenn ich von einem Nachzügler abfehe, einem kleinen Auffatz über Gregarina, welcher durch eine Arbeit Kölliker's angeregt, über Beobachtungen berichtet, welche fchon im Jahre 1836 bis 1837 gemacht worden waren.

---

[1]) Die einzelnen Vorträge find betitelt: Ueber die Grazie. Glauben und Materialismus. Naturgefchichte des Seufzers. Phyfiologie des Affects. Gefchmack und Gewiffen. Von den Temperamenten. — Ueber den Gefchmacksfinn. Vom Willen. Teleologie und Darwinismus. Ueber Phyfiognomik. Der medicinifche und der religiöfe Dualismus.

Die »rationelle Pathologie« iſt ein Product langjähriger Denkarbeit; ſie reicht bis ins Jahr 1840 zurück, denn die damals veröffentlichten »pathologiſchen Unterſuchungen«, von welchen oben erzählt wurde, ſind als die erſten Vorarbeiten zu derſelben anzuſehen. Es wurde ja auch erwähnt, daſs dort fundamentale Gedanken ausgeſprochen ſind, welche gewiſſermaſsen den Rahmen für das ſpätere Handbuch abgeben konnten. Bekannt iſt dem Leſer ferner, daſs Henle ſeine Vereinigung mit Pfeufer in derſelben Facultät freudig begrüſste, da er von ihm erwarten durfte, daſs er, der ſcharfſinnige Praktiker, die richtige Ergänzung zu ſeinen theoretiſchen Gedanken und Ideen bilden würde, eine Ergänzung, deren Wichtigkeit und Nothwendigkeit ihm klar bewuſst war. Die Abfaſſung der pathologiſchen Jahresberichte bot ihm die Möglichkeit, die Literatur in ihrer Geſammtheit in ſich aufzunehmen, und die Zeitſchrift für rationelle Medicin endlich war dazu geſchaffen worden, um dauernd auf das Publicum im Sinne der »rationellen Pathologie« einzuwirken. Man ſieht alſo, daſs das Handbuch ſelbſt nur die Krönung des Gebäudes darſtellte. Der Leſer wird nun billig fragen, was iſt eigentlich »rationelle Pathologie«? Denn es iſt keineswegs ein Ausdruck, welcher ſich dauerndes Bürgerrecht in der mediciniſchen Nomenclatur errungen hat. Er wurde vielmehr von Henle-Pfeufer erfunden und war nur kurze Zeit im Gebrauch. Er war der Schlachtruf der neuen Schule im Kampf gegen die alten Anſchauungen; als dieſer Kampf gewonnen war, verſtummte auch der Ruf. Um jenen Kampf, bei welchem das Handbuch der rationellen Pathologie das ſchwerſte Geſchütz darſtellte, zu verſtehen, muſs man erſt die kämpfenden Parteien kennen lernen und dieſe ſchildert uns Henle ſelbſt in der Abhandlung, mit welcher er die Zeitſchrift für rationelle Medicin inaugurirt, ſowie im Schluſswort, mit welchem er ſie 1869 beendigt. Er ſagt, daſs drei Richtungen in der Medicin mit einander kämpften, die naturphiloſophiſche, ins Leben gerufen durch das Syſtem Schelling's, welches neben allen anderen Regionen

menſchlicher Forſchung auch die Phyſiologie und Medicin beherrſchte; die empiriſche, ins Leben gerufen durch das Miſstrauen, welches die Maſſen ſtets gegen jede Reflexion haben, eine Schule, welche nur die Erfahrung gelten lieſse und einen Cultus der Thatſachen ausgebildet habe; und eine dritte, ſo ſagt er wörtlich, »die gewiſſermaſsen zwiſchen beiden in der Mitte ſteht und bald einen bedeutenden Wirkungskreis erlangen wird, wenn ſie ſich zu mäſsigen weiſs und nicht ſogleich Alles zu beherrſchen verlangt. Ich will dieſe Methode die rationelle nennen, weil ſie die Abſicht hat, ſich ſowohl von den Urſachen der Phänomene, als der Wirkungsweiſe der Mittel Rechenſchaft zu geben. Sie bemüht ſich, die Symptome in ihrer Abhängigkeit von einander und in ihrem Zuſammenhange mit inneren organiſchen Veränderungen aufzufaſſen und dieſe Veränderungen zu begreifen als Folgen abnormer äuſserer Einwirkungen auf die mit eigenthümlichen Kräften begabte organiſche Materie. Auffchlüſſe hierüber erwirbt ſie ſich auf doppeltem Wege, mittelſt der pathologiſchen Anatomie und des Experimentes. Durch die Coincidenz gewiſſer Krankheitserſcheinungen mit beſtimmten materiellen Veränderungen wird ſie zur Annahme eines urſächlichen Verhältniſſes zwiſchen beiden geführt; experimentirend ſetzt ſie, ſo weit es möglich iſt, willkürlich die Urſache, und verſichert ſich, indem ſie die Folgen beobachtet, der Richtigkeit der Schlüſſe.

Ich ſagte, daſs die rationelle Methode die Mitte halte zwiſchen der theoretiſchen und der empiriſchen; jener gleicht ſie darin, daſs ſie die Wahl der Mittel durch die Einſicht in ihre Wirkung zu rechtfertigen ſucht, ſie unterſcheidet ſich aber von ihr dadurch, daſs ſie ihre Sätze nicht von einem oberſten Princip ableitet. Indem ſie Thatſachen ſammelt und vergleicht, das Zufällige in denſelben abſondert und das, was ſo Vielen gemein iſt, hervorhebt, gelangt ſie zu Geſetzen über die Beziehung einerſeits der Symptome, andererſeits der Krankheits- und Heilungsurſachen zu Veränderungen der Organiſation. Ihr Weg iſt alſo der der

Empirie, aber, wenn ich ſo ſagen darf, in einer gebrochenen Linie. Der echte Empiriker geht direct von den Krankheitsſymptomen zur Heilung; erſchloſſen iſt nur, aus dem Zuſammentreffen von Behandlung und Geneſung, der Cauſalnexus zwiſchen beiden. Da die rationelle Methode nicht von einem oberſten Princip, ſondern vom Einzelnen ausgeht, ſo macht ſie keinen Anſpruch darauf, das ganze Gebiet unſerer Kenntniſſe zu beherrſchen, ſie geſteht vielmehr zu, daſs die Medicin, nach dem jedesmaligen Standpunkte der Hülfswiſſenſchaften und der ärztlichen Erfahrungen ſelbſt, ihre zugänglichen und unzugänglichen Seiten habe, und hält ſich, mit Goethe zu reden, an jene, um dadurch auch dieſen etwas abzugewinnen.«

Das Programm der rationellen Pathologie läſst ſich mit wenigen Worten folgendermaſsen ausdrücken: Soweit es möglich iſt, hat man die pathologiſchen Vorgänge durch die Phyſiologie, in welche ſie voll und ganz hineingehören, zu erklären; wo dazu die Kenntniſſe nicht ausreichen, gilt es, durch Hypotheſen wenigſtens den richtigen Weg zu ſuchen. »Es wird immer ein anſehnliches, allein der Hypotheſe zugängliches Gebiet übrig bleiben, und wenn unſere Erfolge fördernd, unſere Miſsgriffe warnend beigetragen haben, der Hypotheſe ihre richtige Stelle anzuweiſen, ſo hat die Fahne der rationellen Medicin nicht umſonſt geweht«, ſo ſagt unſer Gelehrter im Schluſswort zu ſeiner Zeitſchrift.

Man kann ſich in unſerer Zeit gar keine rechte Vorſtellung davon machen, daſs man damals ſolche Sätze zu vertheidigen hatte und Flemming ſagt ſehr richtig in ſeinem Nachruf[1]): »Kein beſſeres Zeugniſs für ſeinen Erfolg als dies: daſs die Principien, die er als Pathologe aufſtellte und verfocht, uns Heutigen in Fleiſch und Blut gegangen ſind; ſo völlig, daſs wir zu vergeſſen anfangen, wie eine gegen-

---

[1]) Jacob Henle: Biolog. Centralblatt. V. Bd. No. 10. 15. Juli 1885.

theilige Richtung einſt überhaupt möglich war, wie ſie beſtritten werden muſste, und wie viel Gedanken, Sorge und Ausdauer unter Anderen ein Mann, wie Henle, an dieſen Kampf geſetzt hat. Denn wer weiſs heute noch viel von den naturphiloſophiſch-mediciniſchen Syſtemen, die zur Zeit, wo Henle jung war, die ärztliche Wiſſenſchaft beherrſchten? Man muſs dafür ſchon bei den Aelteren nachfragen; die Jungen haben jetzt nicht viel Zeit, Geſchichte der Medicin zu ſtudiren, und viel Gelegenheit, ſie raſch zu vergeſſen. Daſs jene alten Syſteme heute alt heiſsen und der Hiſtorie angehören, iſt zum nicht geringen Theil Henle's Verdienſt.«

Der Gelehrte ſelbſt war ſich über den Erfolg und die Schickſale ſeiner Studien und Kämpfe ganz klar; in ſein Handexemplar der »rationellen Pathologie« hat er ſpäter Schopenhauer's [1]) Ausſpruch eingetragen:

»Der Wahrheit iſt ein kurzes Siegesfeſt beſchieden zwiſchen den beiden langen Zeiträumen, wo ſie als paradox verdammt und als trivial geringgeſchätzt wird.«

Die Mehrzahl der Aerzte war zu jener Zeit noch immer in dem Wahn befangen, von welchem ſich weder Naturphiloſophen noch Empiriker losmachen konnten, daſs die Krankheit ein Paraſit ſei, welcher ſein eigenes Leben führe, welcher auch ſterbe, ſelbſt erkranken könne, Nachkommenſchaft erzeuge.

Wie wenig ſich ſelbſt hochbedeutende Gelehrte jener Zeit über die herrſchenden Irrthümer erhoben, erhellt daraus, daſs ein Schönlein, das gröſste praktiſche Genie ſeiner Zeit, ein ausgezeichneter Diagnoſtiker und unbefangener Beobachter, ganz unwillkürlich die Krankheiten ſo vollſtändig zu Organismen umwandelte, daſs er ſie in ein dem botaniſchen ganz gleichartiges Syſtem brachte, und wenn man das noch von 1845 ab erſchienene Buch ſeines Schülers Fuchs [2]) auffchlägt und dort von einer Eintheilung der Krank-

---

[1]) Die Welt als Wille und Vorſtellung. Vorrede zur erſten Auflage.
[2]) Lehrbuch der ſpeciellen Noſologie und Therapie.

heiten in drei Claſſen, zwölf Ordnungen und ſechsunddreiſsig Familien lieſt, wenn man ſieht, wie z. B. Ikterus, Urämie und Menſtruationsanomalien in eine »Familie« oder Intermittens, Neuralgien und Anäſthesien als Krankheiten des ſenſitiven Nervenlebens in eine »Ordnung« zuſammengeworfen werden, ſo begreift man, wie Henle's wiſſenſchaftliche Begeiſterung keine Rückſichten in der Bekämpfung des Alten kannte.

Woher es kam, daſs die Medicin in den vergangenen Jahrzehnten zu ihrem groſsen Schaden ſo ganz der Phyſiologie und ihrer Forſchungsmethode entfremdet war, erklärt ſich daraus, daſs dieſe in Verkennung ihrer Aufgabe die experimentelle Richtung gänzlich verlaſſen und ſich lediglich mit vergleichender Anatomie beſchäftigt hatte. Der Bell'ſche Lehrſatz von der Bedeutung der Wurzeln der Spinalnerven hatte dann die Phyſiologen mit einem Mal zur Beſinnung gebracht, und es war beſonders Joh. Müller, welcher unter den Erſten wieder in das allein zum Ziele führende experimentelle Fahrwaſſer einlenkte. Alle experimentirenden Phyſiologen aber waren nunmehr, bewuſst oder unbewuſst, gern oder ungern, Mitarbeiter am Reformwerk und halfen, die Pathologie auf die richtige Bahn zu führen.

So kam es, daſs nun dem Buche Henle's der Weg geebnet, daſs nun das Publicum für daſſelbe vorhanden war, welches beim Erſcheinen der pathologiſchen Unterſuchungen noch fehlte. Daſs das Handbuch aber einen ſolch' beiſpiellоſen Erfolg hatte und überall einen ſo jubelnden Empfang fand, dies verſteht man nur, wenn man die ganze Zeit berückſichtigt, in welche daſſelbe fällt. Im ſtaatlichen Leben wie in der Wiſſenſchaft fand man in der trockenen »Biedermeier-Zeit« für Alles eine actenmäſsige Rubrik, man brauchte nur in das Fach zu greifen, um ebenſo die Polizeiacten eines Staatsbürgers, wie die einer Thier- und Pflanzenart oder die einer Krankheitsform hervorzuholen. Beſtrafung fand dasjenige, was ſich nicht in die peinliche Ordnung des Syſtemes einzwängen laſſen wollte. Alles ſeufzte nach Befreiung von

den beengenden Schranken und ſuchte die Feſſeln zu ſprengen, welche engherzige Jahrzehnte geſchmiedet hatten. In der Naturwiſſenſchaft äuſserte ſich der Drang in den bedeutſamſten Entdeckungen und Fortſchritten, welche weit weniger lange brauchten, um Erfolg zu haben, wie die gleichzeitigen politiſchen Beſtrebungen nach freier Bewegung und nach Einigung des künſtlich Getrennten. In der Phyſik ſchlang die Meyer-Helmholtz'ſche Theorie von der Erhaltung der Kraft ein feſtes Band um ſcheinbar heterogene Theile der Wiſſenſchaft, Wöhler's Entdeckungen von der künſtlichen Darſtellung des Harnſtoffes ſchlug die Brücke zwiſchen anorganiſcher und organiſcher Chemie. Mulder hatte die Identität des pflanzlichen und thieriſchen Eiweiſses erkannt und Schleiden-Schwann hatten die Gleichartigkeit im Aufbau der ganzen organiſirten Welt nachgewieſen. Last not least gehören auch noch in dieſe Zeit die erſten Beſtrebungen Darwin's, die beſchreibenden Naturwiſſenſchaften von den Feſſeln der Species zu befreien. Henle alſo war es vorbehalten, durch ſein Buch Pathologie und Phyſiologie zu verbinden, aus den theoretiſchen und praktiſchen Zweigen der Medicin eine Einheit zu ſchaffen, welche beſtehen wird, ſo lange man wiſſenſchaftliche Medicin treibt, und ſollte es einmal einem theoretiſchen Fach einfallen, den Zuſammenhang mit der praktiſchen Medicin löſen zu wollen, dieſe letztere wird es nicht zugeben und darf es nicht, wenn ſie nicht allen Boden unter den Füſsen verlieren und wieder in Zuſtände zurückſinken will, welche des heute ſchon erreichten hohen Standpunktes unwürdig ſind. —

Nachdem nun der Leſer über Zeit und Umſtände unterrichtet iſt, wende ich mich zur Beſprechung des Druckwerkes ſelbſt.

Das zweibändige Handbuch der rationellen Pathologie beginnt 1846 zu erſcheinen und wird 1853, d. h. alſo ungefähr mit der Ueberſiedelung Henle's nach Göttingen, beendigt. Der erſte Band ſtellt nach einer Einleitung die ärztlichen Methoden dar, dann folgt eine Beſprechung der

medicinifchen Disciplinen, wobei die Stellung der rationellen Pathologie präcifirt wird; es wird ihre Methode, ihr Inhalt, ihre Eintheilung befprochen und eine wirklich meifterhafte gefchichtliche Ueberficht der medicinifchen Syfteme gegeben. Nun folgt der rationellen Pathologie allgemeiner Theil, in welchem der Stoff in folgender Weife gruppirt ift:

I. Begriff und Wefen der Krankheit.
  1) Definition.
  2) Wefen der Krankheit.
  3) Krankheitsprocefs.
II. Allgemeine Aetiologie.
  1) Allgemeine Wirkung der Reize.
  2) Krankheitsanlage.
  3) Aeufsere Urfachen.
III. Die räumlichen Beziehungen der Krankheit.
  1) Die Krankheitsfymptome.
  2) Oertliche und allgemeine Krankheiten.
  3) Sympathie und Antagonismus.
    A. Normale Sympathien.
      I. Sympathien durch das Blut.
      II. Nervenfympathien.
        Anatomifch-phyfiologifche Vorbemerkungen.
        1) Sympathien der cerebrofpinalen Nerven.
        2) Sympathien der Eingeweidenerven.
        3) Sympathien des Bindegewebes.
        4) Sympathien der Gefäfsnerven.
        5) Sympathien des Denkorganes.
      III. Sympathien, deren Quelle unbekannt ift.
    B. Abnorme Sympathien.
      I. Abnorme Sympathien durch das Blut.
      II. Abnorme Nervenfympathien.
IV. Die zeitlichen Beziehungen der Krankheit.
  1) Vom Krankheitsverlaufe.
    Dauer der Krankheit. Typus.
    Periodicität.
    Rhythmus.

2) Von den Ausgängen der Krankheit.

In Genefung; in eine andere Krankheit; in Tod.

Die erfte Abtheilung des zweiten Bandes ift fo umfangreich, wie die zweite Abtheilung und der erfte Band zufammengenommen. Sie ift dem fpeciellen Theil der rationellen Pathologie gewidmet und behandelt:

I. Pathogenie.

I. Anomalien der Säfte, insbefondere des Blutes.

I. Anomalien der Qualität der Säfte.

I. Qualitative Anomalien der Säfte an fich.

A. Des Blutes.

1) Anomalien der phyfikalifchen Charaktere und der Gerinnung.

2) Anomalien der chemifchen Zufammenfetzung.

A. Anomalien der Blutmifchung durch abnorme Proportion der normalen Beftandtheile.

B. Anomalien des Blutes durch Beimifchung neuer und fremder Subftanzen.

3) Anomalien des mikrofkopifchen Verhaltens.

B. Qualitative Anomalien des Chylus und der Lymphe.

II. Die Dyskrafien.

A. Dyskrafien von Aufnahme fremder Stoffe ins Blut.

B. Dyskrafien durch Zurückhaltung von Excretionsftoffen.

C. Dyskrafien, bei welchen eine Aenderung der Hauptbeftandtheile des Blutes nachgewiefen oder wahrfcheinlich ift.

D. Dyskrafien durch übermäfsige Erzeugung ausfcheidender Beftandtheile.

E. Zweifelhafte Dyskrafien.

II. Anomalien der Quantität der Säfte.
II. Anomalien der Bewegung und Vertheilung der Säfte.
1) Gefäfsleere. Collapfus.
2) Gefäfsfülle. Turgor.
Aetiologie.
Symptomatologie.
Hämorrhagie.
3) Anomalien der Thätigkeit der Saugadern.
III. Anomalien der Ernährung.
1) Atrophie.
2) Hypertrophie.

Die zweite Abtheilung des zweiten Bandes enthält:

II. Symptomatologie.
I. Symptomengruppe der Organe des animalen Lebens.
A. Symptome der motorifchen Organe.
B. Symptome der fubjectiven Nerven.
II. Symptomengruppe der Verdauungsorgane;
III. der Refpirationsorgane;
IV. der Kreislaufsorgane;
V. der Harnwerkzeuge;
VI. der Gefchlechtsorgane.
III. Aetiologie.
I. Krankheitsanlage.
II. Aeufsere Schädlichkeiten.

Der erfte Band erfchien, wie erwähnt, im Jahre 1846; er hatte kaum die Preffe verlaffen, fo mufste er auch fchon neu gedruckt werden; noch in demfelben Jahre erfchien die zweite Auflage.

Wenn man jenen erften Band auffchlägt, dann begreift man es, dafs er den Lefer mit fich fortreifsen mufste. Es giebt wenig Bücher auf dem weiten Gebiete der Medicin, vielleicht gar keines, in welchen der deutfche Stil fo leicht und graziös gehandhabt wird, in welchen die Kraft der vorgetragenen Gründe fo wirkfam durch die Kraft und Schönheit der Darftellung unterftützt wird. Man war damals nur die naturphilofophifchen Schriften gewohnt, ungenieſsbar

nicht allein durch den ſonderbaren Inhalt, ſondern auch durch das Gewand, in welches dieſer gekleidet war. Ausdrücke und Wendungen waren für den Uneingeweihten Hieroglyphen, auch dem Wiſſenden bereiteten ſie Schwierigkeiten und nun kam dieſe durchaus neue durch und durch philoſophiſche und dabei ſo ungemein einleuchtende Betrachtung in dieſer Form! Die Jugend wäre nicht zu begreifen geweſen, wenn ſie nicht dem Apoſtel der neuen Lehre zugejubelt hätte und Kundgebungen, wie jener Hallenſer Fackelzug, erweiſen in der That beſſer, als alle Auseinanderſetzungen die unerhörte Popularität des Autors und ſeines Buches.

Schon in der Vorrede zum erſten Bande giebt ſich die ganze Eigenart unſeres Gelehrten zu erkennen. In geiſtvoller und feiner Art verſetzt er dem Gegner Streiche, welche dadurch am meiſten ſchmerzen, daſs Henle die Lacher auf ſeine Seite zu bringen weiſs. Nachdem er es vertheidigt hat, daſs er zur Aufſtellung zahlreicher Hypotheſen ſeine Zuflucht nehmen müſſe, ſagt er: »Am beträchtlichſten iſt noch immer die Zahl derjenigen Aerzte, welche mit einem ſcheinbar wohlwollenden Blick auf die bewegten Elemente der Gegenwart abwarten zu müſſen glauben, bis ſich aus denſelben ein ſolider, Beſtand verſprechender Kern gebildet habe und einſtweilen mit der beſtehenden, wenn auch noch ſo durchlöcherten Theorie zufrieden ſind. Dieſen erlaube ich mir, eine Parabel vorzutragen: Ein Pedant hatte lange Zeit eine Nachtigall beſeſſen und ſich an ihrem Geſange erfreut. Da ſtarb das Thier. Der Pedant, dem die Stille und Einſamkeit unbehaglich war, ging aus, um einen anderen Vogel zu kaufen. Es waren aber nur einige ausgehobene Neſter zu Markte gebracht; die Verkäufer wuſsten zum Theil nicht, ob die Eier befruchtet waren, und wollten wenigſtens nicht dafür ſtehen, daſs aus den befruchteten Eiern Männchen auskriechen würden; auch hätten die ausgekrochenen Jungen noch einiger Aufmerkſamkeit und Pflege bedurft, ehe ſie zu Sängern erwachſen wären. Dem Pedanten ſchien dies zu gewagt und er entfernte ſich mit den Worten, daſs er lieber

ſeine todte Nachtigall behalten wolle. Dies war conſervativ gehandelt; ob auch zweckmäſsig? Daſs die Mühe an der jungen Brut verloren geht, iſt möglich; daſs aber der todte Vogel nicht ſingen wird, iſt gewiſs.« Auf wie viele Verhältniſſe lieſse ſich die treffende Parabel nicht noch anwenden!

Auf den erſten Blättern, auf welchen ſich der Autor mit den beſtehenden Schulen auseinanderſetzt, wird der herrſchende Krankheitsbegriff geſchildert und durch die Art der Darſtellung eigentlich ſogleich todt gemacht und dem Spott preisgegeben: »Wie jeder religiöſe, ſo beginnt auch der ärztliche Mythus, um den Widerſtreit günſtiger und verderblicher Ereigniſſe kurzweg begreiflich zu machen, mit einem perſönlichen Dualismus. Der Teufel der Medicin iſt die Krankheit oder, in wiſſenſchaftlicher Sprache, der Krankheitsreiz, die Materia peccans, die eingedrungene Schädlichkeit, der Krankheitsorganismus. Zwiſchen dem mediciniſchen und dem chriſtlichen Teufel beſteht, einigen bibliſchen und Weinsberger Berichten zufolge, nicht eine bloſse Analogie, ſondern vollkommene Identität: die Delirien der Beſeſſenen ſind die Sprache des beſitzenden böſen Geiſtes. In ihrer geſchichtlichen Entwickelung ſind aber beide darin verſchieden, daſs, während der chriſtliche Teufel allmälig Schweif und Klauen verlor und in ein nebelhaftes Weſen zerfloſs, der mediciniſche Teufel oder die Krankheit erſt in neuerer Zeit eine beſtimmte Geſtalt, Organe und ſogar Geſchlechtstheile gewann, mit welchen er, als Paraſit, auf dem kranken Körper hauſen und zeugen ſollte. — Der Engel der Medicin iſt die Autokratie oder Heilkraft der Natur oder Reaction. Engel und Teufel ſtreiten ſich um den Beſitz der armen Seele, welche hier der Körper iſt; mit anderen Worten: Krankheit und Reaction liegen mit einander im Kampf. Aus den Aeuſserungen des Kampfes ſetzt ſich das Krankheitsbild zuſammen. Je nachdem die Symptome eine Anſtrengung anzeigen und einem glücklichen Ende voranzugehen pflegen oder Trägheit der Maſſe, Aufreibung und Tod verkünden, kommen ſie auf Rechnung der Krankheit

oder der Reaction. Der Engel macht die kritiſchen Molimina und bemüht ſich, ſeinen Gegner oder deſſen ſterbliche Reſte aus irgend einer der natürlichen Oeffnungen des Körpers abzuführen. Dies miſslingt ihm häufig, und hierauf beruht ein anderer weſentlicher Unterſchied zwiſchen dem religiöſen und dem mediciniſchen Mythus. Dem Teufel, der die Seelen holt, laſſen ſich nämlich Miſsgriffe andichten: das Volk ſtellt ihn, ſich zum Troſt, als dummen Teufel vor, den der gute Genius überliſtet. Der Teufel, der die Körper holt, erreicht ſeinen Zweck nur zu augenſcheinlich; der Arzt ſtellt ihn, ſich zur Entſchuldigung, als ein verſchmitztes Ungeheuer dar, welches ſeinen Beſitz zu behaupten, im Nothfall ſcheinbar zu weichen und an anderen Stellen hervorzubrechen wiſſe und ſich namentlich nicht gern dahin bringen laſſe, offen und ehrlich auf die Haut herauszutreten. In der Medicin iſt der Engel der Dumme und Geprellte, der bald die rechte Zeit verſchlummert, bald zu wenig thut, bald zu viel, und in ſeinem täppiſchen Zugreifen den Leib, den er ſchützen will, ſelber beſchädigt, bald endlich eine Schönleiniſche Pſeudokriſe macht, d. h. den böſen Feind, ſtatt ihn auszutreiben, in eine innere Höhle bringt, wo er erſt recht wüthet. Sogar eine dem vermittelnden Einfluſs der Schutzpatrone ähnliche Rolle hat man jenem Engel zugetheilt, als man den Schmerz, den er im Streite mit ſchädlichen Potenzen erregt, eine Veranſtaltung nannte, wodurch er den Geſammtorganismus, als die höhere Inſtanz, zum Auffehen und Einſchreiten auffordert.«

Eine Lectüre der geſchichtlichen Ueberſicht der mediciniſchen Syſteme iſt höchſt anregend, es wird in derſelben geſchildert, wie jener mediciniſche Teufel vom Alterthum bis zur Jetztzeit immer wieder in jedem Syſtem aufgetaucht iſt und wie er nur nach Maſsgabe der herrſchenden religiöſen und philoſophiſchen Anſchauungen ſein Gewand wechſelte.

Die ausführliche Definition des Weſens der rationellen Pathologie braucht hier nicht mehr berührt zu werden, da der Leſer hierüber orientirt iſt. »Die Phyſiologie der ge-

funden und kranken Menſchen ſind nicht verſchieden, Phyſiologie und Pathologie ſind Eins!« ſo ruft er aus. Henle's Schuld iſt es nicht, daſs nachmals manche Phyſiologen ſich dieſes Zuſammenhanges nicht ſtets bewuſst waren; als Verdienſt jener groſsen Zeit und nicht zum mindeſten der Bemühungen Henle's iſt es anzuſehen, daſs heutzutage die Pathologen da, wo ſie von den zünftigen Phyſiologen im Stich gelaſſen werden, ſich ſelbſt zu helfen wiſſen und daſs wir aus Kliniken, aus pathologiſchen und pharmakologiſchen Inſtituten Arbeiten hervorgehen ſehen, welche die Erkenntniſs von den Functionen auch des geſunden Körpers auf das Wirkſamſte fördern.

Der allgemeine Theil der rationellen Pathologie, welcher nach der beſprochenen Einleitung den Inhalt des erſten Bandes bildet, beſchäftigt ſich zum überwiegenden Theil mit Fragen, welche auch heute noch nicht von der Tagesordnung verſchwunden ſind, und mit Definitionen, welche bleibenden Werth behalten müſſen. Viele Hypotheſen laſſen ſich, wie nicht zu verwundern iſt, nach dem nunmehrigen Stande unſerer Kenntniſſe nicht mehr aufrecht erhalten, allein, ſie mögen hinfällig ſein oder noch in Geltung ſtehen, immer ſind ſie intereſſant, regen zur Ueberlegung an und erweiſen das tiefe und ſtreng logiſche Nachdenken des Verfaſſers.

Die Betrachtungen über Begriff und Weſen der Krankheit ſind dadurch von hervorragendem Intereſſe, daſs ſie zahlreiche Bemerkungen über die Natur im Ganzen, beſonders die belebte, enthalten. In Betreff auf den ſpeciellen Gegenſtand der Beſprechung charakteriſirt folgender Satz die Anſchauungen Henle's am beſten: »Nicht am Stoffe, ſondern am Geiſte, womit Phyſik und Chemie gepflegt werden, liegt es, daſs ſie vor ähnlichen Irrthümern (wie die Medicin) bewahrt blieben. Man hätte z. B., wollte man den Zuſtand, in welchem ſich das Waſſer bei Null Grad befindet, als den normalen beſtimmen, ebenſo gut das flüſſige Waſſer als krankes Eis, das Schmelzen als Krankheit, die Reactionen des Waſſers als Krankheitsſymptome des Eiſes

aufführen können, ſtatt daſs man jetzt das Verhalten des Waſſers bei verſchiedenen Temperaturen gleichſam in ſeine phyſiologiſche Geſchichte aufgenommen hat. Verſuchen wir denſelben Weg in der organiſchen Naturwiſſenſchaft! Erkennen wir als Grund der Krankheit, ſtatt abnormer Reaction und gleicher Bedingungen, geſetzmäſsige Reaction und wechſelnde Bedingungen! Entweder iſt dieſes Princip richtig, oder die wiſſenſchaftliche Medicin iſt eine Chimäre.«

In der allgemeinen Aetiologie wird zuerſt das Weſen der »Reize« erörtert. Der Gelehrte wendet ſich gegen die herrſchende Anſicht, daſs die Natur eines Reizes ziemlich gleichgültig ſei, und daſs die Reaction mehr durch die Energie des Organes, welches der Reiz berührt, als durch dieſen ſelbſt beſtimmt werde, daher es auch geſchehe, daſs jedes Organ auf jeden Reiz immer nur eine der ihm angeborenen Lebensäuſserungen zu erkennen gebe. Die Reaction wechſelt vielmehr, wie er ausführt, nach Art und Intenſität des Reizes und nach der jeweiligen Beſchaffenheit des Organes. Auch die Bemerkungen über die Krankheitsanlage, Pars minoris resistentiae, Erblichkeit, Conſtitution und Habitus ſind höchſt intereſſant und heute noch leſenswerth, da ſie viele philoſophiſche Gedanken und eigenartige Schlüſſe enthalten.

Im weiteren Fortgang nimmt die Lehre von den »Sympathien« einen breiten Platz ein, eine Lehre, welche Henle beſonders gepflegt und ausgebildet hat. Er definirt die Sympathie »als die angeborene oder habituelle, durch eines der normalen Gewebe oder Organe vermittelte Verbindung der Theile eines Organismus, in der Weiſe, daſs, in der Regel wechſelſeitig, der veränderte Zuſtand des Einen eine Veränderung im Andern zur Folge hat«.

Im Schluſsabſchnitt des erſten Bandes hat beſonders ſeine Beſprechung der Lyſis und Kriſis Bedeutung. Wenn man weiſs, welchen Unfug die alte Medicin mit dieſen Worten getrieben hat und welche Bedeutung auch heute noch der Kriſis von der Laienwelt beigelegt wird, dann wird

man es als eine That auffaſſen, daſs Henle dieſe verworrenen Verhältniſſe mit einem grellen Schlaglicht beleuchtet hat. —

Des zweiten Bandes erſte Hälfte beſchäftigt ſich mit der Pathologie der Säfte, beſonders des Blutes, und mit der des Stoffwechſels; es wird hier die berühmte Kraſenlehre beſprochen und die Entzündung behandelt. Beſonders auf die Darſtellung der letzteren legt er ſelbſt nicht geringes Gewicht. Gelegentlich einer Kritik, welche er über eine eben erſchienene Abhandlung ein paar Jahre ſpäter an Pfeufer ſchreibt, ſagt er: »Meine Entzündungslehre, ſo ſehr ſie im Einzelnen daneben geſchoſſen haben mag, hat einen guten Kern, den kein phyſiologiſch gebildeter Bearbeiter des Gegenſtandes überſehen hat; ſie bemüht ſich, eine Continuität zwiſchen Entzündungsreizen und Krankheitsreactionen herzuſtellen, ſie läſst zwiſchen der Verletzung und dem Beginn der Congeſtion keinen Hiatus.« Von dieſer Lehre, wie von dem ganzen dicken Bande iſt trotz der zahlreichen feinen Bemerkungen und geiſtreichen Hypotheſen, welche überall eingeſtreut ſind, nur wenig übrig geblieben. Die Hypotheſe muſs eben doch einen allzu breiten Platz einnehmen, da die factiſchen Unterlagen für eine richtige Beurtheilung der beſprochenen Dinge in jener Zeit noch zu dürftig waren. Bleibenden Werth hat vor Allem der erſchöpfende Literaturnachweis über die Anatomie, Phyſiologie und pathologiſche Zuſammenſetzung des Blutes, ſodann die Verwerthung ſeiner eigenen Entdeckung von der musculöſen Beſchaffenheit der Gefäſswand für die Kreislaufsſtörungen. Auch die Erklärung von dem Durchtritt des Blutwaſſers durch die gedehnte Capillarwand durch eine mechaniſche Veränderung derſelben wird heute noch anerkannt.

Die zweite Abtheilung des zweiten Bandes giebt bei Darſtellung der Symptomatologie dem Verfaſſer wieder reiche Gelegenheit, anſprechende Hypotheſen zu machen und erlaubt ihm, beſonders bei Beſprechung der pſychiſchen Krankheiten, eine Betrachtung im philoſophiſchen Lichte. In dem letzten,

der Aetiologie gewidmeten Abſchnitte wird alles Uebrige durch die Behandlung der miasmatiſchen und contagiöſen Krankheiten in den Schatten geſtellt. Flügge ſagt in ſeinem Handbuch der Hygiene (Bd. I, S. 30 f.): »Freilich beruhten dieſe Anſchauungen (daſs Mikroorganismen die Krankheitserreger ſeien), die ſeit vierzig Jahren fortwährend an Terrain gewinnen, anfangs nicht auf klarer Erkenntniſs und entbehrten der experimentellen Begründung. Sie hatten nur Speculationen als Grundlage — aber dieſe Speculationen wurden mit ſolchem Scharfſinn und ſolcher Logik angeſtellt, daſs ſie faſt zu denſelben Reſultaten gelangten, die vierzig Jahre ſpäter durch umfangreiche experimentelle Forſchungen feſtgeſtellt wurden. Namentlich war es Henle, der bereits im Jahre 1840 in ſeinen »pathologiſchen Unterſuchungen« und dann ſpäter 1853 in ſeinem »Handbuch der rationellen Pathologie« mit bewundernswerther Präciſion das Verhältniſs der Mikroorganismen zu den Infectionskrankheiten ſkizzirte, und die nähere Qualität, die Lebenseigenſchaften und Wirkungen der Organismen, ſowie die Abhängigkeit der einzelnen Phaſen und Symptome der betreffenden Krankheiten von dem Verhalten der Organismen faſt ſo genau definirte, wie dies nachträglich auf Grund directer Beobachtungen mit damals noch nicht gekannten optiſchen Hülfsmitteln und auf Grund zahlreicher Experimente geſchah!«

Ein anderer Beurtheiler, Löffler[1]), ſagt: »In ſeinen pathologiſchen Unterſuchungen, Berlin 1840, ſtellte Henle mit auſserordentlichem Scharfſinn alle thatſächlichen und ſpeculativen Gründe zuſammen, welche für die Annahme belebter Krankheitserreger ſprachen, und kam mit zwingender Nothwendigkeit zu dem Schluſs, daſs das Contagium der miasmatiſch-contagiöſen und auch der rein contagiöſen Krankheiten belebter Natur ſein müſſe. Durchdrungen von dieſer Ueberzeugung, ſuchte Henle in Typhusleichen, in Pocken-

---

[1]) Vorleſungen über die geſchichtliche Entwickelung der Lehre von den Bacterien. 1. Thl. Leipzig 1887. S. 51.

und Vaccine-Material, in der abgefchuppten Haut beim Scharlach, fowie auch bei anderen fich auf der Haut localifirenden Krankheiten nach dem Contagium, indeffen vergebens. Nach feinen Erfahrungen glaubte er daher verfichern zu können, dafs weder irgend eines der bekannten Infuforien, noch eine Pflanze von der Art der Gährungspilze oder der Botrytis bassiana in den genannten Contagien fich fände. Diefe negativen Erfahrungen machten ihn jedoch an feiner Meinung nicht irre. Mit vorahnendem Geifte hob er fcharf diejenigen Schwierigkeiten hervor, welche fich einer erfolgreichen Forfchung entgegenftellten. Er zeigte der Forfchung den Weg, welcher allein zum glücklichen Ziele führen könnte. »Es ift nicht einmal nöthig«, ruft er aus, »zu der Ausflucht zu greifen, dafs die Organismen des Contagiums für unfere optifchen Hülfsmittel zu klein wären. Aber wenn fie nicht bewegliche thierifche Wefen, fondern Eier derfelben oder Keime niederer Pflanzen find, fo kenne ich kein Mittel, diefelben von den Zellen, deren Kernen oder körnigem Inhalt, wie fie in der Oberhaut, im Eiter, ja in allen Geweben und Excreten vorkommen, zu unterfcheiden, wenn nicht die Art ihres Zufammenhanges oder die weitere Entwickelung derfelben Auffchlufs giebt.« Es waren in der That gerade die diefe Differenzirung ermöglichenden Methoden, mit Hülfe welcher es gelang, den Schleier von dem geheimnifsvollen Wefen der Contagien hinwegzuziehen. Henle hat aber noch weiter gefehen. Der einfache Nachweis von thierifchen oder pflanzlichen Gebilden erfchien ihm nicht genügend für den Beweis, dafs diefe das Contagium darftellen: »Finden fich«, argumentirt er, »lebende, bewegliche Thierchen oder deutliche Pflanzen in contagiöfen Stoffen, fo können fie hier, wie auch in gutartigem Eiter, wie in allen thierifchen Secreten, zufällig entftanden fein, wenn fie einige Zeit der Luft ausgefetzt gewefen find. Und felbft, wenn fie conftant und innerhalb des Körpers in contagiöfen Materien gefunden wurden, fo wäre immer doch der Einwurf möglich und fürs Erfte kaum zu

widerlegen, dafs ſie nur paraſitiſche, wenngleich conſtante Elemente der Contagien wären, wie man ja noch von den Samenthierchen behaupten hört, Elemente, die in der Flüſſigkeit ſich entwickeln und ſelbſt für die Diagnoſe von Bedeutung ſein könnten, ohne darum der wirkſame Stoff der Flüſſigkeit oder des Samens zu ſein. Dafs ſie wirklich das Wirkſame ſind, wäre empiriſch nur zu beweiſen, wenn man Samenthierchen und Samenflüſſigkeit, Contagiumorganismen und Contagiumflüſſigkeit iſoliren und eines jeden Kräfte beſonders beobachten könnte, ein Verſuch, auf den man wohl verzichten mufs.« Conſtanter Nachweis, Iſolirung und Prüfung der iſolirten Organismen, — das ſind die drei Poſtulate der ſtrengen Logik Henle's. Die Geſchichte der Contagienforſchung hat bewieſen, dafs jede Abweichung von dieſen unerbittlichen Geſetzen der Logik trotz des grofsartigen Aufwandes raſtloſeſter, unermüdlichſter Arbeit ſtets zu trügeriſchen Ergebniſſen geführt hat, dafs nur allein die ſtricte Erfüllung aller drei Poſtulate den endlichen, herrlichen Triumph der Wiſſenſchaft zu zeitigen vermocht hat«.

Der mediciniſche Laie, welcher dieſe Zeilen lieſt, könnte vielleicht einen Augenblick verſucht ſein, den Gelehrten einer Inconſequenz ſchuldig zu finden, wenn er am Anfang ſeines Buches gegen die Anſchauung zu Felde zieht, dafs die Krankheit ein belebtes Weſen ſei und am Schluſs desſelben die Lehre von den Mikroorganismen inaugurirt. Man wolle nicht überſehen, dafs man es hier nicht mit der Krankheit zu thun hat, ſondern mit dem Krankheitserreger, welcher natürlich ſehr verſchieden ſein kann. Er kann das eine Mal in jenen Mikroorganismen beſtehen, ein ander Mal kann er ein weit höher organiſirter Paraſit ſein, ein drittes Mal iſt es ein rein chemiſches Gift von organiſcher oder anorganiſcher Natur. —

Die rationelle Pathologie war ein durch und durch modernes Buch. Sie behandelte die Tagesfragen, welche die damalige mediciniſche Welt bewegten und warf Fragen

auf, welche zu Tagesfragen wurden. Kein Wunder alſo, daſs neben dem Licht auch der Schatten vorhanden war, daſs neben den Bewunderern auch die Verkleinerer nicht fehlten und daſs ſie ſchwere Angriffe zu erdulden hatte, wie z. B. den von Wunderlich im neunten Bande des Archives für phyſiologiſche Heilkunde. Bei der ſcharfen Dialektik Henle's kamen freilich die Angreifer nicht gut weg und muſsten es erdulden, daſs auf den groben Klotz ein grober Keil fiel, und daſs die Spitzen Henle's immer noch ſchärfer geſpitzt waren, als die gegen ihn gerichteten. Die raſchen Fortſchritte der Wiſſenſchaft, welche gerade der rationellen Pathologie zu verdanken waren, verurſachten es, daſs das Buch ſchon nach kurzer Zeit aus dem Centrum der literariſchen Beſprechung herausrückte und vergeſſen wurde. »Der Mohr hat ſeine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen.« Jetzt erſt, wo der Parteien Zank verſtummt iſt, wo wir im Stande ſind, Henle's pathologiſche Thätigkeit ruhig zu unterſuchen und kühl zu beurtheilen, können wir den Weizen von der Spreu ſondern und können uns an des Gelehrten ſcharfen und logiſchen Schlüſſen im letzten Theil, an ſeinen kühnen und geiſtvollen Hypotheſen im erſten erfreuen und ihren Verfaſſer ohne Rückhalt bewundern.

Am Ende ſeiner Heidelberger Zeit, 1852, veröffentlicht Henle, nachdem er die Niederſchrift ſeines Werkes beendigt, nur noch Beobachtungen, welche er bei einer Hinrichtung machen konnte. Sie enthalten auſser einigen phyſiologiſchen Angaben beſonders Unterſuchungen über das Auge, von welchen ich die Entdeckung hervorheben will, daſs der gelbe Fleck nur Zapfen und keine Stäbchen enthält.

Die Zeitſchrift für rationelle Medicin, welche während der Heidelberger Zeit der beiden Herausgeber einen guten Fortgang nahm und an Abonnentenzahl ſtetig gewann, wurde redactionell ausſchlieſslich von Henle beſorgt. Es iſt daher begreiflich, daſs ſie ſich anſchickte, die ihr anfangs aufgeprägte Phyſiognomie zu ändern. Ganz langſam treten die Arbeiten pathologiſchen Inhaltes zurück und die reine Ana-

tomie und Phyſiologie nimmt einen breiteren Platz ein. Wir begegnen neben einer Anzahl unbekannter Namen einer groſsen Reihe ſolcher, welche ſchon einen guten Klang hatten, oder welche ſich ihren Ruf gerade durch ihre Publicationen erwerben ſollten. Gar manche nachherige Berühmtheiten fanden in ihr als Studenten oder ganz junge Doctoren ein Obdach für ihre Erſtlingsarbeiten. Ich hebe unter dieſen beſonders Lindwurm, den ſpäteren Münchener Pathologen, hervor, welcher während ſeiner Heidelberger Studienzeit und auch ſpäter, bis zu ſeinem Lebensende ein treuer Anhänger Henle's war. Beide begegneten ſich damals in der Freundſchaft für Herwegh und trafen mit ihm bei jener Reiſe, welche Henle mit ſeiner erſten Frau nach der Schweiz unternahm, zuſammen. Sein alter Proſector Kölliker ſchreibt in die Zeitſchrift, ebenſo ſein nunmehriger Aſſiſtent Bruch, auch Ecker, welcher noch kurze Zeit mit Henle zuſammen in Heidelberg gewirkt hatte, finden wir. Daſs ſein Freund und College Moleſchott nicht fehlt, verſteht ſich von ſelbſt; in der letzten Zeit freilich kam es zu einer Verſtimmung zwiſchen Beiden wegen ihrer gegenſeitigen Concurrenz bei den Vorleſungen, welche aber nach ihrer Trennung nicht mehr vorhielt. Auch C. Ludwig, damals in Marburg, liefert zahlreiche Abhandlungen. Mit ihm war Henle nahe befreundet. Ein Zufall fügte es, daſs er gerade in der Zeit, als Henle's erſte Frau ſtarb, in Heidelberg war, und daſs er als erſter Logirgaſt der zweiten Frau in ſeines Freundes Haus kam; in Freud und Leid ein gern geſehener Gaſt. Zu den näheren Freunden und ſtets dankbaren Schülern Henle's, welche in damaliger Zeit in ſeiner Zeitſchrift publicirten, gehörte auch Heinrich Müller, der leider ſo früh verſtorbene Würzburger Gelehrte. Alte Jugendfreunde und neue Bekannte in groſser Zahl finden wir beim Durchblättern der Bände der Zeitſchrift, von welchen ich nur folgende nennen will: Th. Biſchoff, Haſſe, Lucae, H. Meyer, Gerlach, Eckhard, Schiff, H. Frey, H. Welcker, Luſchka, Duſch, Donders.

Wenn ich nun Heidelberg verlaſſe und unſerem Gelehrten nach Göttingen folge, kann ich nicht umhin, noch meine Bewunderung vor der Elaſticität von Henle's Geiſt auszuſprechen, welche es ihm möglich machte, während einer Zeit, in welcher er politiſch, wie auch in ſeinem Familienleben den gröſsten Aufregungen ausgeſetzt war, ſich ſoweit zu ſammeln, um eine ſo ausgedehnte Lehrthätigkeit und eine ſo erfolgreiche literariſche Production zu entfalten.

Göttingen.

Die Verhandlungen, welche Henle's Ueberſiedelung von Heidelberg nach Göttingen zur Folge hatten, wurden von Rud. Wagner geführt, der einige Semeſter lang ſelbſt Anatomie docirt hatte. Er ſchreibt: »Nach Langenbeck's [1]) Tode muſste es mein dringender Wunſch ſein, verſuchsweiſe die Anatomie mit zu übernehmen. Ich bin Anatom von Hauſe aus, war vier Jahre lang Proſector und urſprünglicher Bildungsgang, wie Neigung haben mich immer mehr der anatomiſchen Seite der Phyſiologie zugewendet. In Erlangen hatte ich nur Phyſiologie geleſen, aus Pietät gegen meinen Lehrer Fleiſchmann. Ich bin principiell für eine Verbindung der Anatomie und Phyſiologie. Ich empfand es ſehr ſchwer, daſs mir hier zehn Jahre lang die Anatomie gänzlich verſchloſſen war.

Mit Rückſicht auf meine zarte Geſundheit — obwohl ich jetzt wieder ſeit ſieben Semeſtern ohne Unterbrechung las — konnte ich jedoch nur daran denken, wenn Bergmann einen Theil der anatomiſchen Vorleſungen übernahm. Dieſen Verſuch war ich mir

---

[1]) Martin Langenbeck, lange Jahre Profeſſor der Chirurgie und Anatomie in Göttingen.

ſchuldig. Der jüngſte Vorfall, der mir zuſtieſs (ein Blutſturz) und das längere, demſelben vorangehende allgemeine Uebelbefinden ohne beſonderes locales Leiden, muſste mich dann freilich überzeugen, daſs ich die Anatomie nicht fortzuführen im Stande bin.

Mein Wunſch wäre es geweſen, mich gänzlich vom Lehramte zurückzuziehen. Meine Entlaſſung zu nehmen, geſtatten meine Verhältniſſe nicht. Mein Geſuch um Emeritirung hat bei den Collegen wie beim Miniſter Widerſtand gefunden. So muſs ich mich denn bis auf Weiteres auf mein früheres Amt zurückziehen, vorbehaltlich der mir bereits garantirten Benutzung der Anatomie für Vorleſungen und eigene Studien. Ich bemerke, daſs ich in Bezug auf die Verbindung der Anatomie mit der Phyſiologie von Anfang an meine Special-Collegen und das Curatorium für mich, den König Ernſt Auguſt, das Medicinal-Collegium und einen Theil der Studirenden (die älteren) gegen mich gehabt habe. Die Gegner wollten eine eigene Profeſſur nicht eingegangen ſehen, wollten einen Anatomen, der die Anatomie vorzüglich von ihrer ſtreng praktiſchen (techniſchen und chirurgiſchen) Seite cultivirte. Zum Theil hatte man eine Art Einpauker im Sinne, wie es gewiſſermaſsen Langenbeck auch war. Dem König (der mir ſonſt ſehr wohl wollte) lagen die Leibärzte in den Ohren, welche am liebſten Krauſe nach Göttingen geſchickt hätten. Dies theils aus dem achtbaren Grunde, weil ſie Krauſe für den erſten Anatomen der Welt halten, theils (angeblich) aus dem minder achtbaren, um ſich in deſſen hohen Gehalt zu theilen und ihm auch deshalb eine goldene Brücke zu bauen, um ihn aus dem

Medicinal-Collegium zu bringen, wo er ein ſtets häkeliger College ſein ſoll. Gegen Krauſe war man hier, weil er an den Sechzigern ſteht, in Hannover als wichtigſtes Mitglied des Medicinal-Collegiums nicht entbehrt werden könne etc. Ich hätte mir Krauſen, den ich achte, am erſten gefallen laſſen; doch muſste ich den objectiven Gegengründen auch Recht geben.

Der König ſagte: Langenbeck, der doch geſund war, dem hat man die eine ſeiner beiden Profeſſuren [1]) genommen, wie kann Wagner, der kränklich iſt, zwei verwalten.

Doch ich fühlte mich leidlich ſtark und Widerſtände pflegten mir früher immer nur mehr Spannkraft zu geben. Im Nothfall würde ich lieber die Anatomie übernommen und die Phyſiologie aufgegeben haben. Hier iſt mir die Bewegung und die Unſicherheit zu groſs. Ich finde mehr Behagen in der ſicheren Anatomie.

Indeſs waren alle meine Feinde (deren ich immer, wenn auch nicht ſehr viele habe) thätig, mir die Anatomie zu verleiden und mich zu discreditiren.

Krauſe hatte indeſſen (angeblich) ſeinem Wunſche entſagt; wünſchte aber, daſs Kohlrauſch hierher komme.

Merkwürdig, daſs ſonſt in Hannover nicht leicht andere Einflüſſe hieſigen Kräften in Bezug auf die Univerſität entgegenwirken, mit Ausnahme der mediciniſchen Facultät, wo ſeit altersher die Mediciner in Hannover einen Einfluſs ausüben.

Würde meine Geſundheit hingereicht haben, ſo hätte ich allem die Spitze geboten und wäre nicht

---

[1]) Die chirurgiſche, mit welcher Baum betraut wurde.

gewichen, überzeugt, wie ſo oft im Leben, daſs es mir allmälig gelungen ſein würde, alle feindſeligen Elemente zu überwinden. Nun hat der lebendige Gott geſprochen und da muſs ich mich beugen.«

Vielleicht hätte ſich Wagner, der der Anatomie ſehr ungern entſagte, noch länger beſonnen, wenn der Druck seitens der Studenten ſelbſt, von welchem er ja auch ſpricht, nicht gar zu ſtark geworden wäre. Wie dem nun ſei, jedenfalls hat er groſse Weisheit und Selbſtverleugnung beſeſſen, als er den bedeutendſten Vertreter der Anatomie nach Joh. Müller für ſeine Hochſchule zu gewinnen ſuchte. Eine kurze Zeit war nach Beginn der Verhandlungen die Sache zweifelhaft, da Pfeufer gleichzeitig in München, wo die anatomiſche Profeſſur ebenfalls erledigt war, gewaltige Anſtrengungen machte, um Henle's Berufung durchzuſetzen. Man war dort auch geneigt, konnte zu einer ſolchen aber die nöthigen Mittel nicht aufbringen, um den Gelehrten zu gewinnen. So wurde denn Henle am 19. Auguſt 1852 zum ordentlichen Profeſſor der Anatomie in Göttingen ernannt, mit einem Gehalt von vierzehnhundert Thalern und der Ausſicht auf einen etwa gleich hohen Betrag an Honoraren und Facultätseinnahmen. Ungemein erfreut über die ihm ſelbſt ſo erwünſchte Löſung der Angelegenheit verlieſs Henle mit den Seinen nach Einnahme des obligaten Feſteſſens Heidelberg, um in ſeine neue Heimath einzuziehen. »Ich ſcheide nun«, ſo ſchreibt er, »zum zweiten Mal aus einer herrlichen Gegend mit Bedauern, daſs ſie nicht von beſſeren Menſchen bevölkert iſt, und werde mit etwas Sand und Wieſen fürlieb nehmen, um einmal wieder unter wiſſenſchaft-

lichen Collegen und unter einer Regierung zu leben, der man ſich durch Eifer für die Anſtalt, der man angehört, nicht widerwärtig macht.« Der Umzug war diesmal nicht ſo einfach, wie die früheren Male, wo der Garçon ſeinen Koffer packte und fortreiſte, es war ein ganzes Hausweſen zu transferiren mit all' dem groſsen und kleinen Bedarf, wie er von einer Familie mit vier Kindern gebraucht wird, deren eines ein Jahr, ein anderes, ein kleines Mädchen Namens Sophie, von deſſen Geburt noch nicht erzählt iſt, gar erſt zwei Monate alt iſt. Da die Bahn nicht ganz bis Göttingen ging, wurde der Hausrath gleich in Heidelberg auf Frachtwagen geladen und vom Fuhrmann nach Göttingen übergeführt. Henle ſelbſt fuhr mit den Seinen erſt nach Weimar, um die Familie Schöll zu beſuchen und wandte ſich Anfang October der Georgia Auguſta zu. In Caſſel muſste die Bahn verlaſſen und ein Hauderer beſtiegen werden, der ſie bis zum Nachmittag nach Göttingen brachte. Schon dieſe Fahrt über das wirklich reizend gelegene Hannoverſch-Münden und durch die prachtvollen Laubwälder des Fulda- und Leinethals muſste einnehmen, und auch die Stadt erſchien den Ankömmlingen freundlich und lange nicht ſo jämmerlich, wie ſie ihnen geſchildert worden war. Auch die Wohnung im Hauſe der Dieterich'ſchen Buchhandlung an der Buchſtraſse war trotz mancher Unbequemlichkeiten doch ausreichend und ſauber in Stand geſetzt. Auch in Bezug auf die Verſorgung des Haushaltes wurden die ziemlich niedrig geſpannten Erwartungen in gewiſſer Weiſe übertroffen. »Wir haben uns in Wurſt, Rindfleiſch, Brod, Milch, Gänſen, Rebhühnern und Krammetsvögeln weſentlich

verbeſſert, in jeder Art von Getränken und ſogar, wie mich Kenner verſichern, im Waſſer dagegen verſchlechtert.« Wenn man freilich ein eleganteres Kleidungsſtück oder Damenputz von beſſerer Qualität haben wollte, ſo muſste man ſich nach Caſſel oder Braunſchweig wenden. Das Ehepaar hatte auf all' dieſe Dinge ein gar ſcharfes Auge, da ihm doch bange war, wie es mit den Bequemlichkeiten des Lebens ſtehen würde. War auch Heidelberg bekanntlich keineswegs eine Groſsſtadt, ſo machte es doch immerhin einen groſsſtädtiſcheren Eindruck, als man dies von der ſtillen und abgelegenen Georgia Auguſta erwarten durfte. »Bei aller Gelehrſamkeit fehlt es in den Straſsen nicht an Ländlichkeit, des Morgens geht der Hirt mit einem Horn durch die Stadt und dann kommen aus allen Häuſern Kühe herausſpaziert, um auf der Maſch zu weiden und Nachmittags gehen ſie ganz gemüthlich wieder heim.« Behagte es der gehörnten, breitgeſtirnten Schaar einmal, den Bürgerſteig zum Nachhauſewege zu benutzen, ſo muſste der gelehrteſte Profeſſor, wenn er würdig hinſchreitend über die höchſten Probleme der Wiſſenſchaft nachſann, als der Geſcheidtere nachgeben und in eine offene Hausthür oder wenigſtens auf eine der zahlreichen Steintreppen retiriren, welche allenthalben zu dieſen Hausthüren emporführten.

Wie Henle ſelbſt ſeine neue Heimath anſah, darüber berichtet er ſeinem Freund Pfeufer, nachdem er ein paar Wochen Zeit gehabt hatte, ſich etwas einzuleben: »Ich befinde mich in der reinlichſten und reichlichſten anatomiſchen Profeſſur, die man ſich denken kann; ich möchte, nach dem Schulausdruck

der allgemeinen Pathologie ſagen, umgeben von allen integrirenden Reizen, deren ein Menſch und Profeſſor zum Leben bedarf; es fehlt nur an den alterirenden und excitirenden. Wir haben Zeit, Geld, andächtige Zuhörer und vollſtändige Lehrapparate; die Collegen ſind lauter aufgeſchlagene Encyklopädien, ſie ſind alle ſo tugendhaft und fleiſsig, wie ich hier zu werden hoffe, weil man zu nichts Anderem Gelegenheit hat. Die Stadt iſt Wohnung für ſo viel hundert Studenten nebſt deren Lehrern, ſie enthält die nöthigen Stiefelputzer, Schneider, Schuſter, Speiſewirthe etc., um die Univerſität zu bedienen und einen Bürgermeiſter und vier Gensdarmen, um dieſe Bürger zu regieren. Allemal mit dem Stundenſchlag, wenn eine Vorleſung aus iſt, wird es etwas lebendig auf den Straſsen, um zwölf Uhr wird es geräuſchvoll, weil zu den heim eilenden Männern noch Schaaren von Mägden mit Menagen in Körben kommen, einmal obenauf Preiſselbeeren, den anderen Tag gekochte Pflaumen. Wagen hört man fahren, wenn ein Ball gegeben oder ein Profeſſor begraben wird. Um vier Uhr ſtürzt Alles auf den Wall und läuft, je nach der mehr oder minder vollſtändigen Blindheit der Hämorrhoiden ein- bis zweimal um die Stadt herum. Einen Studenten, der Violine ſpielt, habe ich bereits gefunden; da wir aber ein Trio machen wollten, und ich eine C-Saite für mein Violoncell ſuchte, erfuhr ich, daſs die Handlung den Artikel hatte ausgehen laſſen, da er ſeit zwei Jahren nicht mehr verlangt worden war. Sie wollte mir aber eine Saite ſpinnen laſſen. Als die Saite geſponnen war, muſste ich das Loch im Zapfen meines Inſtrumentes weiter bohren laſſen, weil die Saite nicht hindurchging. —

Im öffentlichen und ſocialen Leben iſt Vieles, was das Land ſeinem ehemaligen Anſchluſs an England verdankt. Bürgerliche Freiheit iſt hier mehr, als in irgend einem deutſchen Lande; Verbote von Hüten, Büchern, Verſammlungen u. dergl. wären hier ganz ebenſo unmöglich, wie in England. Man weifs weder von der religiöſen, noch von der politiſchen Geſinnung ſeiner Nachbaren. Aber neben dieſer Unabhängigkeit in allen weſentlichen Dingen findet ſich die engliſche Gleichförmigkeit in den unweſentlichen; die unabänderlichen Bratentoaſte bei Diners und eine Stabilität in Speiſen und Getränken, die bei aller Freundlichkeit der Wirthe und harmloſen Heiterkeit der Gäſte, Leute von Deinem empfindlichen Geſchmack zur Verzweiflung bringen würden. Jeden Sonntag treffen wir denſelben Lohnbedienten, der uns vorausſagt, wo wir den nächſten Sonntag »mit einander« ſpeiſen werden und überall die Werke derſelben Kochfrau.«

Die mancherlei kleinen Entbehrungen, welche die kleine Stadt auferlegte, wurden wett gemacht durch die groſse Liebenswürdigkeit, mit welcher ſich die Collegen der Neuangekommenen annahmen. Am eifrigſten war natürlich Wagner, der nicht allein durch ſeine Bemühungen, Henle zu gewinnen, ſondern auch durch ſeine Stellung zur Anatomie ein gewiſſes Anrecht darauf hatte, Henle einzuführen. Dieſer ſchreibt: »Zu Wagner komme ich in eine Stellung, welche an Schwierigkeit dem Verhältniſs zu Tiedemann nichts nachgiebt und nur dadurch minder gefährlich iſt, weil Wagner ein feiner und im Grunde wohlwollender Mann iſt. Aber es iſt viel verlangt, daſs er zuſehen

ſoll, wie Jemand ihn bei lebendigem Leibe beerbt.« Das Verhältniſs der beiden Gelehrten blieb dauernd ein gutes. »Auſser ihm«, ſo wird an Pfeufer berichtet, »nehmen ſich Siebold's, Baum's und Fuchs' unſerer am meiſten an und den lebhafteſten Zug fühle ich zu Fuchs, vielleicht ſchon wegen der freundlichen Erinnerungen, die mir ſein zweifelhaftes hartes b[1]) weckt, aber auch wegen ſeiner gutmüthigen, zuthunlichen und beſcheidenen Art, der man nichts von dem preciöſen Syſtem der Hautkrankheiten anmerkt.«

»Unter den Juriſten und Philologen«, ſo heiſst es ein andermal, »ſind einige gute Elemente, mit welchen ich einen bereits vorräthigen, aber ſehr in Verfall gerathenen Muſeums-Dienstag-Abend wieder ſo weit auszubilden hoffe, daſs er einigen Erſatz für die Heidelberger Samstage liefern ſoll, vorausgeſetzt, daſs ſich nicht eine zu mächtige Oppoſition von Seiten der Frauen und Jungfrauen erhebt, die überall dabei zu ſein gewöhnt ſind und von welchen ſich hier eine reiche Auswahl findet.«

Mit der gröſsten Spannung ſah natürlich unſer Gelehrter der erſten Vorleſung entgegen, und er erzählt Pfeufer: »Ein paar Wochen gingen mit Einrichten, mit unendlichen Beſuchen und mit Orientiren in der Sammlung hin, indeſs die Spannung und allmälig auch die Verſtimmung wuchs, da der Anſchlag längſt am ſchwarzen Brett hing, der Tag des Anfangs bevorſtand, die Studenten aber ausblieben. Freilich hatte man mich verſichert, daſs hier die Anmeldungen

---

[1]) Deſſen Ausſprache machte auch Pfeufer, einem geborenen Bamberger, Schwierigkeiten.

nicht leicht vor dem Anfang und zum grofsen Theil ſehr ſpät erfolgten. Wirklich begann ich am vorigen Donnerstag mit der Dir bekannten melancholiſch-bebenden Stimme die ſpecielle Anatomie vor einem Auditorium, das nach verſchiedenen Schätzungen, die Tyroler Maurer mitgerechnet, auf hundertdreifsig bis hundertfünfzig angegeben wird. Dies erklärt ſich nun daraus, dafs die hiefigen Mediciner gewohnt ſind, ſo lange ſie leben, im Winter Anatomie zu hören, das zweite Mal um die Hälfte und von da an umſonſt, doch ſoll auch die Zahl der Anfänger gegen früher zugenommen haben und wird auf vierzig bis fünfzig veranſchlagt.« Nun erſt war auch das letzte Bedenken gehoben und man hätte daran denken können, ſich definitiv einzugewöhnen; allein die Münchener Stelle war noch immer nicht beſetzt und Pfeufer arbeitete nun, wo er ſelbſt ſein Amt dort angetreten hatte, rüſtig für den Freund. Henle zögerte deshalb auch noch, ſich ſeine Wohnungsverhältniſſe ganz nach Wunſch und Behaglichkeit zu geſtalten und wer ſelbſt eine ſolche Zeit des Hangens und Bangens durchgemacht hat, der weifs, dafs man während derſelben keine Luſt hat, feſteren Anhalt unter den umgebenden Collegen zu ſuchen. Noch vor Ablauf des Winterſemeſters drang das Gerücht von ſchwebenden Verhandlungen zu den Ohren des Miniſteriums in Hannover und veranlafste dasſelbe, dem ſchon jetzt ſehr hochgeſchätzten Gelehrten ſogleich eine Zulage von vierhundert Thalern zu geben. Dieſe Coulanz machte allem Ueberlegen ein Ende, und als nun erſt Biſchoff, mit welchem ja Henle ſeit langen Jahren nahe befreundet war, den Ruf nach München erhalten hatte, da konnte er ſich als ganz

an Göttingen gefeſſelt betrachten und durfte auch die Frage um ſo befriedigter gelöſt ſehen, als er ja ſeinem Freunde den Erfolg in der bayriſchen Hauptſtadt von Herzen gönnte.

Den Abſchluſs der Acclimatiſationsthätigkeit bildete die perſönliche Vorſtellung beim König Georg, welcher ihn in der kleinen Sommerreſidenz in Rotenkirchen empfing. Henle ſchreibt über ſeine merkwürdige und zugleich komiſche Situation bei derſelben, aus welcher er ſich mit groſsem Geſchick herauszuwinden verſtand, an Pfeufer:

»Seit ich wieder zurückgekehrt bin, hatte ich die Ehre, bei Sr. Majeſtät in Rotenkirchen zu Mittag zu ſpeiſen. Dies wäre nun nicht merkwürdig genug, um Dir geſchrieben zu werden, aber daſs ich dieſe Ehre meiner Religioſität verdanke, wird Dir vielleicht ſpaſshaft erſcheinen. Der König empfing mich mit den Worten, daſs es ihm Bedürfniſs geweſen ſei, mir ſelbſt zu ſagen, wie ſehr er ſich zu der Acquiſition eines Mannes Glück wünſche, der den Ruf eines Gelehrten mit einer ſtreng chriſtlichen Geſinnung verbinde. Der arme getäuſchte Mann hatte auf ſeiner Durchreiſe in Heidelberg einen Beſuch von dem ebenfalls durchreiſenden Collegen Wagner erhalten, hatte wahrſcheinlich mit dieſem höchſt ſpecifiſche Geſpräche geführt, dann, weil die Sache in Heidelberg vor ſich gegangen war, die Erinnerung wahrſcheinlich an mich angeknüpft und ſo ſtand ich ihm nun als Bruder in Chriſto gegenüber, im Talar, mit weiſser Halsbinde, in welcher Du mich einmal, in Deiner freundſchaftlichen Eingenommenheit für mein Exterieur, einem Kalbskopf en tortue verglichen haſt und mit einem

Geſicht, das ſich um ſo ſonderbarer ausgenommen haben muſs, da dem blinden König gegenüber die Bemühung, es in die richtigen Falten zu legen, ganz irrationell war und die ganze Arbeit eigentlich nur um Gotteswillen geſchah. Ich brachte es nicht übers Herz, dem König ſeine Freude zu verderben, da er mich ja doch nicht wieder los werden kann; ich durfte ihm, als er über die Deiſten zu räſonniren begann, ohne zu heucheln, die Verſicherung geben, daſs ich auch nie viel auf Deismus gehalten hätte, und da er die Ueberzeugung ausſprach, daſs auch der Profeſſor der Anatomie in ſeinen Vorleſungen zur Verbreitung chriſtlicher Geſinnung wirken könne, machte ich ihn ganz glücklich, indem ich ihm bemerkte, ich hätte meine Zuhörer ſtets auf die Lücken menſchlicher Einſicht, ſelbſt in den handgreiflichſten Dingen, aufmerkſam gemacht. Wenn ich mir nun damit etwa den Guelfenorden an den Hals oder vielmehr an das Knopfloch geredet habe, ſo kannſt Du glauben, daſs ich ihn mit Erröthen anlegen werde. Se. Majeſtät benutzte ſodann die Gelegenheit, um ſich über den Nutzen des menſchlichen Blinddarms aufklären zu laſſen und wir waren in dieſer merkwürdigen Privataudienz gerade bis zu den Eingeweidewürmern gekommen, als der Hofmarſchall meldete, daſs die Suppe aufgetragen ſei.«

Endlich nahm das Leben definitiv ſein Werktagsgeſicht an und nun war auch die Zeit gekommen, wo die Familie den Wunſch hegen muſste, eine beſſere Wohnung zu beziehen. Wenn auch die Beſitzerin des Dieterich'ſchen Hauſes für ihre Miether Alles hatte zurecht machen laſſen, ſo konnte ſie den alten Fach-

werkbau mit ſeinen ſchiefen Fuſsböden doch nicht in ein neues Haus umwandeln. Wie groſs dieſe Schiefheit war, dies illuſtrirt am beſten folgendes Vorkommniſs: An einem kalten Winterabend verſchüttete das Dienſtmädchen beim Hinſetzen der Waſſerflaſche etwas Waſſer auf der Platte des Waſchtiſches; daſſelbe fror ſogleich und hielt die Flaſche feſt. Als ſich aber im Laufe der Nacht die Temperatur etwas erhöhte, thaute die Flaſche los und fuhr nun auf der glatten geneigten Eisbahn vom Tiſch auf den Boden herab, wo ſie natürlich mit Gekrach zerſprang, dadurch den argloſen Schläfern keinen geringen Schrecken einjagend. Im Sommer 1853 kaufte ſich Henle ein Haus, wodurch er, wie damals die Verhältniſſe lagen, urbi et orbi verkündete, daſs er nunmehr geſonnen ſei, ſein Leben ganz der Georgia Auguſta zu weihen und in ihr zu beſchlieſsen. Das Haus war früher das Privathoſpital von Langenbeck geweſen und dann von ihm ſeinem Sohne zur Wohnung eingerichtet worden; derſelbe war nun nach Hannover verzogen. Es lag am Wall, der um die ganze Stadt herumführenden, von prächtigen Linden beſchatteten Promenade, ganz nahe der Anatomie und hatte einen groſsen, ſchönen Garten mit alten Bäumen. Als erſt einige bauliche Veränderungen vorgenommen waren, wodurch aus dem ehemaligen Operationsſaal ein vorzüglich ſchönes und helles Treppenhaus geſchaffen und im Ganzen vierzehn Wohnzimmer gewonnen wurden, konnte er ſeine Familie in der allerbehaglichſten Weiſe unterbringen und er ſchreibt auch nach einiger Zeit an ſeine Schweſter:

»Welch' eine Fülle von kleinen Lebensverſchöne-

rungen in dem Beſitz eines eigenen Hauſes und ſelbſtgepflegten Gartens liegt, das hätte ich mir niemals träumen laſſen und bin ganz erſtaunt, wie bald ich von meiner früheren Freiheitsliebe bekehrt und in dieſe Proprietaires-Haut hineingewachſen bin, die freilich noch etwas knapp ſitzt und bei manchen Bewegungen ſpannt.«

Durch Sparſamkeit wurde ſie immer weiter und als erſt nach einer Reihe von Jahren die letzten Hypotheken getilgt waren, da ſaſs ſie ganz bequem. Die Einrichtung war ſo getroffen, daſs ſowohl im oberen Stock, wie auch im Parterre Wohnzimmer waren. In der warmen Jahreszeit wurden die unteren Räume benutzt, von welchen aus eine Glasthüre in den Garten hinausführte, im Winter wurden die oberen Zimmer bewohnt, deren Fenſter ebenfalls nach dem Garten zu gingen und zwiſchen den entlaubten Bäumen hindurch den Blick auf den ſtets von Spaziergängern belebten Wall gewährten.

Viele vergnügte Stunden bei Muſik und anregender Unterhaltung, viele Tage ſtillen Familienglückes ſollte unſer Gelehrter in dieſen Räumen genieſsen, viel eifrige und erfolgreiche Arbeit ſollte in ihnen geleiſtet werden; denn das Schickſal lieſs endlich davon ab, ihm zuzuſetzen und gönnte ihm von nun an den ſo erwünſchten und wohlverdienten Frieden.

»Die groſse Univerſität in der kleinen Stadt«, wie Göttingen einmal von einem enthuſiaſtiſchen Verehrer genannt wurde, beſitzt von jeher eine ſo ausgeprägte Phyſiognomie, daſs es ſchwer iſt, ihr gleichmüthig gegenüber zu ſtehen, der Eine wird ſie lieben, der Andere haſſen. In jener Zeit, in welcher Henle

dort eintrat, war noch gar Vieles anders wie heute. Das kleine Städtchen, ohne Eiſenbahn, ziemlich weit abgelegen von den nächſten Centren des gröſseren Verkehrs, war ein Landſtädtchen ſtrengſter Obſervanz. Induſtrielle Unternehmungen waren faſt nur dem Namen nach bekannt und die Bürger, welche keine Profeſſion trieben, waren Ackerbürger. Daſs die Kühe auf der Straſse ſpazieren gingen, wurde ſchon erzählt, auch die Schafheerden ſah man durch die Straſsen wandeln, wo ſie wenigſtens etwas zur Vertilgung des reichlich zwiſchen den Pflaſterſteinen hervorwuchernden Graſes beitragen konnten und beſonders war die Schweinezucht in ſchwungvollſtem Betriebe. Kaum ein Haus war vorhanden, in deſſen kleinem Hof der Schweineſtall fehlte, deſſen Bewohner dafür ſorgten, daſs die Luft in den vielfach nach jenem Hof hinausſehenden Schlafzimmern keine allzu gute wurde. Die Berühmtheit der Göttinger Mettwurſt muſste mit vielem Ungemach erkauft werden. War aber einmal ein Schlachtefeſt, dann vergaſs auch Groſs und Klein die Sünden des lebenden Schweines über den Tugenden des todten und auch die Profeſſoren ſchloſſen ſich von der allgemeinen Sitte des Einſchlachtens nicht aus. Je nach der Gröſse des Haushaltes wurde ein ganzes oder ein halbes Schwein erſtanden und nun in der Wohnung ſelbſt Schinken und Wurſt gemacht und als Wintervorrath aufbewahrt.

Kein Wunder, daſs bei einem Leben, welches völlig dem Landleben glich und in einer Stadt, in welcher die Univerſität durch einen himmelweiten Abſtand von den übrigen Bewohnern getrennt war, wo man ſo zu ſagen, das ganze Jahr im Schlafrock

leben konnte, und über deren Dächern Pfeufer bei einem Befuch einmal, wie er gern erzählte, eine weiche Schlafmütze fchweben fah, dafs da die Originale zu Dutzenden emporwuchfen. Wer ganz für fich leben und feine Ecken und Kanten verfchärfen wollte, für den gab es kein Hindernifs; ja, man kann vielleicht fagen, es war fchwierig, foviel Friction zu finden, um diefe Ecken auch nur nothdürftig abzufchleifen.

Henle, der mit vollem Behagen alles Gute und Schöne auf fich einwirken liefs, welcher an ftürmifche Zeiten gewöhnt war, brauchte trotz feiner Befriedigung über die neue Stellung doch Zeit, um fich an die halb klöfterliche Stille zu gewöhnen. Bei den erwähnten Münchener Verhandlungen fchreibt er an feinen Freund:

»— Und gemüthliche Intereffen mufs ich es doch nennen, dafs ich meine Kräfte lieber im Verein mit Dir zum Emporbringen Münchens verwenden möchte, als in hiefiger Abgefchiedenheit zur Erhaltung einer Univerfität, die doch noch immer mit Melancholie auf die alten guten Zeiten zurückblickt, und dafs ich mich aus der ländlichen, oder, was fchlimmer ift, aus der Schreibftubenftille Göttingens nach der Heiterkeit des Südens und dem bewegten Leben einer grofsen Stadt fehne, mehr noch für meine Frau und meine heranwachfende Nachkommenfchaft, als für mich felbft, der ich doch wenigftens an fchönen Erinnerungen zu zehren habe.«

Die Anwandlungen von Unzufriedenheit und Sehnfucht nach gröfseren Verhältniffen wiederholten fich immer dann, wenn er bei Pfeufer in München gewefen war und deffen Leben inmitten der grofsftädti-

ſchen Geſelligkeit und der Münchener Kunſtgenüſſe geſehen hatte. Er brauchte jedesmal einige Tage, um wieder an ſeinem kleinbürgerlichen Leben Geſchmack zu finden. War er aber erſt wieder an ſeiner Arbeit, an welcher ſeine ganze Seele hing und zeigten ihm die andächtigen Geſichter ſeiner Zuhörer, wie groſs ſein Erfolg als akademiſcher Lehrer war, dann hatte er keine Zeit mehr, an das Erlebte und Genoſſene zurückzudenken und ſeine Zufriedenheit war eine vollkommene. Das Behagen an ſeiner Stellung wurde ihm noch erhöht durch das Bewuſstſein, daſs Göttingen das verhätſchelte Kind des Miniſteriums war; der Miniſter beſuchte häufig die Univerſität und deren Anſtalten, ſah ſelbſt zum Rechten und nahm die Wünſche der Betheiligten entgegen. Daſs er nicht zu viel verſprach, war Henle nur ſympathiſch, um ſo eher durfte er auf die Erfüllung des Verſprochenen rechnen. Nicht zum wenigſten war er endlich davon befriedigt, daſs ſein Einfluſs täglich wuchs. Schon nach kaum einjährigem Aufenthalt durfte er ſagen, daſs ſicher kein Fach, das ihn berührte, gegen ſeine Meinung beſetzt werden würde. Es hing dies zuſammen mit der eigenthümlichen Art der Neuberufungen an der Univerſität. Die Facultäten wurden nicht, wie es ſonſt allgemein Sitte iſt, aufgefordert, Vorſchläge zu machen, ſondern das Miniſterium behielt ſich vollkommen freie Hand vor und die Uneingeweihten wurden ganz plötzlich durch die Nachricht von der erfolgten Ernennung überraſcht. Das Miniſterium hatte aber ſeine Vertrauensmänner, welche Candidaten aufſtellten, ausführliche Gutachten abgaben und ſo die Berufungen machten. Wenn man weiſs, wie zufällig

und unerwartet oft Majoritätsbeſchlüſſe von Corporationen zu Stande kommen und wie das Reſultat der Berathungen ſo manchmal nach dem Sinne keines einzigen der Beiſitzer iſt, ſo kann man den hannoverſchen Modus, ſo ungewöhnlich er auch ſein mag, nicht ſo übel finden. Es kam eben Alles darauf an, daſs der Miniſter ſich an den richtigen Rathgeber wendete. Da er nun mit den Perſönlichkeiten durchaus bekannt war, ſo war ihm dies ſo ſchwer nicht, und der Erfolg zeigte lange Jahrzehnte hindurch, daſs Göttingen bei dieſer Art der Ausfüllung entſtandener Lücken ſehr gut fuhr. In der mediciniſchen Facultät waren damals die Vertrauensmänner Baum, Henle und Wagner, und ſie verdankt ihnen die Berufung von Haſſe, Schwartz und Meiſsner.

In geſellſchaftlicher Beziehung wurde der Kreis, der ſich gleich zu Anfang um Henle bemüht hatte, kaum verändert oder erweitert. Die Mitglieder der mediciniſchen Facultät bildeten ſeinen Verkehr, Wagner, Baum, Fuchs, Griſebach, Wöhler, Siebold. Der alte Conradi konnte nicht mehr in Frage kommen und Marx, ein Original erſten Ranges und zwar lächerlicher Art, ſtand ebenfalls abſeits von den Anderen. Den nächſten Verkehr bildeten bald Baum und Fuchs. Siebold, ebenfalls ein höchſt amüſantes Original, war Henle ſeines Geiſtes, ſeiner Lebhaftigkeit und ſeiner muſikaliſchen Begabung wegen ein ſehr angenehmer College. Er war Sänger, ſpielte aber mit beſonderer Virtuoſität die Pauke und die Trommel. In Concerten, wo es darauf ankam, einen beſonders guten Paukenſchläger zu haben, ſah man ſtets den berühmten Gynäkologen die Schlägel ſchwingen, und Henle ver-

ſicherte, daſs man auf den erſten Ton hätte hören können, ob Siebold oder der gewöhnliche Pauker in Thätigkeit war.

Neben den Medicinern kam noch der Hiſtoriker Waitz, der Mathematiker Stern und der Handelsrechtslehrer Thöl in Betracht, welch' Letzterer ſich mit Henle in den Erwerb des groſsen Langenbeck'ſchen Grundſtückes getheilt hatte. Der Dienstagabend im Muſeum, welchen Henle neu zu beleben vorhatte, wurde ſogleich aufgegeben; für eine zwangloſe Geſelligkeit der Herren unter ſich beim Glaſe Bier war damals Göttingens niederſächſiſch ſteifer Ton noch nicht reif. Der 1855 erfolgte Tod von Fuchs berührte unſeren Gelehrten ſehr ſchmerzlich, da er recht an ihm gehangen hatte; da ein lebhafter Verſuch, Pfeufer an ſeiner Stelle nach Göttingen zu ziehen, an deſſen mittlerweile immer glänzender gewordenen Stellung ſcheiterte, ſo war ihm der Verluſt doppelt empfindlich. Mit beſonderer Freude begrüſste er deshalb die im Jahre darauf erfolgte Berufung Sauppe's. Die alte, ſchon in Zürich unter den Collegen beſtandene Freundſchaft war nicht erkaltet, da ſich beide Gelehrte auch in der Zwiſchenzeit oft geſehen hatten. Sauppe hatte die Direction des Gymnaſiums in Weimar übernommen, war dort mit der Familie Schöll in nahe Freundſchaft getreten und wurde deshalb jetzt von Henle und den Seinen mit offenen Armen aufgenommen. Die beiden Familien ſchloſſen ſich auf das Innigſte an einander an und der Verkehr erſetzte Henle Vieles, was er bei ſeiner Ueberſiedelung nach Göttingen verloren hatte.

Ende 1856 wurde unſer Gelehrter durch den Ver-

luſt ſeines Vaters in Trauer verſetzt. Derſelbe hatte nach wie vor in Coblenz gelebt und war durch ſeine Gutmüthigkeit und ſein geringes Geſchick in Geldgeſchäften nach und nach um ſein ganzes Vermögen gekommen, ſo daſs ſeine Kinder bald hier bald da helfend und unterſtützend eingreifen muſsten. Endlich war es gelungen, alle Geſchäfte abzuwickeln, ihn zu veranlaſſen, ſeinen Wohnſitz in Coblenz aufzugeben und zu ſeinem Sohne nach Göttingen überzuſiedeln. Der Brief, welcher die letzten Schwierigkeiten wegräumte, lag auf dem gedeckten Tiſch neben ſeinem Teller. Er kam munter und vergnügt zu Hauſe, und eilte ins Nebenzimmer, um raſch ſeinen Rock zu wechſeln, ehe er bei der Suppe die Lectüre des erſehnten Briefes begann. Er erſchien nicht wieder und als das Dienſtmädchen nach ihm ſah, lag er vom Schlage gerührt, vorn übergeſunken, entſeelt auf dem Bette. Es war ihm ein Tod beſchieden, ganz wie ihn der Mann ohne Falſch, nur darauf bedacht, das Glück der Seinen zu fördern und ſich an ihm zu freuen, verdiente. Der Sohn eilte nach Coblenz, um dem geliebten Vater das letzte Geleit zu geben. Auf der Rückfahrt entging er wie durch ein Wunder einem ernſten Unfall. Er war der einzige Paſſagier im letzten Wagen des Zuges; ſein Wagen entgleiſte, riſs ſich los und rollte die Böſchung des Bahndammes hinab. Als er ſich ſoweit gefaſst hatte, um das Herausklettern aus dem umgeſtürzten Wagen bewerkſtelligen zu können, bemerkte er zu ſeiner Beruhigung, daſs er auſser einer Beule an der Stirn keine weitere Verletzung davongetragen hatte.

Das ruhige, bequeme und ſorgloſe Stillleben,

welches nun der eifrig mit ſeinen Vorleſungen und literariſchen Arbeiten beſchäftigte Gelehrte im Kreiſe ſeiner Familie führte, ſollte noch einmal einen argen Stoſs erleiden. Im Frühling 1858 ſtarb ſein verehrter Lehrer und Freund Johannes Müller eines verhältniſsmäſsig frühen und ganz unerwarteten Todes. Die Nachricht erſchütterte Henle tief und es trat der Schatz von Jugenderinnerungen, welche ſie gemeinſam beſaſsen, wieder auf das Lebhafteſte vor ſeine Seele. In die Trauer um den Geſchiedenen miſchte ſich aber bald die Spannung, welche durch Berichte Berliner Freunde über die Pläne des Miniſteriums angeregt wurden. Schon einige Jahre vorher war Henle bei einem Ferienbeſuch in Berlin auſserordentlich gefeiert worden, es waren ihm zu Ehren von ſeinen Freunden Diners und andere Feſte gegeben worden, bei welchen ſich zuſammenfand, was Berlin an Notabilitäten beſaſs, welche mit Henle in irgend einen ſocialen oder wiſſenſchaftlichen Zuſammenhang zu bringen waren. Jetzt, wo er auf der Sonnenhöhe wiſſenſchaftlicher Gröſse und Berühmtheit ſtand, zog er anders wieder ein, als er damals ausgegangen war, vom Miniſterium ohne Sang und Klang entlaſſen. Nur natürlich, daſs man jetzt den Wunſch hatte, den erfolgreichen Schüler zum Nachfolger des groſsen Meiſters zu machen. Auch Freund Pfeufer war in groſser Aufregung und er ſchreibt ſeinem Freund am 22. Juni 1858:

»Seit dem 30. v. Mts. ſtehen in den Zeitungen ſo poſitive Angaben über den erhaltenen Ruf und Deine Ablehnung, daſs ich ſehnlichſt wünſchte, den Stand der Dinge von Dir zu erfahren. Die erſten Artikel in der »Allgemeinen Zeitung«, in welchen X.

als Succeſſor legitimus Müller's genannt wurde, waren ohne Zweifel aus der —'ſchen Küche. Durch Löwig, der ſich hier einen Tag aufhielt, hörte ich aber bereits zu meinem Vergnügen, daſs die eigentlichen Leute Dich wollen. Daſs die Berliner Dich berufen, halte ich für eine Ehrenſache der Facultät; ob Du aber annehmen ſollteſt, dies iſt wahrſcheinlich gar nicht mehr zu erörtern. Ich zweifle gar nicht, daſs Du in Göttingen Dein Leben zufriedener beſchlieſsen wirſt, wie in Berlin. Aber um wie viel unbedeutender iſt dort jener Theil des Lebens, der nicht unmittelbar mit der Profeſſur zuſammenhängt. Ich kann Euch nicht helfen; wenn man mit den Gewohnheiten einer gröſseren Stadt zugleich die feinere Naſe ſich anerzogen hat, ſo bemerkt man an den Freunden, die in den kleinen Neſtern leben, ein gewiſſes — die Franzoſen nennen es je ne sais quoi, die Schwaben Geſchmäckle, welches ſich mit jedem Jahre vermehrt. Für einen Kerl von Deinem Geiſt iſt es ein- für allemal ſchade, wenn er an der Leine alt wird. Ich weiſs ſehr wohl, daſs Du, ſo ſchlagfertig Du im Geiſte und mit der Feder biſt, durch perſönliche Reibungen viel mehr afficirt wirſt, als billig, aber die würden am Ende ſo ſchlimm nicht ſein, denn in einer groſsen Stadt ſtöſst man, ſelbſt wenn man zu derſelben Facultät gehört, doch nur wenig auf einander. Jedenfalls ſollte ein Ruf nach Berlin zu etwas Beſſerem dienen, als das Knopfloch zu verbrämen. Das iſt ſicher, Du gehörſt nach Berlin. Alſo gieb bald Rede und Rechenſchaft.«

Henle zögerte nicht, ſeinem intimſten Freunde die verlangte Rechenſchaft zu geben. Er ſchreibt ihm:

»Liebſter Freund! Es iſt wahr, ich habe einen Berliner Ruf erhalten, ſo brillant wie möglich, rein für Anatomie, mit einer neu zu bauenden Anatomie und einem Profector meiner Wahl, mit einem Sitz in der Facultät und Staatsexamen, einem Einkommen von ſechs- bis ſiebentauſend Thalern, und ich habe ihn abgelehnt. Nicht ohne ſchwere, innere Kämpfe; aber wie ſolid gearbeitet mein endlicher Entſchluſs war, das gab mir Dein Brief zu erproben Gelegenheit, der, ſo hoch mir Deine Autorität in praktiſchen Dingen immer geſtanden hat, diesmal trotz ſeines Tadels meine Ruhe nicht zu erſchüttern vermochte.

Wie gern hätte ich mir bei meinen alten unparteiiſchen Freunden Rath geholt! Ich war ganz auf mich angewieſen, denn ſelbſt meine Frau verrieth mit Willen nicht, wohin es ſie zog und der Berliner Geheimrath, der mir mit dem Ruf wie eine Bombe ins Haus platzte, wollte anfangs die Antwort am anderen Morgen bei mir holen und liefs ſich nur durch das Verſprechen zur Abreiſe bewegen, daſs ich ihm die Antwort innerhalb achtundvierzig Stunden nachſenden würde. Du hätteſt vielleicht ſchon nicht zugegeben, daſs ich mich auf eine ſolche Hetze einlaſſe. Ich hatte aber einen Widerwillen, den Preuſsen mehr Zeit zu koſten, weil es mir doch vom erſten Augenblick an unwahrſcheinlich war, daſs ihre Bemühungen an mir Erfolg haben würden. Ich hänge an Göttingen; ich habe mich vom erſten Augenblicke an hier wohl befunden; jede Veränderung, die ſeitdem eingetreten iſt, hat dazu gedient, meine Lage behaglicher zu machen; ich kann feſt darauf rechnen, daſs es auch in Zukunft ſo ſein wird, und daſs ich in jeder Univerſitäts-

angelegenheit, die mich intereſſirt, ein entſcheidendes Wort mitreden werde, ohne daſs ich dafür etwas Anderes zu leiſten hätte, als was zu den Obliegenheiten meines Berufes gehört. Ich hatte nicht den leiſeſten Wunſch, mich zu verändern; ich habe Müller's Stelle ohne den geringſten Neid betrachtet (wohl aber hat er oft meine Stellung eine beneidenswerthe genannt) — warum ſollte nun der Zufall ſeines frühen Todes mir Veranlaſſung werden, zu ſehen, ob ich es nicht noch beſſer haben könnte, als ich's habe. Die groſse Stadt und ihre mannigfachen Berührungen haben für mich nicht den Reiz, wie für Dich; es iſt vielleicht ſchon eine Folge kleinſtädtiſcher Verkommenheit, daſs mir das Gewühl unbekannter und geſpreizter Menſchen, das Wettlaufen nach irgend einem Kunſtereigniſs, deſſen Genuſs nur wenigen Bevorzugten zu Theil wird, und der Enthuſiasmus darüber einen unangenehmen Eindruck macht und daſs ich an dem ruhigen Mechanismus, in welchem unſer Leben im Schatten unſerer eigenen Bäume mit ein paar alltäglichen Freunden ſich abſpinnt, mehr Behagen finde. Auſserdem darfſt Du Berlin nicht mit München, und Göttingen nicht mit jeder beliebigen kleinen Stadt vergleichen. Denn München hat neben den Annehmlichkeiten groſser Städte doch noch manche gemüthliche und landſchaftliche Elemente, die Berlin fehlen, und Göttingen iſt mehr ein Landſitz für eine Anzahl Profeſſoren und Studenten, als eine kleine Stadt. Machen wir uns das Geſchmäckle, von dem Du ſprichſt, allmälig zu eigen, ſo merken wir es einander nicht an und von unſeren groſsſtädtiſchen Freunden, mit denen uns leider nur ausnahmsweiſe dann und

wann ein paar Tage zu leben vergönnt iſt, müſſen wir hoffen, daſs ſie uns lieb genug haben, um uns auch ſo zu vertragen. Spürte ich noch etwas von dem Selbſtvertrauen in mir, mit dem ich im Jahre 1848 ins Parlament gegangen wäre, wenn mein Bein mir damals aufzutreten geſtattet hätte, ſo würde ich gemeint haben, Bürger des Staates werden zu müſſen, der ſchliefslich doch in deutſchen Angelegenheiten den Ausſchlag geben wird. Aber es iſt mir noch unvergeſſen, wie damals nicht mein Witz, ſondern nur mein Unglück mich gehindert hat, mich zu blamiren, und ſo finde ich es angemeſſen, einem Staate anzugehören, deſſen Thorheiten keinen Schaden anrichten und dem man ſeine reactionäre Bewegung nicht ſo übel nehmen kann, weil er für ſich nicht im Stande iſt, liberale Politik zu machen. Daſs ich meine Kinder phyſiſch kräftiger und geiſtig unblaſirter hier erhalten kann, als dies in Berlin der Fall geweſen ſein würde, halte ich auch für gewiſs.

So war die Reflexion über Gehen und Bleiben für mich eigentlich nur ein Kampf der Neigung mit der Pflicht. Ob es recht ſei, einer ſo anſehnlichen und einflufsreichen Stellung mit bedeutenden Hülfsmitteln ſich zu entziehen, einem Turnier, zu dem man in die Schranken gerufen wird, aus dem Wege zu gehen, darüber glaubte ich mich vor meinem Gewiſſen und vor den Freunden, deren Augen auf mich gerichtet ſind, rechtfertigen zu müſſen.

— — Wie vereinſamt hätte ich geſtanden! War es nicht charakteriſtiſch, daſs der Ankunft des Berliner Unterhändlers auch nicht ein leiſer Wink, nicht ein freundliches Wort des Zuredens aus dem Schooſse der

Facultät oder von anderen Freunden vorausgegangen war? Konnte es mir gleichgültig ſein, daſs, ſeit ich Berlin verlaſſen habe, von der Menge ärztlicher Societäten, die dort hervorſchieſsen, nicht ein Zeichen der Anerkennung an mich gelangt iſt, daſs die Berliner Akademie mich gefliſſentlich umgeht, daſs an mir das Unerhörte ſich ereignet und ſogar Al. v. Humboldt es unterlaſſen hat, mir auf zwei Zuſendungen und Briefe eines ſeiner bekannten Billets zugehen zu laſſen? Bin ich auch ſonſt nicht gewohnt, mir etwas einzubilden, ſo ſchien es mir doch diesmal klar, daſs ich mich durch mein Buch unvermeidlich gemacht haben müſſe, aber auch eben nur als der Unvermeidliche vorgeſchlagen und erwartet werde. In Betreff des ſiameſiſchen Mitzwillings, des Phyſiologen, wurden ſchöne Verſprechungen gemacht. Ich war, nach dem Vorgange der zoologiſchen Profeſſur, überzeugt, daſs man über den nächſten und wenigſtnehmenden nicht hinauskommen werde. Und Fr., der den Kohl fett machen ſoll, gehört auch zu denen, die mir nicht verzeihen, daſs ich nicht auf die Aerzte gewartet habe, um den pathologiſchen Stall auszufegen. Stellte ich mir den allerdings gröſseren Kreis der Zuhörer vor, ſo präſentirten ſich meiner Phantaſie die fünfzig Zuhörer der Pepinière. Sie wären im glücklichſten Falle einige Semeſter lang auf Commando für mich und dann einige Semeſter für Virchow begeiſtert geweſen. Der Berliner Profeſſor übt einen unbeſtrittenen Einfluſs auf die anatomiſchen Anſchauungen des ganzen preuſsiſchen Staates aus. Kein von mir entdecktes Löchlein oder Spitzchen wäre den Examinanden unbekannt geblieben. Ich konnte ſchon in Gedanken vernehmen, wie jähr-

lich hundert Judenkehlen ſich beeifern würden, meine techniſchen Ausdrücke »medianwärts, ſagittal u. dergl.« zu liſpeln und mir zum Ekel zu machen. Es iſt mir eine in dieſer Richtung bezeichnende Anekdote, von der ich nicht weifs, ob ich ſie Dir zu erzählen pflegte, dafs, als Rudolphi einmal ſich gegen das Diverticulum Vateri ausgeſprochen hatte, von da an kein Curſiſt verſäumte, zu ſagen, dafs: »Ductus choledochus und pancreatic. gemeinſchaftlich im Duodenum münden, jedoch ohne ein Diverticulum Vateri zu bilden.« Aber wer könnte ſich auf einen ſolchen Triumph etwas zu Gute thun! Und ob ich mir ſonſt ſchmeicheln durfte, einen Einfluſs auf den Gang der Studien in Preufsen zu gewinnen? Liebſter Freund, wir beide wiſſen, dafs es uns mit vereinten Kräften in jüngeren, muthvolleren Jahren mit der Bewältigung eines minder zähen Teiges nicht glücken wollte. Ein Mann von Müller's Gewicht hatte Noth genug und mufste mehr wie einmal den höchſten Trumpf einſetzen, um in ſeinem eigenen Gebiete unangefochten zu bleiben. Das iſt, wir haben es oft genug anerkannt, nicht mein Terrain, und ein fünfzigjähriger Menſch mufs ſich nicht einbilden, durch Verſetzung auf anderen Boden neue Eigenſchaften gewinnen zu können. Ich lebe mir ſelber am meiſten zu Gefallen und glaube mich Anderen am nützlichſten zu machen, wenn ich die Reſultate ſtillen Spintiſirens in möglichſt anſtändiger Form in die Welt befördere. Dieſer Leidenſchaft zu fröhnen, iſt kein Ort geeigneter, wie Göttingen. Ginge ich nach Berlin, ſo müſste ich meine Arbeiten vorerſt wegen des Umzuges und der mit der Gründung einer neuen Sammlung verbundenen Geſchäfte auf ein paar Jahre unterbrechen. Dann

fragte es ſich, ob mir zur Fortſetzung Humor und Zeit zu Gebote ſtehen würde. Wie ſchrecklich hat Müller oft unter der Laſt der Examina geſeufzt, die Jahr aus Jahr ein einen Abend der Woche in der Facultät und den Winter durch zwei Vor- und zwei Nachmittage wöchentlich für das Staatsexamen verſchlangen.

Verzeihe dieſe lange Expoſition. Aber da Du weder Göttingen noch Berlin in ſeiner modernen Verfaſſung kennſt, ſo lieſs ſich die Sache nicht kürzer machen. Mündlich hätte ich noch viel hinzuzufügen. Kämſt Du nur einmal, ſelber einen Blick in unſer Treiben zu thun! Du würdeſt nicht wünſchen, hier zu leben, aber Du würdeſt begreifen, warum Andere ſich gefeſſelt fühlen.«

Pfeufer antwortet: »Liebſter Freund! Herzlichen Dank für die Ausführlichkeit, mit der Du mir die Gründe Deiner Ablehnung des Berliner Rufes auseinandergeſetzt haſt. Du haſt auch wieder recht, wie überhaupt immer, wenn man Dir nur eine Stunde zum ruhigen Nachdenken läſst. Ich dachte zu ausſchlieſsend an den groſsen Vortheil, welchen das Studium der Medicin in Preuſsen von Deiner Thätigkeit in Berlin ziehen würde und vergaſs dabei, daſs Du auch in das fünfzigſte Jahr getreten biſt, wo man nicht neue Aufregungen und Kämpfe ſucht, ſondern darauf bedacht iſt, den noch beſchiedenen Reſt des Lebens in geiſtiger Ungenirtheit zu verarbeiten. Wir dürfen es ſonach als gewiſs anſehen, daſs Du in Göttingen und daſs ich in München bleiben. Den Berlinern iſt es jedenfalls geſund, zu erfahren, daſs ihre Rufe ablehnbar ſind.«

Warum ſich Henle ſo ſehr vor der Belaſtung durch die Examina fürchtete, iſt klar; er hat es auch ſelbſt häufig ausgeſprochen, daſs er fürchtete, die Zeit für Abfaſſung ſeines Handbuches der Anatomie einzubüſsen. In der That, ſieht man ſich unter der Zahl der Berliner Profeſſoren um, ſo muſs man ſagen, daſs mehr als einer für immer verſtummt iſt, oder doch nur kleine und wenig bedeutende Publicationen ans Licht gegeben hat, nachdem er in den Strudel der dortigen Amtsgeſchäfte eingetaucht war. Heute iſt es ja inſofern beſſer geworden, als Berlin nicht mehr allein die Aufgabe hat, alle Candidaten der ganzen Monarchie im Staatsexamen zu prüfen, da nunmehr jede mediciniſche Facultät dies Recht erlangte. Die bitteren Klagen über die Vernachläſſigung ſeitens der Berliner Kreiſe, in welchen ſich unſer Gelehrter ergeht, ſind nicht ganz gerecht, und wenn er nicht vor ſich ſelbſt das Gewicht der Gründe für ſein Bleiben hätte erhöhen wollen, wäre er gewiſs nicht auf die gar nicht in ſeinem Charakter liegende Auffaſſung gekommen. Hätte er im Uebrigen Neigung gehabt, zu gehen, dann würde bei ihm wahrſcheinlich die Erinnerung an die glänzende Aufnahme, welche er bei ſeinem früheren Beſuch in Berlin gefunden hatte, in den Vordergrund getreten ſein.

In Göttingen fand man ſein Bleiben eigentlich ſelbſtverſtändlich, denn in der groſsen Univerſität in kleiner Stadt, welche ſich ſelbſtgenügſam und vornehm gegen auſsen abſchloſs, galt es als Dogma, daſs ein Mann, welcher der Ehre gewürdigt war, in ihren Lehrkörper aufgenommen zu werden, gar nicht daran denken könne, wieder zu ſcheiden, da er den Gipfel irdiſchen Glückes und menſchlicher Ehre

erreicht habe. Doch aber herrſchte groſse Freude und Genugthuung über die Erhaltung des erſten Anatomen Deutſchlands, wie man Henle nach J. Müller's Tod ohne Weiteres nennen konnte, für die Univerſität. Die Studenten brachten ihrem Lehrer einen ſolennen Fackelzug; die Regierung beeilte ſich, dem Gelehrten durch eine freiwillig gewährte Gehaltszulage von fünfhundert Thalern eine kleine Entſchädigung für die gröſseren Einnahmen zu geben, welche ihn in Berlin erwartet hätten.

Nun, nachdem auch dieſer Sturm vorübergezogen war, floſs das Leben wieder in ruhiger Bahn und die ſtetige Arbeit wurde durch keine weitere Aufregung unterbrochen. Seine ganze freie Zeit war dem Handbuch gewidmet, an welchem er mit wahrhaft jugendlichem Eifer ſchrieb und ganz ſo, wie bei Abfaſſung der »Allgemeinen Anatomie« und der »Rationellen Pathologie« gab es Wochen und Monate, in welchen er ſich vollſtändig in ſeine Bücher vergrub. —

In der gröſseren Geſelligkeit war Henle ſeiner Unterhaltungsgabe, ſeiner vorzüglichen Tiſchreden und ſeines ſchlagfertigen Witzes wegen ein ſtets gern geſehener Gaſt, und wie ſehr man ſeine geſellſchaftlichen Talente ſchätzte, geht daraus hervor, daſs er lange Jahre hindurch Director des literariſchen Muſeums, der erſten Göttinger Club-Geſellſchaft war, und zwar gerade in der Zeit, in welcher ſie ſich in gröſster Blüthe befand. Auch im eigenen Hauſe verſtand er mit ſeiner Gemahlin eine äuſserſt angenehme und beliebte Geſelligkeit zu entfalten. Kaum war er in Göttingen angekommen, da verſammelte er um ſich eine Anzahl junger Leute, Studenten und Privatdocenten, welche

bei Theatervorſtellungen, Leſen mit vertheilten Rollen im Koſtüm und bei anderen Ueberraſchungen für ſeine Gäſte den Grundſtock bildeten, an welchen ſich dann entfernter Stehende ankryſtalliſirten. Eine Reihe von ihnen blieb in dauernder Beziehung zum Henle'ſchen Hauſe. Ich nenne nur den ſpäteren Legationsrath und Profeſſor Aegidi, A. Spieſs, nachher Arzt in ſeiner Vaterſtadt Frankfurt a./M., den leider ſehr früh verſtorbenen Phyſiologen Thiry, den nunmehrigen Freiburger Zoologen Weismann, und als beſonders treuen und anhänglichen Freund, den Mathematiker Dedekind, jetzt in Braunſchweig. Neben dieſen jungen Leuten vernachläſſigte Henle ſeine Collegen natürlich nicht und er gehörte einem Freitagsclub an, welcher eine Anzahl von Herren der Univerſität vereinigte, unter welchen ich nur den Philoſophen Lotze, den Hiſtoriker Waitz, den Juriſten Thöl, den Philologen Sauppe, den Phyſiker Liſting, den Botaniker Griſebach, den Phyſiologen Meiſsner hervorheben will. Es wurde erſt ein wiſſenſchaftlicher Vortrag gehalten und dann ein Braten gegeſſen. Angeregte Unterhaltung hielt die Freunde oft bis tief in die Nacht hinein zuſammen. Zu einem Leſekränzchen hatten ſich die Familien von Sauppe, Henle und Meiſsner zuſammengethan. Die Gattin des Letzteren, eine geborene von Kobell aus München zeichnete ſich durch beſondere Liebenswürdigkeit aus.

Nach ſeines Freundes Pfeufer's Anſicht war es der Mangel an ausgedehnterem geſelligen Verkehr, welcher Henle vor dem Stempel der Kleinſtädterei ſtets bewahrt hat, welcher es ihm nicht erlaubte, viel von dem Geſchmäckle anzunehmen, von dem Pfeufer einmal geſchrieben.

Nach dem Erzählten hat darin der Münchener Pathologe keinenfalls recht. Was Henle's Zuſammenhang mit der groſsen Welt aufrecht erhielt und immer wieder von Neuem vermittelte, dies war die Muſik. Schon ſeine Hausmuſik brachte eine groſse Anzahl von Leuten mit ihm und ſeiner Familie in Berührung. Allwöchentlich kam man an einem Abend bei einfachem Abendbrod im Henle'ſchen Muſikzimmer zuſammen und führte Trios und Quartette, Soloſtücke und Geſang vor. Bald waren es nur die Mitwirkenden, welche zugleich das Publicum bildeten, bald waren auch noch einige Andere, welche für Kammermuſik Intereſſe hatten, als Zuhörer geladen, zuweilen wurde ein Stück genauer geübt und dann einer gröſseren Abendgeſellſchaft vorgeſpielt. Das Leben der Univerſitätsſtadt brachte es mit ſich, daſs ſich die Theilnehmer in raſcher Folge ablöſten, oft raſcher als es allen Betheiligten lieb war. Henle hatte eine beſondere Gabe, die Muſiker Göttingens aufzuſpüren und bald waren es junge Doctoren, Aſſiſtenten oder Privatdocenten, bald Studenten, bald wieder Herren in bürgerlichen Stellungen, welche mitwirkten.

Aber nicht allein die Hausmuſik fand eifrige Pflege, auch die Concertmuſik ſtand im Mittelpunkte des Intereſſes. In ſeiner Eigenſchaft als Muſeumsdirector war es Henle möglich, den concertirenden Künſtlern die Benutzung des beſten Concertſaales der Stadt, der ſich in den Räumen des Muſeums befand, zu erleichtern und er war auch ſtets ſehr gern bereit, ſie in ſeinem gemüthlichen Hauſe zu beherbergen. Es wurden dadurch zahlreiche Muſiker mit ihm bekannt, ſelbſt befreundet, und das Haus Henle genoſs in Künſtlerkreiſen ſeiner Gaſtlichkeit wegen lange Jahre eines

weitverbreiteten und wohlverdienten Rufes. Nach den Concerten ſafs man in angeregter Unterhaltung oft noch lange zuſammen, muſicirte meiſt noch eifrig und der Kreis der muſikaliſchen Herren und Damen Göttingens, welche Henle um die Künſtler verſammelt hatte, verabſchiedete ſich mit dem Gefühl, einen erinnerungsreichen Abend erlebt zu haben. Nicht ſelten liefs ſich das leicht bewegliche Muſikantenvölkchen auch noch zu einer Matinée am anderen Morgen halten und dann war die Zahl der zuhörenden Muſikliebhaber eine beſonders grofse und andächtige. Unter den Gäſten will ich in erſter Linie Meiſter Joachim nennen, welcher einmal ein Semeſter von Hannover nach Göttingen herübergekommen war, um zu ſtudiren. Im Hauſe des Mathematikers Dirichlet war er mit Henle bekannt geworden und wohnte dann ſpäter gelegentlich eines Concertaufenthaltes bei ihm. Neben ihm muſs ſein Partner im jetzigen Joachim'ſchen Quartett, Profeſſor Hausmann, genannt werden, welcher bereits als ganz junger Mann zu den Freunden des Hauſes gehörte; er war unter Anderem einmal als Mitglied des Hochberg'ſchen Quartettes mit dem erſten Geiger deſſelben, Schiever, Logirgaſt des Hauſes und die herrliche Muſik, welche das Quartett am Morgen nach dem Concert zu hören gab, ſteht noch bei Allen, welche damals anweſend waren, im beſten Angedenken. Auch Anna Mehlig, die Pianiſtin, wohnte bei Henle, als ſie einmal ein Concert in Göttingen gab. Dem Hauſe ſehr befreundet war Kömpel aus Weimar, Spohr's vortrefflicher Schüler und Erbe ſeiner Geige, Bargheer, der Schwiegerſohn des Phyſiologen Wagner; auch Frau Joachim's prachtvolle Stimme erfreute die Hörer

im Henle'schen Hauſe. Nicht einſeitig aber beſchränkte ſich Henle auf die Pflege der Muſik und der Muſiker, auch der berühmte Recitator Palleske verſchmähte es nicht, bei ihm zu leſen, ebenſo wie auch Schwager Schöll von Weimar, ein ſehr hervorragender Vorleſer, bei ſeinen Beſuchen nicht ſelten einen gröſseren Kreis durch den Vortrag eines Dramas oder von Gedichten unterhielt.

Die letzten Jahre hatten noch einen Familienzuwachs gebracht; es war eine vierte Tochter, Emma, und zuletzt noch ein Sohn, Adolf, geboren. Beſonders des letzteren Geburt erfreute den Vater, der ſich ſehr einen zweiten Sohn gewünſcht hatte, auſserordentlich.

Nichts ſchien das ſo angenehme Stillleben unterbrechen zu können, in welchem Henle ſich nur ſeinen Arbeiten, ſeiner Familie und ſeiner ſelbſtgewählten Geſelligkeit widmete, als plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Ereigniſſe von 1866 hereinbrachen, welche die Phyſiognomie von ganz Deutſchland und auch die des kleinen ſtillen Göttingens gründlich ändern ſollten.

Wie die Aelteren aus eigener Erinnerung, die Jüngeren von den Erzählungen der Augenzeugen wiſſen, kam der Angriff auf Hannover ganz unerwartet. Der König Georg neigte allerdings zu Oeſterreich hin, noch war aber nichts entſchieden, als am 15. Juni von Preuſsen, raſch entſchloſſen, ein Ultimatum überreicht wurde. König Georg bewilligte die Forderung deſſelben: ſofortige Abrüſtung der Truppen und Annahme der preuſsiſchen Reformvorſchläge, nicht und begab ſich ungeſäumt zu ſeiner Armee, welcher

er den Befehl hatte zugehen laſſen, ſich um Göttingen zu ſammeln. Schon am 17. Juni muſste Frau Henle ihrer Tochter Anna, welche ſich in Braunſchweig in einer Penſion befand, das Folgende ſchreiben: »Als ich Dir das letzte Mal ſchrieb, da konnte man wohl die Vorahnung manches Unerwarteten haben, doch war es noch aus tiefem Frieden heraus, wo wir uns ſo ſicher fühlten, daſs wir der Frau eines im Felde ſtehenden preuſsiſchen Officiers Aſyl anboten. Seitdem hat die Kriegserklärung Preuſsens an Hannover die Sachlage ſehr geändert, wir ſind zu einer Art Hauptquartier geworden, der König mit all ſeinen Truppen hat ſich hierher begeben, letztere ſind in Stadt und Umgegend concentrirt und es iſt eine ungeheure Bewegung auf den Straſsen. Wie ein Sturmwind iſt es über uns gekommen, am Donnerstag Abend waren wir noch in einer ſehr luſtigen Geſellſchaft bei Viſcher's und am Sonnabend wollte der Freitagsclub noch eine Partie nach Grund unternehmen. Am Freitag Abend kommt Papa aus dem Club nach Hauſe, um mir zu ſagen, die hannoverſchen Truppen kämen her und wir bekämen Einquartierung; man muſste ſogleich Anſtalten treffen. Um zehn Uhr kam der erſte Extrazug mit Muſik unter ungeheurem Geſchrei der Bevölkerung, um zwölf Uhr der zweite u. ſ. w. Die ganze Nacht dauerte der Lärm. Morgens zogen dieſe Truppen wieder ab und es kamen neue. Wir hatten einen Officier für ein paar Stunden und ſeit geſtern Abend, bis wohin man nun Alles für Empfang der Einquartierung ordentlich herrichten konnte, haben wir wieder einen. Die Häuſer auf der Maſch ſind mehr belaſtet wie wir, Sauppe's und Meiſsner's

hatten ſchon neun Mann im Quartier. Und dabei hält es ſchwer, Lebensmittel zu bekommen, weil man auf ſolche Zunahme der Bevölkerung nicht gefaſst war; geſtern konnte ich bei meinem Händler ſchon kein Mehl mehr erhalten und Ochſenfleiſch ſoll heute auch nicht mehr zu haben ſein. Was nun die nächſten Tage bringen werden, das iſt uns allen verhüllt, es circuliren mancherlei Gerüchte, aber das Wahre läſst ſich nicht vom Falſchen ſcheiden!« Zwei Tage ſpäter heiſst es nur, ſie befänden ſich wohl, lebten aber wie auf einem Schiff mitten im Meer, abſolut von allen Nachrichten abgeſchnitten. Ein Brief Henle's ſelbſt an ſeinen in Leipzig ſtudirenden Sohn Carl vom 23. lautet:

»Wir lebten mit unſerem König und unſeren zwölftauſend Soldaten in völliger Abgeſchloſſenheit. Ein Brief kam dann und wann zu uns, hinaus durfte keiner, damit nicht etwas von den Plänen unſerer Generale verrathen werde, von denen wir freilich auch nichts wuſsten. Zeitungen kamen nicht, oder ganz veraltet; um ſo geſchäftiger waren die Gerüchte, die mit der poſitivſten Sicherheit bald zwanzigtauſend Preuſsen aus Northeim, bald dreiſsigtauſend Bayern aus Witzenhauſen einmarſchiren lieſsen. Von allem dem geſchah nichts; aber am Mittwoch Abend wuſsten wir in Folge der von allen Seiten requirirten Karten des Eichsfeldes und Meiſsnergebietes, daſs eine Fortſetzung der Flucht bevorſtehe und am Donnerstag Morgens ſechs Uhr ſahen wir mit Rührung und Sorge unſere ganze, kaum nothdürftig ausgerüſtete Armee, den König und Kronprinzen zu Pferde mitten in derſelben zum Geismarthor hinausziehen. Geſtern um neun Uhr marſchirte der

Nachtrab, das erſte Jägerbataillon, von der Landwehrſchenke ab, bei welcher ſie die Nacht campirt hatten, und um elf Uhr ſprengten ſchon die erſten Huſaren in die Stadt, denen bald das ganze Regiment, zahlreiche Kanonen und zwei Infanterieregimenter folgten. Die Truppen verſchmähten es, Quartierbillets in Empfang zu nehmen. Sie durchzogen marſchmäſsig die Straſsen und ſandten nach beiden Seiten hin von Haus zu Haus Trupps von zwei bis zehn Mann ab, je nach dem Exterieur des Hauſes. Das unſerige haben ſie, da ſie ſich von der unteren Maſch ſogleich in die Allee wandten, nicht ausfindig gemacht; doch werden wir darauf vertröſtet, daſs heute noch Truppen nachrücken. Die, welche die Stadt heute Nacht beherbergte, ſcheinen heute einen Raſttag halten zu wollen, deſſen die Mannſchaft und die Pferde allerdings ſehr bedürftig ſchienen. Wir freuen uns darüber, da es danach ſcheint, als hätten ſie die Hoffnung aufgegeben, unſere Armee einzuholen, die über Heiligenſtadt und weiter nach Bebra und Fulda zu gelangen ſucht. Freilich können ſich ihr noch von anderer Seite Preuſsen entgegenſtellen und ſo entſchloſſen unſere Leute waren, ſich durchzuſchlagen, ſo iſt doch unſer ſtilles Gebet, daſs ſie auf keinen Feind, oder einen ſo übermächtigen ſtoſsen möchten, daſs Widerſtand vergeblich wäre, damit nicht mit preuſsiſch-hannoverſchem Blutvergieſsen der Anfang des ſchrecklichen Bürgerkrieges gemacht werde.

— — Die letzten Tage waren reich an allen Schrecken des Krieges, doch immer nur auf Stunden. Es ſchien, als müſsten die plötzlich maſſenweiſe eingezogenen Gäſte alsbald unſere Vorräthe an Lebensmitteln

aufgezehrt haben. Mehl war nicht mehr zu haben, die Fleiſcher verſicherten, noch auf höchſtens zwei Tage zu reichen; eines Abends durchſtöberten wir ſelbſt verſchiedene Läden vergeblich nach Hülſenfrüchten; aber am anderen Tage waren ſie ſchon wieder ausgeboten. Unſere Gehalte, die wir voraus erhalten ſollten, wären, wie man erzählte, den Preuſsen in die Hände gefallen, es wurden Berathungen gepflogen, wie man ein halbes Jahr ohne Geld leben ſollte; doch iſt ſchon jetzt officiell angezeigt, daſs alle Beamten auf ihrem Poſten bleiben und alle Verbindlichkeiten des Staates erfüllt werden. Die Wirthe wollten den Studenten nicht weiter borgen, die Studenten konnten ſich kein Geld von auſsen verſchaffen und waren im Begriff, zu verhungern, als der Verwaltungsausſchuſs eine Summe von tauſend Thalern aus der Univerſitätscaſſe disponibel machte, woraus jeder Student gegen Quittung ein Darlehn von drei Thalern erhalten könne. Auch von dieſer Maſsregel wird wenig Gebrauch gemacht worden ſein. Unmittelbar nach dem Abzug der Armee ſtürzten ſich unſere Proletarier auf die im Bahnhof zurückgelaſſenen Vorräthe, damit ſie nicht den Preuſsen in die Hände fielen. Es war ein von der Behörde ſelbſt veranlaſstes Miſsverſtändniſs. Unſere Philiſter aber witterten bereits Socialismus, bewaffneten ſich und die Studenten mit weiſsen Binden und Flinten und wachten die Nacht, um die Stadt vor Mord und Plünderung zu bewahren. So hätte man, wenn man gewollt hätte, viel Angſt und Aufregung durchmachen können. Ich darf Deiner Mutter und mir das Zeugniſs geben, daſs wir uns nicht weiter aus unſerer Gemüthsruhe bringen lieſsen, als es bei

dem Gedanken an all das Unglück, das unſerem Volke bevorſteht, unvermeidlich war.«

Die nächſten Tage brachten noch viele Unruhe, die Truppen flutheten bald ſüd-, bald nordwärts und Alles wollte in der gröſsten Stadt der Gegend ausruhen und verköſtigt ſein. Bald war ein Officier im Quartier, bald eine Anzahl Soldaten, ein andermal baten ſich Vorüberziehende Kaffee aus. Die Occupation verlor viel von ihren Schrecken durch freundliche Beſuche, welche durchziehende preuſsiſche Officiere machten. Bald waren es Bekannte von Frau Henle, welche als Officierstochter zahlreiche Beziehungen in der preuſsiſchen Armee hatte, bald waren es Landwehr- und Reſerveleute, welche als Studenten in dem gaſtfreundlichen Henle'ſchen Hauſe verkehrt hatten. Am 27. wurde die Schlacht von Langenſalza geſchlagen, welche das Schickſal Hannovers entſchied. Nun kamen die entwaffneten und in ihre Heimath entlaſſenen Soldaten der hannöverſchen Armee in kleinen und gröſseren Trupps durch Göttingen, durch und durch verbittert und raiſonnirend auf die eigene Oberleitung, auf die Preuſsen, welche doch eigentlich, ohne den Sieg errungen zu haben, Hannover überwältigt hatten, auf die ſüddeutſchen Bundesgenoſſen, welche ſie im Stich gelaſſen hatten. Auch Henle ſchloſs ſich der allgemeinen Trübſal an und ſchreibt in dieſen Tagen: »Bis jetzt gehen die Sachen ſo, als ob der liebe Gott ſich mit Bismarck über die dummen Teufel, die an eine himmliſche Gerechtigkeit glauben, luſtig machen wollte. Die Preuſsen, auf Alles vorbereitet, überall bei der Hand und einheitlich geleitet, haben Deutſchland bis zur Mainlinie, denn auch die

Naſſauer haben vor zwei Landwehrregimentern die Flucht ergriffen und ſich zur groſsen ſtillen Bundesarmee zurückgezogen. Wenn die preuſsiſchen Berichte aus Böhmen richtig ſind, und wenn ſie dort zuletzt einen groſsen glücklichen Schlag führen, ſo wird der Krieg bald ein Ende haben. Wir werden uns gegen ein Aufgehen in Preuſsen kaum mehr ſträuben, wenigſtens wird unſere Armee kein Hinderniſs mehr ſein, die jetzt ebenſo wüthend auf die ſüddeutſchen Bundesgenoſſen iſt, wie ſie es vor vierzehn Tagen auf die Preuſsen war. Kurheſſen und Naſſau glücklicher zu machen, als ſie es unter dem bisherigen Regime waren, wird ohnehin kein Kunſtſtück ſein, und Meiningen und Karoline Reuſs werden allein dem Andrang keinen Widerſtand leiſten. Vom momentanen Nützlichkeitsſtandpunkte würde es ſich alſo empfehlen, den preuſsiſchen Waffen einſtweilen Sieg zu wünſchen und den Grimm darüber hinunterzuſchlucken, daſs den Junkern mit Aufopferung ſo vieler koſtbarer Leben und eines ſo erheblichen Theiles unſeres Wohlſtandes gelingen ſollte, was ein liberales preuſsiſches Volk auf dem ebenſten Wege zu Stande gebracht haben würde. — Wird von der freien Regung, die bis jetzt immer noch in einem oder dem anderen wohlregierten deutſchen Staat aufglimmte, wenn die anderen unter der Ruthe ſeufzten, auch die Rede ſein können, wenn Bismarck ſeine ſegnende Hand über alle ausbreitet und überall mitzuſprechen haben wird? Zu welch einer Art von Wechſelbalg wird er das Deutſche Parlament aufſtutzen? Das ſind bange Fragen an das Schickſal!«

Auch in der Familie löſte in dieſer Zeit eine

Hiobspoſt die andere ab, was natürlich nur dazu beitrug, die Stimmung zu verdüſtern. Nachdem ſchon im Jahre 1864 Henle's Schwiegermutter geſtorben war, fing nun auch der Schwiegervater an zu kränkeln und zugleich wurden die drei Kinder von Hauptmann Albert Richter, dem Bruder von Frau Henle, von Diphtheritis ergriffen. Gerade während der ſchlimmſten Tage ſtarb ein Söhnchen desſelben an der tückiſchen Krankheit; ein vorüberziehender preuſsiſcher Officier brachte die erſte Nachricht. Im Juli erlag Oberſt Richter, der Schwiegervater, ſeinen Leiden und im December ſtarb Hauptmann Albert Richter, der in Spandau mit der Fabrikation der von ihm erfundenen Granaten-Zünder beſchäftigt war, an dem dort epidemiſch herrſchenden Genickkrampf. Frau Henle war mit ihrer ganzen Familie von den unaufhörlichen Schickſalsſchlägen natürlich aufs Tiefſte ergriffen und erſt das Weihnachtsfeſt mit dem Jubel der harmloſen Kleinen brachte wieder einigermaſsen das verlorene ſeeliſche Gleichgewicht. Aber auch jetzt konnte ſich Henle mit den neuen Verhältniſſen nicht verſöhnen. Ihm, der durch ſeine wiſſenſchaftliche Thätigkeit ſich gewöhnt hatte, logiſch eines aus dem anderen zu entwickeln, ſowie ſorgfältig darauf zu ſehen, daſs gerecht und billig jedem das Seine würde, war die gewaltſame Löſung des gordiſchen Knotens, wie ſie von Bismarck vorgenommen wurde, an ſich höchſt unſympathiſch. Dazu kam noch, daſs er perſönlich unter der Neuordnung der Dinge zu leiden hatte. Denn man mag dieſe Neuordnung betrachten wie man will, ſie hatte natürlich gar zahlreiche Unbequemlichkeiten im Gefolge;

auch war es ihm nicht gleichgültig, dafs nun die Univerſität ihren eigenthümlichen Charakter, ihre Individualität, welche ſie grofs und geachtet gemacht hatte, einbüfsen mufste, um als gleichberechtigte Schweſter in die Reihe der übrigen preufsiſchen Provinzialuniverſitäten einzutreten, über welche ſie ſich bisher erhaben gedünkt hatte. Er ſprach jetzt, wo er doch dem preufsiſchen Univerſitätsverband angehörte, gar manchmal ſein Bedauern darüber aus, dafs er damals nicht nach Berlin gegangen war.

Es war ihm unter den obwaltenden Umſtänden ſehr angenehm, dafs ihn die Trauer zwang, der Geſelligkeit, in welche er ſeiner Stimmung wegen doch nicht gepafst hätte, fern zu bleiben. Leider hinderte dieſe Zurückgezogenheit nicht das Entſtehen eines tiefen Riſſes in der alten Freundſchaft mit Sauppe, der der Annexion Hannovers ſehr ſympathiſch gegenüber ſtand. Aus dem Freitagsclub trat dieſer mit vier gleichgeſinnten Collegen aus; derſelbe beſtand im Uebrigen unverändert fort. Da auch das alte Leſekränzchen durch das politiſche Zerwürfniſs ſein Ende gefunden hatte, wurde ein neues gegründet, welches aufser Henle noch Thöl, Waitz, Griſebach, Meiſsner mit ihren Frauen umfafste und zu welchem auch die mittlerweile herangewachſenen Töchter, eventuell auch Söhne dieſer Paare oder einige junge Hausfreunde herangezogen wurden. Die Vereinigung gewährte den Theilnehmern gar manchen ſchönen Abend und dauerte ſo lange, bis der Tod anfing, Lücken zu reifsen. Sie war eine wahre Erholung für den Gelehrten, welcher nun in jedem der nächſten Jahre eine mehr oder weniger aufregende Zeit durchmachen ſollte.

Im Anfang 1867 erkrankten ſeine Töchter Eliſe und Sophie am Typhus, und im Jahre 1868 zitterte man für das Leben des kleinſten Sohnes Adolf, welcher eine ernſte Rippenfellentzündung durchzumachen hatte. In demſelben Jahre tobte ein Sturm im Glaſe Waſſer, welcher aber Aerger genug veranlaſste. Wie erzählt, war Henle Director der Muſeumsgeſellſchaft. Dies war der Gegenpartei nicht recht, und ſie wünſchte die Direction in andere Hände übergehen zu ſehen. Sein Sohn Carl, der in Göttingen ſtudirte, hatte eine Schlittenpartie von Studenten und jungen Damen, wie ſie alljährlich unternommen wurden, und kurze Zeit darauf einen Ball im Muſeum arrangirt, über welche Henle folgendermaſsen ſchreibt:

»Die vor einigen Wochen eingeleitete Schlittenpartie mit nachfolgendem Tanz hatte eine Klage des Polizeidirectors beim Prorector zur Folge, worin der erſtere die Schlittenfahrt unter die »Verſammlungen unter freiem Himmel« ſubſummirte, zu denen die Polizei achtundvierzig Stunden vorher die Erlaubniſs zu ertheilen habe. Es koſtete viel Papier, um dem knöchernen Bureaukraten zu beweiſen, daſs man dem Schnee nicht gebieten könne, ſich achtundvierzig Stunden ruhig zu verhalten. Eine noch viel ſchlimmere Aufregung, die ſich bis in die unterſten Schichten der Geſellſchaft erſtreckte und die ganze Stadt wieder in Preuſsen und Hannoveraner theilte, hat der von Carl und ſeinen Freunden im Muſeum entreprenirte Ball zur Folge gehabt. Es knüpfte ſich daran eine Generalverſammlung, in welcher hundertundzwanzig ernſte Männer darüber beriethen, ob zwiſchen Feſteſſen und Bällen ein Unterſchied zu machen, die Eſſen von

Privatperſonen, die Bälle nur vom Vorſtand unternommen werden dürften, oder, wie ich richtiger ſagen müſste, darüber zu berathen ſchienen, denn der eigentliche Grund des Kampfes war ein Attentat gegen den gegenwärtigen Vorſtand. So werde ich mich wohl auch, wie Bismarck, conſtitutioneller finden laſſen, als man erwartete, und die Stelle niederlegen, die mir ſeit ſieben Jahren viel Zeit geraubt, ſeit zwei Jahren viel Aerger eingetragen hat und nur dadurch Werth für mich hatte, daſs ich durch Verfügung über den Saal Künſtler heranziehen und mir verbinden konnte.«

Er trat wirklich zurück und freute ſich nachher oft, nicht mehr die Direction führen zu müſſen, als die Geſellſchaft immer mehr herunterkam, bis ſie endlich ganz einſchlief.

Dies waren Alles nur Nadelſtiche, welche bald verſchmerzt waren; das Jahr 1869 aber brachte unſerem Gelehrten, neben der Freude, die ihm durch die Verlobung ſeiner Tochter Anna mit ſeinem Profector, Friedrich Merkel aus Nürnberg, erwuchs, einen ſchweren und unerſetzlichen Verluſt, den Tod ſeines Freundes Pfeufer.

Die beiden Freunde hatten ausgemacht, in den Herbſtferien mit ihren Familien in Tegernſee zuſammenzutreffen, wo auch Jolly mit den Seinen Villeggiatur machen wollte. Die Kunde davon, daſs die drei Treuverbundenen zuſammen zu finden ſein würden, hatte noch Gervinus und den Orientaliſten Hitzig vermocht, ſich nach Tegernſee zu wenden.

Sie verlebten eine ſchöne Zeit und freuten ſich an den eigenen Kindern und an denen der Freunde, an der prächtigen Natur und ſchwelgten in Erinnerung

an alte Zeiten. Kurz, nachdem man ſich getrennt hatte, machte Pfeufer einen Ausflug mit Frau und Tochter nach dem Achenſee. Auf der Waſſerfahrt ſank er im Kahn todt zuſammen.

Henle ſchreibt ſeiner Schweſter: »Es waren drei herrliche Wochen, die ich mit dem alten Freunde verlebte. Noch nie, ſeit wir von Heidelberg nach verſchiedenen Richtungen ausgezogen waren, hatten wir ſo lange und ſo ruhig mit einander verkehrt. Obſchon der See zwiſchen unſeren Wohnungen lag, ſo waren wir doch täglich, meiſt zweimal des Tags, beiſammen. Am Morgen liefs ich mich überſetzen und gegen Mittag ruderten ſeine Töchter mich in dem Nachen, den ſie gemiethet hatten, wieder zurück. Am Nachmittag trafen wir uns mit unſerem groſsen Gefolge an irgend einem ſchönen Ort, wohin wir auf Umwegen zu Fuſs, Pfeufer in ſeinem Wagen direct gelangten. Dann muſste ich neben ihm ſitzen, wenn ſeine Enkel und meine Kinder um uns ſpielten und nur zuweilen ſchickte er mich fort, mit ſeiner Frau zu ſprechen, der es ſchmerzlich ſei, wenn ſie mich nicht höre. Wir beſprachen Alles, unſere Wiſſenſchaft, unſere Politik, unſere Familie. Es war, als ſollte ich die Ueberzeugung mit hinwegnehmen, daſs wir in Allem einmüthig ſeien. Er litt zuweilen an Aſthma, war ſchwerfälliger als früher in ſeinen Bewegungen, leicht ermüdet, aber geiſtig friſch und lebendig, wie ehedem. An eine Gefahr dachte er nicht; ſeine Sorge war nur, daſs er in ſeinem Lehrerberufe vor der Zeit verkümmern könnte, da die Klinik ihn anſtrenge und das Andrängen der Zuhörer in den Krankenſäälen ihm Beklemmung mache. Er dachte daran, die Klinik

aufzugeben. Den Vorlefungen und feinem Staatsamt fühlte er fich noch gewachfen. Wir fchieden mit Verabredungen über den Ort, wo wir im nächften Herbft zufammentreffen wollten, da wir Tegernfee zwar reizend gefunden, aber doch auch ausgekoftet hatten. Drei Tage danach traf ihn der Tod, ein Tod, wie er ihn fich und mir gewünfcht hatte in einem Brief, den er mir nach unferes Vaters Tod fchrieb. Ihn darf ich nicht beklagen; die Section hat gezeigt, dafs er ungeahnten, fchweren Leiden entgegengegangen fein würde. Aber die Lage der Frau und Tochter, die mit der Leiche an Bord von einer heiter unternommenen Seefahrt zurückkehrten! Uns traf die Schreckensnachricht in München, in der Kunftausftellung. Die Zerftreuungen der Rückreife, das Leben in dem überfüllten Nürnberger Familienhaufe, die Freude an der Rüftigkeit der Mainzer Schweftern halfen mir den erften Schmerz leichter tragen. Jetzt, in den gewohnten Räumen, fühle ich erft, wie der abwefende Freund mit meinem Thun und Denken ftets verflochten gewefen ift.«

Ein paar Wochen fpäter fchreibt er an die Wittwe des Gefchiedenen:

»Dafs unfer theurer Freund nicht zu vergeffen, dafs die Lücke, die fein Tod hinterlaffen, durch nichts auszufüllen ift, das fühle ich, wie Sie. Auch mich fieht die Welt verwandelt an, feit ich das Herz vermiffe, das all mein Glück und Leid mit mir theilte, feit ich bei meinen Arbeiten nicht mehr darauf hoffen kann, ihm eine Freude zu machen, und ein Wort des Beifalls zu entlocken. Wie dürftig nimmt fich, was mir an Freunden geblieben, neben der Erinnerung an

diefen Einen aus. Darum feien Sie überzeugt, dafs ich Ihre Klagen verftehe und gerecht finde und dafs ich niemals müde werden werde, fie zu hören, wenn es Ihnen Bedürfnifs ift, fie auszufprechen. Es liegt eine Art ausgleichender Gerechtigkeit darin, dafs, wer fo glücklich im Befitz eines Menfchen ift, wie Sie es waren, damit auch die Gefahr des furchtbaren Contraftes auf fich nimmt, den der Tod erzeugt. Wer aber möchte um diefer Gefahr willen fich im Genufs jenes Glückes ein Mafs auferlegen! Und wenn es gefchieden fein mufs, giebt es doch keinen befferen Troft, als das Bewufstfein, nichts verfäumt zu haben, um glücklich zu fein und glücklich zu machen.«

Das Jahr 1870 mit feinen grofsen Ereigniffen war herangekommen. Schon kurz nach Beginn des Krieges zeigte fich, dafs an ein Eindringen der franzöfifchen Heere in Deutfchland nicht zu denken war und fo wurde die Hochzeit von Henle's Tochter Anna nicht aufgefchoben, um fo weniger, als der Schwiegerfohn nicht ins Feld zog, fondern beftimmt war, eine Stelle an einem Lazareth in Göttingen felbft zu übernehmen. Die Hochzeit war klein, da von auswärts, der unterbrochenen Communication wegen, Niemand kommen konnte, aber trotzdem heiter. Mit dem Eintreffen der erften Verwundeten, welche das neue Paar von einem mehrtägigen Ausflug nach dem Harz zurückrief, legte fich die junge Frau am Typhus, ebenfo Frau Henle, deren jüngfte Tochter Emma und eines der Dienftmädchen. So konnte keines der beiden Häufer dem anderen Hülfe leiften, und auch von auswärts war Niemand zu bekommen. Henle hat wohl recht, wenn er fchreibt: »Das Schickfal will

nicht, dafs ich an den weltbewegenden Ereigniffen den rechten Antheil nehme.« Nun, fchliefslich ging Alles glücklich vorüber, kein Leben ging verloren, kein dauernder Schaden entftand; auch alle Verwandten, welche im Kriege gewefen waren, kamen unverfehrt zurück, fo dafs diefe ftürmifche Zeit einen vollkommen verföhnenden Abfchlufs erhielt. Der nationale Auffchwung, welchen die herrlichen Siege im ganzen Vaterlande hervorriefen, verfehlte feine Wirkung auf Henle nicht, er lernte es, die gegebenen Verhältniffe ruhiger anzufehen und in feinen Arbeiten, fowie im Familienleben Erfatz für vieles Verlorene zu finden. Die behagliche Ruhe der kleinen Landftadt übte feine Wirkung wieder in vollem Mafse aus und der Gelehrte bewegte fich oft wochenlang nur zwifchen der Anatomie und feiner Wohnung. Es genügte ihm diefer kurze, nicht fünf Minuten lange Weg als Spaziergang. Des Morgens fafs er bis gegen zehn Uhr bei feiner Arbeit am Schreibtifch, dann verbrachte er die übrigen Morgenftunden in feiner Lehrthätigkeit; auch ein Theil des Nachmittags war derfelben gewidmet. Hatte er nach dem Mittageffen nicht fogleich wieder zu thun, dann las er die neueften Erzeugniffe der fchönen Literatur, ehe er fich wieder an feine wiffenfchaftlichen Arbeiten machte. Diefe wurden bis zum Abendeffen gefördert, nach welchem die Familie gemeinfam um den Tifch fafs, er feine Cigarre rauchend, die Töchter mit einer Handarbeit befchäftigt; eine der letzteren oder die Frau vom Haufe las dann einen Roman, eine Biographie, einen im Druck erfchienenen Briefwechfel oder dergleichen vor, bis fich die Damen um zehn Uhr zurückzogen.

Der Gelehrte kehrte wieder an ſeinen Schreibtiſch zurück, wo er nun noch zwei ganz ſtille und ungeſtörte Stunden ſchrieb. Im Bette beruhigte er ſeinen von der Arbeit erregten Geiſt durch leichte Lectüre, um dann nach ſechs- bis ſiebenſtündigem Schlaf wieder zu neuer Thätigkeit zu erwachen. Angeſichts einer ſolchen Tageseintheilung begreift man es, daſs es ihm möglich war, ein ſo enormes Arbeitsquantum zu bewältigen, wie wir es von ihm geleiſtet ſehen. Seine Erholung beſtand, abgeſehen von den Ferienreiſen, darin, daſs er die erwähnten regelmäſsigen Leſe- und Muſikabende pflegte und gern ein Diner oder Souper mitmachte, allerdings nicht der culinariſchen Genüſſe wegen, in welchen er ſich ſehr mäſsig zeigte, ſondern um der leichten Converſation willen, in der er ſelbſt Meiſter war und die er auch an anderen Leuten, beſonders an intereſſanten Damen ſchätzte. Das Eintreffen Rudolf von Ihering's 1872 veranlaſste ihn, im Verein mit dieſem den muſikaliſchen Verhältniſſen Göttingens, welche er mit ſeinem Austritt aus dem Muſeums-Vorſtande ſich ſelbſt überlaſſen hatte, von Neuem ſeine Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Henle, Ihering und der leider ſo früh verſtorbene Mathematiker Clebſch brachten noch manches ſchöne Concert zu Stande und vermittelten das Auftreten zahlreicher Virtuoſen.

Je älter Henle wurde, um ſo mehr muſsten ſich naturgemäſs die geſelligen Verhältniſſe in ſeinem Hauſe ändern. Der Verkehr wurde nicht geringer, aber er nahm einen anderen Charakter an. Die Kinder waren gröſstentheils herangewachſen, und ihnen wurden nun ihre Freunde und Freundinnen eingeladen zu Tanz und

Spiel. Es ging in dem unverwöhnten und unblafirten Kreife meift äufserft luftig her. Zu einer Freundfchaft für ihn felbft waren diefe jungen Mädchen und Studenten freilich keine geeigneten Elemente. Selbft von den jüngeren Docenten der Univerfität zogen fich viele vor Henle, je älter er wurde, um fo fcheuer zurück; er galt als eine Perfönlichkeit, der man den höchften Refpect fchuldig war, welche aber zu hoch ftand, um ihr vertraulich näher zu treten. Dies war ihm tief fchmerzlich, denn bei feiner grofsen Harmlofigkeit und Befcheidenheit war ihm nichts lieber, als wenn ihn die Jugend, ohne dadurch genirt zu fein, unter fich duldete, war er doch trotz feiner weifsen Haare im Innern felbft frifch und jung geblieben. Neue Freunde fchloffen fich ihm nur noch wenige näher an, unter ihnen der Philologe Wachsmuth mit feiner Frau, einer geborenen Ritfchl (jetzt in Leipzig); die alten ftarben weg oder zogen fich, felbft alt geworden, zurück. Nur mit dem Gynäkologen Schwartz, dem er fchon feit lange fehr freundfchaftlich gefinnt war, hatte fich das Verhältnifs immer herzlicher geftaltet und dauerte fo bis zu Henle's Tode fort. Unter die alten Freunde darf man auch den Hygieiniker Flügge rechnen, der als Student fchon viel im Haufe verkehrt hatte und jetzt als Profeffor dem alten Lehrer in pietätvoller Freundfchaft zugethan blieb.

Das Leben in der Familie ging feinen gewiefenen Weg. Im Jahre 1872 verheirathete fich feine Tochter Sophie mit dem Hiftoriker Ulmann, damals in Dorpat, jetzt in Greifswald. Sein Sohn Carl hatte ihn zwar durch eine ernfte und länger dauernde Erkrankung erfchreckt, war aber ganz gefund geworden, ftand

nun als Amtsrichter in Schulenburg und führte im Jahre 1875 Fräulein von Schmidt-Phiſeldeck aus Medingen als Gattin heim. 1876 verheirathete ſich auch ſeine Tochter Eliſe mit dem Alt-Hiſtoriker Rühl in Königsberg. Die Hochzeiten nahmen, anders wie bei der erſt verheiratheten Tochter, einen heiteren und glänzenden Verlauf. Schwere Prüfungen ſtanden unſerem Gelehrten nur noch wenige bevor, ſo muſste er, der bisher ſtets ungeſtraft ſeinem Berufe nachgegangen war, demſelben in ſeinen alten Tagen noch ſeinen Tribut entrichten. Ende November 1880 riſs er ſich bei einer Demonſtration im Hörſaal unbedeutend an der abgeſchnittenen Rippe einer Leiche. Er beachtete die kaum ſichtbare Verletzung gar nicht, bis er nach vierundzwanzig Stunden durch Schmerzen in dem verletzten Daumen der rechten Hand ſehr unliebſam auf ſie aufmerkſam gemacht wurde. Es lieſs ſich nicht mehr bezweifeln, daſs eine Infection mit Leichengift vorlag und ſeine chirurgiſchen Collegen König und Roſenbach muſsten alsbald zum Meſſer greifen. Bis zum Schluſs des Jahres zogen ſich die ſchweren Leiden des Gelehrten hin; es muſste wiederholt an Hand, Arm und Achſelhöhle operirt werden, bis endlich die Reconvalescenz begann. Nun erholte ſich der elaſtiſche Mann raſch und nur eine ſehr zitterige Handſchrift erinnerte ihn und ſeine Familie noch längere Zeit an den ausgeſtandenen Schrecken. An der allgemeinen Theilnahme, welche ſein Unfall weit über Göttingens Mauern hinaus erregte, konnte er erſehen, in wie weiten Kreiſen er bekannt, geſchätzt und geehrt war.

Die Familien ſeiner Kinder entwickelten ſich in normaler Weiſe, es ging bei ihnen auf und ab, wie

es in einem gröfseren Familienkreife ftets der Fall zu fein pflegt. Gefundheit und Freude wechfelten mit Krankheit und Trübfal, felbft der Schmerz, blühende Enkelkinder wieder zu verlieren, blieb ihm nicht erfpart. Der ganze Grundton des Familienlebens war aber doch immer ein heiterer, für ihn befriedigender und erfreulicher und er durfte daher das letzte Jahrzehnt feines Lebens ein glückliches nennen. Auch in den mafsgebenden Kreifen Berlins hatte man im Laufe der Zeit eingefehen, dafs man an Henle einen Mann von grofser Erfahrung und von ftreng fachlicher Anfchauung hatte, welcher wohl geeignet war, in wichtigeren einfchlägigen Fragen gehört zu werden. Er brauchte alfo auch nach der Seite feiner officiellen Thätigkeit die alten Zeiten nicht mehr herbeizufehnen. In der Politik allerdings gelang es ihm nicht, fich den Bewunderern des übermächtigen Staatsmannes Bismarck beizugefellen. So fehr er auch mit aller Welt die geniale äufsere Politik deffelben bewunderte, fo wenig konnte er fich mit feiner inneren Politik befreunden, welche er nach wie vor für eine unglückliche hielt.

Die letzte, für ihn perfönlich grofse Zeit, welche unferem Gelehrten befchieden war, war fein fünfzigjähriges Doctorjubiläum, am 4. April 1882. Schon von langer Hand her hatten fich Kundgebungen aller Art vorbereitet und es hatten fich Facultäten, gelehrte Gefellfchaften, Schüler gerüftet, ihm ihre Huldigungen darzubringen. Nach Ausweis der im Anhang abgedruckten Lifte waren die Ernennungen zum correfpondirenden oder Ehrenmitglied der erwähnten Gefellfchaften zahlreich und was die Univerfitäten betrifft, fo hatten fämmtliche Facultäten deutfcher Zunge mit

einer einzigen Ausnahme ihre Glückwünſche geſandt; unter allen Adreſſen gefiel ihm ſelbſt die Kieler am beſten, welche ich deshalb ebenfalls im Anhang zum Abdruck bringe. Die eigene Facultät in Göttingen hatte vom Bildhauer Hartzer in Berlin ſeine Büſte in Marmor ausführen laſſen und dieſelbe im Veſtibül der Anatomie zur Aufſtellung gebracht. Sie iſt äuſserſt ähnlich und lebensvoll, ſo daſs ſie die allgemeine Bewunderung erregte und noch erregt. Seine Schüler, ſoweit ſie mittlerweile ſelbſt Lehrer an Hochſchulen geworden waren, brachten ihm einen ſtattlichen Band ihrer Arbeiten dar. Unter der einleitenden Adreſſe ſind unterſchrieben: Ch. Aeby, H. Aubert, A. Bardeleben, W. Berlin, J. Bockendahl, E. du Bois-Reymond, E. Brücke, A. von Brunn, R. Deutſchmann, Th. von Duſch, E. Ehlers, H. Emminghaus, W. Flemming, R. Förſter, N. Friedreich, A. Froriep, C. Haſſe, C. von Hecker, W. Heineke, W. Henke, O. von Heuſinger, C. K. Hoffmann, F. Jolly, A. Kölliker, W. Kühne, A. Kuſsmaul, Th. Langhans, Hj. Lindgren, F. Merkel, J. Meyer, J. Moleſchott, S. Moos, W. Müller, J. Roſenbach, N. Rüdinger, H. Schildbach, R. Schirmer, H. Stilling, J. Stilling, L. Teichmann, J. Uffelmann, C. Völckers, W. Waldeyer, A. Weismann, C. Weſtphal, F. Zenker.

Auch perſönlich erſchienen auswärtige Gelehrte, um ihre eigene und ihrer Corporationen Gratulation zu überbringen, ſo Waldeyer von Berlin, Kölliker von Würzburg, Ludwig und Braune von Leipzig, Haſſe von Breslau, Zenker von Erlangen, Fuchs von Lüttich, Venema von Löwen, Cohn von Hannover, dieſer als Vertreter der hannoverſchen Aerzte. Ihnen geſellten

ſich noch ſolche bei, welche zum Jubilar oder ſeiner Familie beſondere Beziehungen hatten, der alte Freund Dedekind von Braunſchweig, Helfreich, der Sohn ſeines alten Studienfreundes, Profeſſor in Würzburg, A. Spieſs, der Hausfreund aus der früheſten Göttinger Zeit, von Frankfurt. Die preuſsiſche Regierung, ſowie auch andere Staaten ehrten den Jubilar durch Ordensdecorationen. Die Stadt Göttingen überreichte durch ihren Oberbürgermeiſter eine Adreſſe, das Militär der Stadt liefs ihm des Morgens von dem Muſikcorps ein Ständchen bringen, die Studenten widmeten ihm einen goldenen Lorbeerkranz, die Collegen vereinigten ſich zu einem Feſtmahl, welches nicht nur glänzend verlief, ſondern auch durch eine groſse Anzahl geiſt- und gemüthvoller Tiſchreden verherrlicht wurde. Der Tag nach dem rauſchenden Feſte, an welchem die Gratulanten einander auf dem Fuſse folgten, an welchem der Gelehrte ganz der Oeffentlichkeit gehörte, war der Familie gewidmet. Von ſeinen Kindern war nur der älteſte Sohn durch Unwohlſein gehindert, zu erſcheinen, war aber durch ſeine Frau vertreten, die verheiratheten Töchter waren mit ihren Männern gekommen. Die drei älteſten Enkel, Jungen von neun bis drei Jahren, waren ebenfalls da und hatten am Tage des Feſtes, feierlich in Fräcke gekleidet, dem guten Groſspapa als erſte Deputation, ſchon vor dem Frühſtück, einen ſcherzhaften Patriarchenorden mit einer poetiſchen Anſprache überreicht. Seine treue und in allen Lebenslagen bewährte Schweſter Marie Mathieu fehlte nicht, ebenſowenig die Kinder ſeiner anderen Schweſtern, Frau Marie Uſinger geb. Krämer aus Mainz, und die Söhne ſeiner Schweſter Schöll,

Rudolf, damals Profeſſor in Straſsburg, und Fritz, Profeſſor in Heidelberg, beide mit ihren Frauen; auch Profeſſor E. Richter von Breslau, Frau Henle's Bruder, war mit ſeiner Gemahlin erſchienen. Frau Dr. Boas von Weimar, langjährige und anhängliche Freundin der Familie und nahe Verwandte des Schwiegerſohnes Ulmann, hatte ſich ebenfalls eingefunden. Dieſer groſse Kreis, dem ſich der noch anweſende Freund und College Waldeyer anſchloſs — die Uebrigen waren leider ſchon wieder abgereiſt —, fand ſich am Tage nach dem Feſte zum Familienfeſtmahl zuſammen, dem der Jubilar, heute nur mit ſeinem Patriarchenorden geſchmückt, höchſt beglückt und befriedigt präſidirte. Die rege Betheiligung der weiten Kreiſe an ſeinem Ehrentage hatte ihn faſt erſchreckt, und er ſagte wiederholt, er ſei weit über Verdienſt und Erwarten geehrt worden. Die groſse Beſcheidenheit, welche den Gelehrten auch bei dieſer Gelegenheit zierte und ihm ſo gut ſtand und die naive Freude über die herzuſtrömenden Gratulanten übte auch auf dieſe ihren Einfluſs aus. Der Ton des ganzen Feſtes war ein äuſserſt liebenswürdiger und herzlicher und hinterlieſs bei allen Theilnehmern eine ſehr wohlthuende Erinnerung.

Der Jubilar ſelbſt zehrte noch lange Zeit an den ſchönen Tagen, denn die Beantwortung all' der zahlreichen Telegramme, Briefe, Adreſſen u. ſ. w., bei welcher er Niemanden überging, brachte ihm, in ſeinem behaglichen Studirzimmer ſitzend, noch manche Stunde der Freude und ſtiller Genugthuung.

Der Lebensabend war mit dieſem Feſte hereingebrochen und wenn Henle auch noch friſch und rüſtig war, ſeine Collegien mit Eifer und dem alten Erfolge

las und in wiſſenſchaftlichem Streben nicht erlahmte, ſo lieſs ſich immerhin nicht verkennen, daſs das Alter näher und näher kam. Schon vom Herbſt 1884 an wurde er durch Schmerzen beläſtigt, welche ſich als eine linksſeitige Intercoſtalneuralgie darſtellten. Er hatte ſchon öfter mit argen neuralgiſchen Schmerzen zu thun gehabt, einmal in der Ferſe, einmal im Schultergelenk, welche monatelang anhielten; da ſie aber regelmäſsig wieder ſpurlos verſchwunden waren, ſo wurde weder er noch ſeine Umgebung ſehr ſchnell beſorgt. Um die Seinen nicht zu ängſtigen, verſchwieg er es ſo lange wie möglich, daſs ſich ſein Leiden bedeutend verſchlimmerte und daſs es auch den Arm ergriff. Endlich aber ging es nicht mehr, er muſste zum Morphium greifen, um ſeine Exiſtenz nur einigermaſsen erträglich zu machen. Auch jetzt aber verlieſs er ſeinen Poſten nicht, er vollendete ſein Wintercolleg, wenn er auch unſäglich dabei litt und ſich nur dadurch aufrecht erhalten konnte, daſs er vor und nach jeder Vorleſung auf das Sopha ſeines Arbeitszimmers in der Anatomie hingeſtreckt, Kräfte ſammelte. Die Oſterferien brachten die erſehnte Freiheit und er konnte eine Reiſe nach Baden-Baden antreten, von welcher er gekräftigt zurückzukehren hoffte. Es ſollte anders kommen; ſtatt der erhofften Beſſerung ſtellten ſich Lähmungserſcheinungen in den Beinen ein, welche ihn zwangen, eiligſt zurückzukehren. Er ſank aufs Krankenlager, von welchem er ſich nicht mehr erheben ſollte. Bis in die letzte Zeit hinein ſprach er ſelbſt in hoffnungsvoller Weiſe von der Zukunft. Ob er die Ueberzeugung hatte, daſs er wieder geſund werden würde, oder ob er nur in rückſichtsvoller Schonung den

Muth der Gattin und der Kinder aufrecht erhalten wollte, ift unaufgeklärt geblieben. Bei dem klaren Geifte Henle's ſollte man nicht meinen, daſs er ſich trügeriſchen Hoffnungen hingegeben hätte. Nachdem die Lähmung immer gröſsere Fortſchritte gemacht und auch die Athemorgane ergriffen hatte, ſtarb er an Nieren- und Wirbelſarcom nach ſchwerem Kampfe am 13. Mai 1885.

Die Trauer um den Geſchiedenen war eine tiefe; vor Allem ſah die Univerſität, welcher er dreiunddreiſsig Jahre hingebender Arbeit gewidmet hatte, mit Kummer einen ihrer glänzendſten Sterne untergehen. Sie gab ihm noch auf ſeinem letzten Weg ein Ehrengeleite, wie man es nur ſelten in dem kleinen Göttingen geſehen hatte. Die Wiſſenſchaft beklagte ſeinen Tod als den des letzten jener Gewaltigen, welche die Biologie auf eine neue und feſte Baſis geſtellt hatten. Von allen Seiten wurden ſeine Verdienſte in Nekrologen und Nachrufen der Mitwelt ins Gedächtniſs gerufen und den Jüngeren, welche jene Entwickelungsperiode nicht mit durchlebt hatten, geſagt, was er der Wiſſenſchaft geleiſtet. Waldeyer ruft aus: ihm iſt ſein Platz unter den erſten Meiſtern für alle Zeiten geſichert!

In dem Univerſitätsorganismus muſste ſeine Stelle erſetzt werden, die Wiſſenſchaft hat ſeine Errungenſchaften in ſich aufgenommen, ſeiner Familie aber und ſeinen Freunden wird er fehlen, ſo lange einer von ihnen Allen am Leben iſt. Er bildete nicht nur den Mittelpunkt in ſeinem Kinderkreiſe, ſondern auch in der weiteren Familie und traf irgend Jemanden ein Leid, wo er Hülfe und Rath brauchte, ſo verſtand

es ſich von ſelbſt, daſs man ſich an ihn wandte. Ereignete ſich im Kreiſe der Seinen ein Unglück, dann war er zur Stelle, um zu tröſten und ſeine ruhigen und eindringlichen Worte und die feine und ſchonende Art, mit welcher er die Gedanken von dem Gegenſtand des Schmerzes abzulenken ſuchte, verfehlten nie ihre Wirkung. Die Trauer war groſs und ſein Verluſt wird heute noch als ein friſcher lebhaft empfunden; die Lücke, welche ſein Tod geriſſen hat, wird niemals ausgefüllt werden. Seine Freunde, deren Zahl dem Gange der Natur zufolge mehr und mehr zuſammengeſchmolzen war, werden immer mit Vergnügen an den edlen Mann zurückdenken, dem alles Gemeine ein Greuel war, welcher mit Geiſt und Witz auch ein Herz verband, das für Jeden unter ihnen immer Theilnahme zeigte, an den Mann, von dem ſie wuſsten, daſs er ihren Geſchicken mit Aufmerkſamkeit folgte. »Alle diejenigen«, ſagt Waldeyer, »welche dem Dahingeſchiedenen näher ſtanden, werden ihm bis zu ihrem Lebensabende das Gefühl treuer Liebe und dankbarer Hingebung bewahren, wie es edlen Menſchen über das Grab hinaus folgt.« Man muſs einen Mann glücklich preiſen, deſſen harmoniſch abgeſtimmte Seele es verſtand, mit ernſteſter und gewiſſenhafteſter Arbeit harmloſen und heiteren Lebensgenuſs zu verbinden, dem die Natur neben den höchſten Gaben des Geiſtes auch den Schatz eines tiefen Gemüthes verlieh. Er verdient voll und ganz die hohe Achtung, welche ihm im Leben zu Theil ward, das ehrende Andenken, welches ihm im Tode folgt.

Fragt man ſich, was Henle vom erſten Tag ſeiner Anweſenheit ſo ſehr an Göttingen angezogen hat, ſo iſt dieſe Frage leicht zu beantworten, es war neben der nöthigen Muſse für ſeine literariſchen Arbeiten ſein Lehrgebiet. Er hatte ganz allein die menſchliche Anatomie zu vertreten und nichts Anderes. So vollkommen und geiſtvoll er auch alle früheren Lehraufträge bewältigt hatte, ſo war es ihm doch natürlich erwünſcht, der Disciplin, welcher ſeine Neigung angehörte, allein leben zu können. Er las Oſteologie, ſemeſterweiſe abwechſelnd mit ſeinem Proſector, die ſyſtematiſche und allgemeine Anatomie und leitete den Secirſaal mit nie ermüdendem Eifer. Ein Jahr nach Beginn ſeiner Göttinger Lehrthätigkeit hatte er auch begonnen, topographiſche Anatomie zu leſen, ein Gebiet, auf welchem er ſich noch nicht verſucht hatte. Er ſchreibt an Pfeufer: »Ich leſe dieſen Winter zum erſten Mal chirurgiſche Anatomie, was mir viel Arbeit, aber auch viel Vergnügen macht. Ich muſs dabei immer an unſeren alten Freund Hitzig denken, der ein Colleg, ich weiſs nicht, über welche orientaliſche Sprache, ankündigte, weil er nichts von derſelben verſtand. Doch ſehe ich, daſs hier manche Schätze zu heben ſind und bin auf dem beſten Weg, ein ganz grober Anatom zu werden, im Gegenſatz zu meinem Vorgänger, der in ſeinen alten Tagen ein feiner wurde.« Man wird ſich nicht wundern, daſs er auch in dieſer Vorleſung in der That ſeine Zuhörer dauernd feſſelte und befriedigte, und daſs er dieſelbe noch in den letzten Jahren ſeines Lebens mit dem alten Beifall las. Die hiſtologiſchen Curſe gab er niemals ſelbſt, er überlieſs ſie ſeinen Proſectoren.

In den Vorleſungen zeichnete ſich Henle auſser durch die klare und ſchöne Darſtellung des Stoffes ganz beſonders durch die virtuoſe Art aus, mit welcher er ſeine Zeichnungen auf die Tafel warf. Mit wenigen Kohleſtrichen — er zeichnete immer mit Kohle — verſtand er es, höchſt charakteriſtiſche und klare Figuren hervorzubringen, welche dem aufmerkſamen Zuhörer ſtets im Gedächtniſs hafteten. Wie feſt ſeinem Gedächtniſs die anatomiſchen Formen eingeprägt waren, geht daraus hervor, daſs er, ohne daſs es ſeine Zuhörer beachteten, gelegentlich die Kohle auch in der linken Hand führte.

Waldeyer äuſsert ſich [1]) über Henle's Vorleſungen folgendermaſsen: »Jeder, der den Vorzug hatte, ihn zu hören, wird zuſtimmen, daſs er unter die vorzüglichſten Docenten zu ſtellen ſei, die Deutſchland aufzuweiſen hat. Klarheit und Präciſion des Ausdruckes verband ſich mit hoher Formvollendung und Feinheit des Satzbaues. Auch fehlte das attiſche Salz nicht, wo es am Platze war. Nimmt man dazu die paſſende, nie im Ueberfluſs angewendete Geſte, die geſchickte Hand, welche in leichter, gefälliger Weiſe das geſprochene Wort mit der Zeichnung zu begleiten verſtand, den gewinnenden Ton der Sprache, das geiſtvolle blitzende Auge, welches das ganze Auditorium umfaſste, ſo wird man verſtehen, daſs er auch in der »Knochen- und Bänderlehre« ſeine Zuhörer zu feſſeln wuſste und manchen angeregt hat, ihm auf das ſo meiſterhaft beherrſchte Gebiet zu eigenen Verſuchen zu folgen. In ſeltener Weiſe verſtand er es, in ſeinen

---

[1]) Nachruf in Arch. für mikr. Anat. l. c.

Vorträgen Mafs zu halten, fowohl in dem, was er in einer jeden Stunde gab, als in dem, was er im Semefter zu bieten hatte. Kein Sprung, kein übermäfsiges Verweilen bei irgend einem Lieblingsthema, keine überflüffige perfönliche Polemik; aber wohl, wo es am Platze war, eine Befprechung der Tages- und Streitfragen mit befcheidener Betonung der eigenen Meinung, fo dafs auch das allfeitige Intereffe an dem Fortfchritte der Wiffenfchaft bei den Zuhörern geweckt wurde. So kam es, dafs Henle ftets feine Vorlefung ganz zum Abfchlufs brachte, ohne gegen das Ende des Semefters Stunden einfchieben, oder in jene gallopirende Vortragsweife verfallen zu müffen, die manchen Docenten, nicht zum Vortheile ihrer Hörer, mit dem Herannahen der Ferien eigenthümlich wird. Man fah und merkte es überall, Henle beherrfchte vollkommen und in jeder Beziehung das von ihm erkorene wiffenfchaftliche Gebiet.«

Trotzdem beftand die einzige Vorbereitung, die er in feiner Göttinger Zeit für die Vorlefungen traf, im Zufammenfuchen der Präparate, welche er ftets eigenhändig aus den Schränken nahm und ebenfo zurückftellte, fehr zum Nutzen der Sammlung. Er unterhielt fich fehr oft bis zum Moment, in welchem er in den Hörfaal ging, lebhaft über die verfchiedenften Themata, ohne dadurch nachher im Geringften geftört zu fein. Aufzeichnungen für feine Vorlefungen befafs er, abgefehen von einer unvollftändigen Einleitung in die fyftematifche Anatomie, welche fich in feinem Nachlaffe fand, nicht; nur die Bänder der Wirbelfäule hatte er fich auf ein kleines Blättchen gefchrieben, welches er vor der betreffenden Stunde einmal überflog. Wenn er aber

wieder eine Lieferung ſeines grofsen Handbuches herausgegeben hatte, dann nahm er es wohl gelegentlich zur Hand, um nachzuſehen und klagte ſcherzend darüber, dafs er nun gezwungen ſei, genau nach Henle zu lehren. Trotz dieſer enormen Sicherheit des Vortrages aber befand er ſich jedesmal vor der erſten Vorleſung des Semeſters in einer Aufregung, welche er nicht bemeiſtern konnte und welche ihn zwang, unruhig umherzugehen. Dieſer Zug ſeines Weſens beweiſt wieder ſeine grofse Beſcheidenheit, welche ihn, den berühmten Docenten, ſelbſt ſeinen jugendlichen Zuhörern gegenüber nicht verlieſs und giebt zugleich Zeugnifs von dem Ernſt, mit welchem er an ſeine Semeſteraufgabe ging. Seine grofse Gewiſſenhaftigkeit erlaubte es ihm auch nur in der äufserſten Noth, einmal die Vorleſung auszuſetzen und da er faſt niemals krank war, ſo kam dies überhaupt jahrelang nicht vor. Selbſt in dem letzten halben Jahre ſeines Lebens, wo er bereits von furchtbaren Schmerzen im Arm gepeinigt wurde, hielt er ſeine Vorleſungen in hergebrachter Weiſe.

Seine Zuhörer waren ihm aber auch äufserſt dankbar. Sie ehrten den »alten Jacob«, wie der beliebte Mann genannt wurde, bei jedesmaligem Beginn und Beſchluſs der Vorleſungen durch das in Göttingen ortsübliche »Trampeln«, welches ſo begeiſtert ausgeführt wurde, dafs man für den Beſtand des Hauſes fürchten muſste und brachten ihm jedesmal an ſeinem Geburtstage eine Ovation. Auch über den Kreis der Facultät hinaus war ſein Ruf als Docent in Göttinger Studentenkreiſen verbreitet und wer Göttingen ganz kennen lernen wollte, der hörte einmal eine Stunde

bei Henle, ebenſo wie man es auch nicht verſäumte, einmal bei Lotze zu hoſpitiren. Durch Henle wurde in Göttinger Docentenkreiſen die Tradition geſchaffen, daſs bei einem akademiſchen Vortrag auſser dem Inhalt auch die Form die höchſte Beachtung verdient, und auch heute noch bemüht ſich ein nicht geringer Theil der Docenten mit gröſserem oder geringerem Glück, dem Henle'ſchen Vorbild nahe zu kommen.

Henle machte in ſeiner Göttinger Zeit auch »Schule«, d. h. er ſandte Specialſchüler hinaus, welche auf anderen Univerſitäten in ſeinem Sinne wirkten. In erſter Linie ſind als ſolche ſeine Proſectoren zu nennen, deren er im Laufe der Jahre fünf hatte, nämlich Teichmann, Ehlers, Merkel, von Brunn und Schiefferdecker. Der Erſtere war ſchon in Heidelberg ſein Schüler geweſen und folgte ſeinem Lehrer nach Göttingen. Seine groſse präparatoriſche Geſchicklichkeit brachte der Sammlung eine Anzahl trefflicher Präparate. Ehlers konnte in ausgiebiger Weiſe bei den Injectionen der Niere zu Henle's groſser Arbeit mitwirken. Merkel betheiligte ſich an der Herſtellung der Präparate für die Nervenlehre des Handbuches, Brunn und Schiefferdecker unterſtützten ihren Chef durch ihre Sicherheit in den neueren hiſtologiſchen Methoden. Um eine umfangreiche Zahl von Privatſchülern auszubilden, dazu genügten die Räumlichkeiten des Inſtitutes nicht. So lange er lebte, muſste ſich Henle überhaupt mit den allerbeſcheidenſten Studienmitteln begnügen und Miniſter von Goſsler hatte ſehr recht, als er mit Bezug auf Henle zum Schreiber dieſer Zeilen ſagte, daſs zu groſsartigen Arbeiten ein gut ausgeſtattetes Inſtitut keineswegs

nöthig ſei. Hat ja doch Schwann ſeine Unterſuchungen in ſeinem Privatzimmer gemacht und hat doch Koch ſeine weltbewegenden Arbeiten zum guten Theil nicht einmal an einer Univerſität, ſondern in dem entlegenen Wollſtein unternommen. Das Genie kann mit den einfachſten Mitteln arbeiten und die Schüler, welche in Räumlichkeiten, wie es die der Göttinger Anatomie waren und zum Theil noch ſind, bei ihrem Lehrer aushalten, meinen es ernſt mit der Sache. Ueberblickt man die oben angeführte Liſte der Unterzeichner jener Jubiläumsadreſſe, dann wird man unter Henle's Schülern manchem in der Wiſſenſchaft klangvollen Namen begegnen. Doch aber iſt es ſehr zu bedauern, daſs er ſich in der Aufnahme junger, ſtrebſamer Männer ſo ſehr beſchränken muſste, es würden seine bahnbrechenden Ideen in breitere Schichten der naturwiſſenſchaftlichen Welt hineingetragen worden ſein. Wie mit den Räumen des Inſtitutes, ſo war es auch mit dem Perſonal und dem Etat. Ein Proſector bildete die einzige Aſſiſtenz und ein Diener hatte für das ganze Inſtitut zu ſorgen. Der Etat war lächerlich gering, da ihm aber einmal in seinen letzten Jahren eine Bitte um Erhöhung abgeſchlagen worden war, glaubte er bei der Gerechtigkeit ſeiner Forderung und angeſichts der Bedeutung ſeiner Arbeiten ſich ſchuldig zu ſein, einer zweiten Fehlbitte aus dem Wege zu gehen und er verlangte in gekränktem Stolz nur das für den Betrieb abſolut Nothwendige. Es blieb ihm nichts übrig, als die Verbeſſerung und Erweiterung der Anatomie ſeinem Nachfolger als Vermächtniſs zu hinterlaſſen. Könnte er es ſehen, ſo würde er ſich gewiſs heute über Vieles, was erreicht iſt, freuen.

Wie die Züricher Periode des Gelehrten durch das Erſcheinen der »allgemeinen Anatomie«, die Heidelberger- durch das der »rationellen Pathologie« gekennzeichnet wird, ſo hat der letzte Ort ſeiner Wirkſamkeit das »Handbuch der ſyſtematiſchen Anatomie« der mediciniſchen Welt geſchenkt. Daſſelbe iſt ſo gut wie vollſtändig eine Frucht Göttinger Arbeit, denn die Vorſtudien reichen kaum in das letzte halbe Jahr der Heidelberger Zeit zurück. Von dem Erſcheinen des erſten Heftes 1855 bis zu dem des letzten 1871 vergingen ſechzehn Jahre. Wenn man bedenkt, wie Henle arbeitete und wie wenig er gerade in dieſer Zeit durch äuſsere Einflüſſe geſtört war, dann kann man ermeſſen, welch' coloſſales Quantum an Arbeit in dieſen drei Bänden ſteckt. Das ganze Buch erlebte zwei Auflagen, das erſte Heft deren drei. Man darf ſagen, daſs der Erfolg der Arbeit der aufgewandten Mühe entſprochen hat. Das Buch reformirte die Anatomie und deren Darſtellung ſo ſehr, daſs kein ſpäter erſchienenes Hand- oder Lehrbuch der Disciplin ſich ſeinem Einfluſs, ſei es abſichtlich, ſei es unabſichtlich, zu entziehen vermochte.

Ueber die in dem Werke verfolgten Ziele ſpricht ſich Henle in der Vorrede zu dem erſten Heft ſelbſt aus. Er ſagt: »Wenn der Verfaſſer die Gunſt, nach welcher er ſtrebt, ſich erwirbt, ſo muſs er ſie der Methode der Darſtellung verdanken.

Die Tendenz des Buches iſt eine praktiſche. Ich verſtehe aber unter einer praktiſchen Behandlung der Anatomie weder die Bevorzugung der für den Arzt wichtigeren Körpertheile, noch eine gelegentliche Hinweiſung auf Operationsregeln und Aehnliches, ſondern eine Weiſe des Vortrages, welche für alle praktiſchen Fälle ein Bild des Geſehenen in der Phantaſie des Beſchauers und Leſers zurückläſst. Auf dieſer Tendenz beruht die Verwebung des Textes und der Figuren, die deshalb eine unerläſsliche war, weil der Text das Auge des Leſers zu den abgeleiteten Formen leiten will und die Abbildungen die im Text gegebene Anregung,

beſchriebene Formen ſich vorzuſtellen, unterſtützen ſollen. Der Text konnte deshalb weder ſo kurz, noch an ſich ſo faſslich eingerichtet werden, als man es von Hülfsmitteln des erſten Unterrichtes erwartet; ich habe aber die Hoffnung, daſs die Beſchreibung in dem Maſse, wie ſie das Verſtändniſs der Figuren fördert, ſich ſelbſt überflüſſig machen werde.

Die Abbildungen ſind um ein gutes Theil eleganter, aber nicht viel complicirter, als diejenigen, welche der Verfaſſer ſeit Jahren bei anatomiſchen Demonſtrationen an die Tafel zeichnet und ſeinen Zuhörern nachzuzeichnen zumuthet. Abgeſehen davon, daſs dieſe Einfachheit der Figuren eine Bedingung war, um in der Zahl derſelben unbeſchränkt zu ſein, ſo glaube ich dadurch auch die Auffaſſung des Weſentlichen erleichtert zu haben. — Als Muſter (bei den Abbildungen) ſchwebte mir der Charakter architektoniſcher Zeichnungen vor, welche von Licht und Schatten nur ſo weit, als zur Andeutung der Form nothwendig iſt, Gebrauch machen, die Verſchiedenheit des Materiales durch conventionelle Strichweiſen ausdrücken, von allen Zufälligkeiten der Wirklichkeit abſehen und ſo freilich gerade auf Alles verzichten, was ein Architekturbild pittoresk machen kann. Ebenfalls nach dem Vorbild des Architekten habe ich mein Object mit Hülfe von Durchſchnitten zu erläutern geſucht. Es iſt zur Orientirung in dieſen Durchſchnitten nicht unweſentlich, daſs ſie ſich mühelos auf einander und auf die Façade beziehen laſſen; deshalb wurde immer von Horizontalſchnitten die obere, von Schnitten, welche den Körper in vordere und hintere Hälfte trennen (Frontalſchnitten), die hintere Schnittfläche abgebildet.

Bei der Verbindung, in welcher Text und Abbildungen zu einander ſtehen, wird man, wie ich hoffe, eine beſondere Erklärung der letzteren nicht vermiſſen. Sie iſt einigermaſsen dadurch erſetzt, daſs die Einzelheiten mit den charakteriſtiſchen Anfangsbuchſtaben ihrer Namen bezeichnet und die Namen der Einzelheiten, welche man auf

den Abbildungen zu ſuchen hat, im Texte durch den Druck ausgezeichnet ſind.

Was nun die anatomiſche Terminologie betrifft, ſo bin ich mit dem Verſuche einer Vereinfachung derſelben vorgegangen, den ich der wohlwollenden Prüfung der Fachgenoſſen empfehle: daſs die üblichen Benennungen anatomiſcher Gegenſtände nicht immer treffend, nicht immer wohllautend, öfters geſchmacklos und im Allgemeinen principlos ſind, iſt eine von allen Seiten eingeräumte Thatſache. Doch iſt dies ein Uebelſtand, den die Anatomie mit vielen Natur- und techniſchen Wiſſenſchaften theilt und den, bei der Ausbildung, welche ſie einmal erlangt hat, auch die conſequenteſten Neuerungen nicht mehr beſeitigen werden. Ein Uebelſtand aber, der die Anatomie auszeichnet, iſt die Häufung gleichbedeutender Namen für dieſelbe Sache. In den übrigen Naturwiſſenſchaften gilt die Synonymie als eine Laſt, deren man ſich gern entledigte; ſind durch Miſsgriffe einem Körper mehrere Namen zu Theil geworden, ſo verſchwinden doch, ſobald der berechtigte feſtgeſtellt iſt, die übrigen aus dem Gebrauche. In anatomiſchen Werken aber, und zwar nicht blofs in gelehrten, zieht man obſolete Namen ans Tageslicht; zwei Benennungen durch ein seu zu verbinden, iſt das Wenigſte, was der anatomiſche Anſtand erfordert, und dies geht ſo weit, daſs die Entdecker ſelbſt ihre Neuigkeiten, wie vornehme Eltern ihre Kinder, mit einer Anzahl Namen ausſtatten. Ich habe mich für jeden Körpertheil immer nur einer und derſelben Bezeichnung bedient; gebräuchliche Synonyme ſind in Noten unter dem Text angegeben; daſs ungebräuchliche in Vergeſſenheit gerathen, wollte ich, ſo viel an mir liegt, nicht verhindern.

Unter dieſen Umſtänden aber muſste die Wahl des beizubehaltenden Namens ein Gegenſtand ernſter Erwägung ſein. Daſs nicht das hiſtoriſche Princip, wie in den Naturwiſſenſchaften, maſsgebend ſein konnte, liegt auf der Hand; die meiſten erſten Namen der Dinge würden wie ganz

neue klingen. Oft gab die Rückſicht auf die Kürze oder die Sinnigkeit der Namen den Ausſchlag; Benennungen nach Gelehrten, wie Antrum Highmori, Canalis Fallopiae und viele andere, ſuchte ich zu vermeiden, ſchon aus dem Grunde, weil, wie bereits Sömmering rügt, dieſe Art anatomiſcher Ehrenzeichen nur ſehr ſelten den trafen, der ſie verdient hatte.

Eine Rechtfertigung bedarf vielleicht die Unbeſtändigkeit im Gebrauche lateiniſcher und deutſcher Kunſtausdrücke. Ich bekenne, daſs es keine unabſichtliche iſt. Am wünſchenswertheſten wäre mir die Durchführung einer neutralen und den Nationen, die ſich mit unſerer Wiſſenſchaft beſchäftigen, gemeinſamen, lateiniſchen Terminologie geweſen; denn ich vermag nicht eine Bethätigung des Patriotismus darin zu erkennen, daſs man fremden Völkern den Zugang zu dem wiſſenſchaftlichen Erwerb des eigenen erſchwert. Aber von dem Hepate oder den Oculis zu reden, iſt ſelbſt unter den Fachmännern ſchon längſt nicht mehr möglich; ſo wird im Allgemeinen, wie das Intereſſe an einer Sache ſich verbreitet, der Trivialname unvermeidlicher und ſo ſind auch in dieſem Buche die vielfach wiederkehrenden Dinge deutſch benannt. Die wahrhaften Vortheile an Präciſion und Kürze, welche in vielen Fällen lateiniſche Ausdrücke gewähren, ſollte man ſich aber nicht entgehen laſſen. Wo unſere Sprache ſchleppende zuſammengeſetzte Wörter bildet, während die lateiniſche den weſentlichen Theil der Bezeichnung als Beiwort zu einem Hauptwort fügt, welches allenfalls abgekürzt oder weggelaſſen werden darf, da verdient die lateiniſche unbedingt den Vorzug. Es giebt andere Mittel, die Liebe zum Vaterlande und zur Mutterſprache zu beweiſen, als die Opfer an Zeit und Zunge, die man bringt, wenn man z. B. ſtatt der oder die Cruralis und ſtatt N., A. oder V. cruralis Schenkelnerv, Schenkelpulsader und Schenkelblutader ſpricht und ſchreibt.«

Gleich das letzte mögen ſich die modernen Puriſten

gefagt fein laffen, welche heute auf Koften der Klarheit und Kürze in allen Gebieten von Wiffenfchaft und Leben die Fremdwörter entfernen möchten. Was die Anatomie anlangt, fo wird bei mündlichem Vortrag oder im wiffenfchaftlichen Gefpräch fchon aus Bequemlichkeit ganz ficher Niemand anders als nach den Wünfchen Henle's verfahren; in anatomifchen Publicationen aber wird ebenfalls jeder Autor, um gelefen zu werden, die lateinifche Bezeichnung mindeftens beizufchreiben genöthigt fein. Die Wiffenfchaft, wenigftens die medicinifche, foll und darf keine nationale fein, fie kann ihren rein internationalen Charakter aus den nächftliegenden Gründen niemals einbüfsen. Ich möchte wenigftens die Nation kennen, welche nicht begierig die Erweiterungen der Kenntniffe auf theoretifchem wie praktifchem Gebiet ergriffe, mögen fie kommen, woher fie wollen, fondern des Nationalitätsprincipes wegen auf dem Standpunkt von Hippokrates, Galen oder Paracelsus ftehen bliebe. Wenn Leben und Gesundheit des eigenen, lieben Ich in Frage kommt, dann fallen alle Schranken, welche die Völker vielleicht im Uebrigen zwifchen fich aufrichten und erhalten. Es ift überhaupt zu beklagen, dafs der ausfchliefsliche Gebrauch der lateinifchen Sprache, wie er noch bis Anfang diefes Jahrhunderts für mündliche wie fchriftliche Ueberlieferung medicinifcher Thatfachen in Gebrauch war, abgekommen ift; der internationale Charakter der Forfchungsrefultate würde weit mehr gewahrt bleiben. Man wende dabei nicht ein, dafs die rapiden Fortfchritte und die Entdeckung ungeahnter Dinge den Gebrauch der lateinifchen Sprache unmöglich machten. Wir mufsten die Bezeichnungen für bis dahin Unbekanntes in den modernen Sprachen erfinden, wir würden fie auch im Lateinifchen erfunden haben, wenn heute ebenfo wie früher jeder Gelehrte fähig wäre, diefe Sprache zu fprechen und zu fchreiben. Das Bedürfnifs einer neutralen Gelehrtenfprache ift ein weitgehendes, wie mehrfach wiederholte Verfuche beweifen, eine folche zu bilden.

Was die Reform der anatomiſchen Terminologie betrifft, ſo ſagt die Kieler Jubiläums-Adreſſe: »In dem Irrgarten der alten Nomenclatur haben Sie feſte, leichtkenntliche Wege gezogen, deren Geleiſe, ſoweit wir vorausdenken können, niemals zerſtört oder verlaſſen werden wird.« In der That ſind auch die von Henle aufgeſtellten Namen mehr und mehr in die ganze Medicin eingedrungen, und es wäre auch ſonderbar, wenn es anders gekommen wäre. Denn unſer Gelehrter beherrſchte, wie kein anderer vor ihm, die Disciplin der Anatomie und daneben zeichnete er ſich auch durch feinen Tact und ausgeſprochen guten Geſchmack aus, was bei einer Arbeit, wie es die unternommene war, nicht zu unterſchätzen iſt. In der letzten Zeit iſt eine Anzahl von Anatomen zu einer Nomenclatur-Commiſſion zuſammengetreten, welche es wieder einmal unternehmen will, in dem Irrgarten der alten Nomenclatur neue Wege zu ziehen. Es iſt ſchon jetzt vorauszuſagen, daſs ihre Arbeit, von einigen nebenſächlichen Dingen abgeſehen, zuletzt eine glänzende Sanction der Henle'ſchen Reformen werden muſs, wenn ſie ihre Aufgabe mit Verſtändniſs und Geiſt löſt und ſich nicht auf Nimmerwiederſehen in jenem Irrgarten verlieren will. Denn die wiſſenſchaftliche, öffentliche Meinung iſt noch niemals von einer büreaukratiſchen Arbeitscommiſſion überzeugt worden, wenn ſie ſtatt deſſen die Wahl hatte, ſich von der lebendigen Kraft und dem individuellen Zauber des Genies fortreiſsen zu laſſen. Noch jede wirklich dauerhafte Reform in der Medicin iſt das perſönliche Verdienſt eines Forſchers geweſen, der es verſtand, mit kühnem und ſicherem Griff die kleinen und zerſtreuten Reſultate langer Arbeit zu einem klaren Ganzen zuſammenzufaſſen, und ſo wird es immer bleiben.

Ein ſehr bedeutungsvoller Fortſchritt in dem Henle'ſchen Buche iſt die gegenſeitige Durchdringung von Bild und Wort. Flemming (l. c.) ſagt hierüber: »Man möge daran zurückdenken, was vor ihm beſtand: zum Theil wohl gute Lehrbücher, von denen aber keines an den Verſuch

dachte, zugleich ein Atlas zu ſein. Darin liegt, wie mir ſcheint, eins der Hauptverdienſte des Henle'ſchen Buches, daſs er dies Problem aufnahm und glänzend gelöſt hat: die Veranſchaulichung durch das Bild nicht dem Folianten vorzubehalten, der ſelten aufgeſchlagen wurde, ſondern es in das tägliche Studium des Mediciners einzuführen, indem es faſt nichts unabgebildet lieſs, was im menſchlichen Körper zu ſehen iſt und dieſen Bildern eine vortreffliche Anordnung und wahrhaft künſtleriſche Ausführung gab.« Seine Figuren ſucht er loszuſchälen von allen Zufälligkeiten individueller Bildung und dem Beſchauer nur die Norm vorzuführen. Auf die Figuren aber nimmt der Text Schritt für Schritt Bezug. Es iſt auch charakteriſtiſch, daſs Henle dieſelben ſtets erſt zeichnen lieſs und dann zu denſelben den Text ſchrieb.

Bei einer ſolchen Anordnung des Stoffes wird es dem Leſer unmöglich gemacht, in ödes und mechaniſches Auswendiglernen zu verfallen, er wird geradezu gezwungen, in das Verſtändniſs der Formen einzudringen. Für den Studenten, der nur den Wunſch hat, ſich ſo raſch wie möglich und mit ſo wenig Arbeit wie möglich durch das Examen zu winden, um dann als ärztlicher Handwerker gedankenlos Recepte zu ſchreiben, für dieſen iſt Henle's Buch zu hoch, der lernt nach Heitzmann's hölzernen Bildern, welche ausſehen, als ſeien ſie die Zeichnungen von ſchlechten Papiermaché-Nachbildungen der Präparate, bequem und raſch das Dürftige, was er unbedingt nöthig hat. So ſehr Henle die ſchlechten Bilder Heitzmann's und ähnlicher Autoren haſste, ſo ſind auch ſie ein Triumph für ſeine Lehrmethode, denn ganz im Gegenſatz zu früherer Zeit begnügt ſich heute zwar der wenig ſtrebſame Student mit einem Bilde und einer kurzen und lakoniſchen Erklärung dazu, denkt aber nicht mehr daran, umgekehrt aus einem Text ohne Bilder ſeinen Memorirſtoff zu ſchöpfen.

Der Verfaſſer vertiefte ſich in jedes Einzelcapitel ſeines Buches auf das Eingehendſte und es giebt keine Zeile,

welcher eine Ermüdung anzumerken wäre; er ſchreibt über jedes Thema eine erſchöpfende Abhandlung, wie man ſie ſonſt nur in geſonderten Specialarbeiten gewöhnt war. Deshalb ſtellt das Buch auch eigentlich eine Aneinanderreihung von Monographien dar, welche unter einer groſsen, ordnenden Grundidee zuſammengefaſst ſind. In Zuſammenhang mit dieſer Darſtellungsweiſe ſteht es, daſs er eine breitere Figurenerklärung fortläſst. Die Bezeichnung der Figuren mit charakteriſtiſchen Anfangsbuchſtaben war neu und iſt jetzt weit über die ſpeciell anatomiſche Literatur hinaus in Gebrauch gekommen. Sie iſt auch überaus bequem und muſste die früher allgemein gebräuchliche, farbloſe Bezeichnung durch Zahlen oder Buchſtaben des Alphabetes verdrängen, deren Verſtändniſs auch der Kundige natürlich in der Erklärung unter den Figuren auffuchen muſs. Man iſt in letzter Zeit ſogar noch weiter gegangen und hat für den Anfänger nicht nur die Anfangsbuchſtaben der Benennungen, ſondern dieſe ſelbſt vollſtändig beigefügt, was für den der Anatomie Kundigen unnöthig und auch unſchön iſt. Henle wiegte ſich in der Hoffnung, daſs vielleicht ſeine Erfindung in ähnlicher Weiſe in Gebrauch kommen könnte, wie etwa die chemiſchen Bezeichnungen für die Elemente, doch möchte ich dies meinerſeits nicht für möglich halten, da die anatomiſchen Buchſtabenbezeichnungen viel zu zahlreich und zu mannigfaltig ſind.

Ueber die Schreibweiſe des Buches äuſsert ſich Flemming in ſeinem mehrfach citirten Nachruf: »Man kann ſich faſt wundern, daſs ein Lehrbuch von ſolchen Vorzügen, das ſelbſt der kritikluſtigſte Mitbewerber Hyrtl als vollſtes, allen überlegenes Meiſterwerk anerkannte, nicht noch weit gröſsere Popularität und Verbreitung als Lernmittel erlangt hat, als es in der That beſitzt. Die Urſache liegt wohl zum groſsen Theil in ſeinem Umfang, zum nicht geringen aber auch in einer Eigenart der Darſtellung, die Henle's ganzer didaktiſchen Schreibweiſe zukommt und für ſeine geniale Natur kennzeichnend iſt. Er war ein Redner mit

der Feder, wie er es auf dem Lehrſtuhl war. Er liebte nicht nur eine ſchön geformte Sprache, er neigte auch zu einer feinen und beſonders gewählten, die alltägliche Wendung meidenden Ausdrucksweiſe. Auch wo er rein deſcriptiv iſt, zeigt ſich überall das Beſtreben, nicht nur den Dingen neue, ungewöhnliche Seiten abzugewinnen, ſondern auch der Schilderung des Bekannten irgend eine andere Form zu geben, als ſie vordem üblich war. Darum haben ſeine Schriften für den, der ſie genau lieſt, einen ſo beſonderen Reiz; darum ſind ſie aber auch nicht das bequemſte Handwerkszeug für den, der in recht kurzer Zeit möglichſt viel Material aufnehmen will.«

Bei der Originalität der Unterſuchung und einer ſolchen Betrachtungsweiſe iſt es ſelbſtverſtändlich, daſs die »ſyſtematiſche Anatomie« eine groſse Anzahl neuer Entdeckungen enthält, welche die Wiſſenſchaft bereicherten, und eine Durchſicht der Titel von den in der Göttinger Zeit veröffentlichten, ſelbſtſtändigen Artikeln Henle's zeigt Schritt für Schritt, wie die Arbeit gefördert wurde. Ueber die neuen Thatſachen im Handbuch ſelbſt berichtet er jedesmal nach dem Erſcheinen eines Heftes in ſeinem Jahresberichte.

Gleich in der Oſteologie bot das Rumpfſkelet und namentlich der Schädel Gelegenheit zu einer Anzahl bedeutſamer Bemerkungen. Zuerſt iſt beachtenswerth die ſcharfe Scheidung, welche Henle zwiſchen den Beugewirbeln und Drehwirbeln macht; ſodann die Erkenntniſs der Bedeutung der Tuberositas vert., die Erklärung des Querfortſatzes, Proc. mamill. und access. der Bauchwirbel, die richtige Deutung der Forr. sacralia. Was den Schädel anlangt, ſo iſt beſonders die originelle Betrachtungsweiſe des groſsen Weſpenbeinflügels hervorzuheben, welche zur Aufſtellung der Crista infratemporalis führt. An demſelben Knochen wird der Limbus sphenoid. unterſchieden. Am Schläfenbein wird die Fissura Glaseri in die Fiss. petro-squamosa und petro-tympanica zerlegt; die Corteſi'ſchen Knöchelchen werden richtig gedeutet. Am Oberkiefer wird

der Jochfortſatz mit den Canal. infraorbitalis in neuer Weiſe beſchrieben. Das Thränenbein wird genau unterſucht und der Can. nasolacrymalis beſſer wie bisher geſchildert. Am Unterkiefer wird die Crista buccinatoria entdeckt. Was die Extremitäten anlangt, ſo iſt die Vergleichung von Arm und Bein nicht ganz gelungen. An der oberen Extremität wird die Rolle des Armbeines, an der unteren die Linea obliqua femoris und die Crista interossea fibulae neu und richtig beſchrieben.

Dies ſind nur einige Hauptpunkte der Arbeit, in zahlreichen anderen Dingen iſt Henle's Betrachtungsart ebenfalls originell, treffend und fördert Neues zu Tage. Die Entſcheidung über ſtreitige Punkte iſt allenthalben mit ruhigſter und objectivſter Würdigung des Thatbeſtandes getroffen. Die Beſchreibung vieler neuer Varietäten ſei ſchliefslich nur erwähnt.

Die Bänderlehre (1856) iſt eine beſondere Muſterleiſtung unſeres Gelehrten. Schon das einleitende allgemeine Capitel erweiſt, daſs er es verſteht, gerade in dieſem Abſchnitt neben der Anatomie auch den einſchlägigen phyſikaliſchen und phyſiologiſchen Fragen Rechnung zu tragen, und daſs er auch die Bedeutung der Mathematik für die Syndesmologie richtig erkennt. Beſonders ſind ſeine Bemerkungen über congruente und incongruente Gelenke hervorzuheben, ſeine Definition der Amphiarthroſen, ſeine Beſchreibung der Kapſel bei beweglichen und unbeweglichen Gelenken. Auch die Feſtſtellung der Thatſache, daſs die Kapſel immer zuerſt die Hemmung bei den Bewegungen bildet, iſt Henle's geiſtiges Eigenthum. Die einzelnen Capitel durchzugehen, iſt ganz unmöglich, ſie ſind alle originell, oft überraſchend, und ein Blick auf die Noten unter dem Text der Lieferung erweiſt, welche Verwirrung gerade hier beſtand und zu beſeitigen war. Die Bänder der Wirbelsäule und des hinteren Endes der Rippen ſind beſonders hervorzuheben, auch die Bänder an Hand und Fuſs; vorzüglich die Handwurzel iſt ſehr intereſſant beſchrieben.

Die Muskellehre (1858) bringt als eine Thatſache von allgemeinerer Bedeutung das weitverbreitete Vorkommen der Sehnenbogen, von welchen neben dem längſt bekannten Adductorenſchlitz zum Durchtritt der Oberſchenkelgefäſse, beſonders der Bogen des Coracobrachialis, des Flexor dig. ped. longus, des Gluteus medius als Einrichtungen von gröſserer Bedeutung hervorgehoben ſein ſollen. Auch das Lig. Pouparti wird in die Reihe der Sehnenbogen eingeordnet. Die Ligg. inguinale extern., lat. und med. in der Nähe deſſelben dürften ſich in der von Henle beſchriebenen Weiſe vielleicht nicht aufrecht erhalten laſſen. Eine ſehr bequeme, mehrfach nachgeahmte Neuerung iſt es, bei jedem Muskel auch Urſprung und Eintrittsſtelle der zugehörigen Nerven zu nennen. Was die Muskeln ſelbſt anlangt, ſo iſt beſonders die meiſterhafte Beſchreibung der Rückenmuskeln hervorzuheben, ſie giebt, wie die ganze Bänderlehre, Kunde von der Klarheit, mit welcher Henle ſeinen Stoff beherrſcht, mit welcher er Bedeutungsvolles von Nebenſächlichem zu ſcheiden weiſs. Auch die Beziehung des M. transversus abdominis zum M. t. thoracis wurde von ihm erkannt. Erwähnenswerth iſt die groſse Genauigkeit bei Beſchreibung der Geſichtsmuskeln. In manchen Dingen freilich war Henle auch nicht ſo glücklich; ſo hat die Folge gezeigt, daſs die Muskeln des Daumenballens wohl anders aufzufaſſen ſein möchten, wie er es that.

Die Eingeweidelehre erſchien in drei Abtheilungen (1862 bis 1866). In ihr tritt der Natur der Sache nach am deutlichſten die monographiſch genaue Bearbeitung der einzelnen Capitel hervor. Da iſt Nichts vernachläſſigt, auch die ſonſt höchſt ſtiefmütterlich behandelten, ſogenannten nebenſächlichen Dinge ſind mit der gleichen Genauigkeit geſchildert, wie alles Andere. Wir werden über das Perioſt des Labyrinthes ebenſo genau unterrichtet, wie über die Suprachoroidea, über die Structur der Ausführungsgänge der Speicheldrüſen ebenſo, wie über die der Gallenwege; ſelbſt ſo zarte Bildungen wie der Stäbchenzerfall der Epithel-

zellen in den Speichelgängen entgehen ihm nicht. Als Meiſter der Beſchreibung erweiſt ſich Henle wieder in den etwas verfahrenen Capiteln, ſo bei der Darſtellung der Musculatur der Zunge, des Schlundes, des Kehlkopfes, wo er den M. thyreo-ary-epiglotticus einführt, des Perineums, des Rectums. Ueberall ſtellt er Grundlagen feſt, welche die eigentliche Frageſtellung ſo klar und einfach geben, daſs die weitere Forſchung auf ihnen weiterzubauen vermochte.

Wer einen Blick in die ihm vorhergehende Zeit thut, der weiſs, welch unberechenbare Wohlthat gerade durch dieſe verſtändige Sichtung des Materiales der ganzen Disciplin erwieſen wurde. Man könnte in der Eingeweidelehre jedes einzelne Capitel Seite für Seite durchgehen, um neben dieſen allgemeinen Vorzügen der Darſtellung auch noch die einzelnen Entdeckungen aufzuzählen. Die ſeparaten Aufſätze, welche Henle in der Zeit des Erſcheinens der Eingeweidelehre veröffentlichte (ſiehe den Anhang), zeigen, daſs er überall neue Geſichtspunkte zu eröffnen hatte. Die hervorragendſte Entdeckung iſt zweifellos die der heute ſogenannten Henle'ſchen Schleife in der Niere. Er war ſelbſt ganz beſonders erfreut über den Fund und ſchreibt an Pfeufer: »Es iſt doch auch Zeit, liebſter Freund, daſs ich Dir von einem Glück, das mir widerfahren, Nachricht gebe, von dem Glück, in meinen alten Tagen eine Entdeckung zu machen, die merkwürdiger und überraſchender iſt, als irgend eine meiner früheren. Neben dem Vergnügen, an einem ſo tauſendfältig unterſuchten und ſo abgemachten Organ etwas Neues gefunden zu haben, genieſse ich noch die beſondere Satisfaction, daſs mein Fund auf Injection beruht und daſs die Collegen, die in mir nur die Redegabe anerkennen wollen, auch nicht einmal mehr von ihrer Injectionsſpritze aus auf mich herabſehen dürfen.«

Neben dieſem bedeutendſten Fund iſt noch eine ganze Reihe ebenfalls bedeutender namhaft zu machen; ich nenne nur den Nachweis der allgemeinen Verbreitung des conglobirten Gewebes in allen Schleimhäuten, die Darſtellung der

Anatomie des Darmtractus mit feinen Drüfen und Becherzellen, die der Leber, des Hoden, der Fimbria ovarica und Ampulle des Oviducts, die Unterfcheidung des compreffiblen und erectilen Gewebes, den Mechanismus der Erection und die Beziehungen des M. transversus perinei profundus zu derfelben, die Abtrennung der mufivifchen Schichte der Retina von der gangliöfen, das Septum orbitale, die nach ihm genannten Drüfen der Conjunctiva und vieles Andere.

Die Gefäfslehre erfchien 1868. In ihr ift befonders die Befchreibung des Herzens wichtig. Es wird jede Wand und jede Höhle auf das Genaueffe unterfucht, manches Neue dabei zu Tage gebracht und auch der Faferverlauf der Muskeln in der Herzwand eingehend ftudirt. Sehr verdienftlich war es, dafs Henle die Gefäfsvarietäten, für welche er feine eigene koftbare Zeit nicht verwenden wollte, von W. Krauffe genau bearbeiten liefs und in fein Buch aufnahm. Auch Arterien und Venen werden nach eigener Anfchauung befchrieben, was befonders aus den vortrefflichen und höchft überfichtlichen Abbildungen hervorgeht. Dafs hierbei aber nicht eben viel Neues und Epochemachendes gefagt werden konnte, verfteht fich von felbft. Die Lymphgefäfse hat Henle nicht felbft praktifch durchgearbeitet, die Darftellung ift eine compilatorifche.

Das letzte Heft, die Nervenlehre, wurde 1871 ausgegeben. Von ihm fagt Waldeyer: »Der Abfchnitt des Henle'fchen grofsen Werkes, welcher feinem Verfaffer am wenigften gut gelungen fein dürfte, ift wohl das Centralnervenfyftem. Er hat auch diefes von Anfang bis zu Ende felbftftändig durchgearbeitet, aber es fehlt der Darftellung hier und da an Ueberfichtlichkeit und Abrundung. So z. B. dürfte es nicht leicht fein, die Urfprungsverhältniffe der Hirnnerven in der Medulla oblongata und den Bau der letzteren felbft, oder die Hirnwindungen aus dem Henle'fchen Werke kennen zu lernen. Die zweite Auflage zeigt

hier zwar ſchon erhebliche Fortſchritte gegen die erſte, aber der an ſich ſchon ſchwierige, ſpröde und vielfach noch unſichere Stoff, bei dem die Anatomie ſo auſserordentlich viel von der Phyſiologie und Pathologie zu entlehnen hat, wächſt ſo raſch an, daſs man, am Ende der Bearbeitung angelangt, bereits die erſten Capitel wieder umgieſsen müſste. Dazu vermied Henle völlig jede ſchematiſche Zeichnung, und dieſe iſt, falls die Darſtellung gewiſſer Dinge leicht faſslich ſein und nicht ſchwerfällig werden ſoll, bei manchen Capiteln des Centralnervenſyſtems wohl an ihrem Platze. Wäre es Henle vergönnt geweſen, noch eine dritte Auflage dieſes Abſchnittes ſeines Werkes bearbeiten zu können, er hätte wohl ſicherlich auch die berührten Mängel ausgemerzt, da er ſich derſelben wohl bewuſst war.«

Der weſentlichſte Fehlgriff liegt darin, daſs Henle die Beſchreibung dreimal wiederholt. Die erſte Beſchreibung giebt die gröbſten Formverhältniſſe, die zweite die feineren Details und die dritte endlich das Mikroſkopiſche. Es wird durch ſtrenge Durchführung dieſes Princips manches Zuſammengehörige auseinandergeriſſen. Auch hätte vielleicht eine etwas eingehendere Berückſichtigung der Grundlagen, welche Reichert ſeiner Gehirnbeſchreibung gegeben hatte, nichts geſchadet. Henle hatte eine Abneigung gegen dieſe letztere im Ganzen. Der Schreiber dieſer Zeilen hatte ſchon nach dem Erſcheinen der erſten Auflage Gelegenheit genommen, ſeine Meinung über dieſe Dinge Henle gegenüber auszuſprechen. Dieſer war ebenfalls von der Nothwendigkeit einer Aenderung überzeugt und klagte ſehr darüber, daſs er nun die ganze Arbeit noch einmal machen müſſe. Nach dem Erſcheinen der zweiten Auflage ſagte er, ſich entſchuldigend, er ſei zu alt geweſen, um jene Aufgabe zu bewältigen, und wolle es mir überlaſſen, die mir nothwendig ſcheinende Umarbeitung ſpäter vorzunehmen. Es iſt dies bei der Beſorgung der dritten Auflage des »Grundriſſes«, ſo gut es bei der Kürze der Darſtellung dort möglich war, geſchehen.

In den Einzelheiten der Beſchreibung des Centralnervenſyſtems ſind ebenſo viele Bereicherungen unſerer Kenntniſſe zu verzeichnen, wie bei den anderen ſchwierigen Abſchnitten des Handbuches; ich hebe hervor: die genauere Anatomie der Vela medullaria, die Beſchreibung der Nebenpyramide, der Taenia pontis, der Textur der Corpp. geniculata, des Gyr. hippocampi, des Hippocampus ſelbſt, der Groſshirnrinde. Die Beſchreibung des Kleinhirns wurde vereinfacht, die Pia in allen Theilen genau geſchildert. Die Bezeichnung des Arachnoidealraumes als »phyſiologiſch waſſerſüchtiges Gewebe« iſt ſo treffend, daſs ſie nun allenthalben gebraucht wird. Um das Conarium richtig zu erkennen, fehlten die vergleichend anatomiſchen Vorbedingungen, der hintere Lappen der Hypophyſe wird als aus embryonalem Nervengewebe beſtehend geſchildert. Die Darſtellung der peripheriſchen Nerven iſt ausgezeichnet, wie die der Gefäſse; beſonders iſt die Verwendung der Reſultate von Phyſiologie und Pathologie bei Beſchreibung der Hirnnerven eine ſehr eingehende. —

Freuen wir uns, daſs deutſches Genie und deutſcher Gelehrtenfleiſs ein Werk zu Stande gebracht haben, wie dieſes Handbuch, welches in ſpäten Zeiten, wenn all' die kleinen Hügelchen neben ihm am fernen Horizont verſchwinden, als hochragender Fels zuſammen mit den Arbeiten von Veſal und Albrecht von Haller, und dieſen ebenbürtig, jedem Auge ſichtbar bleiben wird.

Auf Wunſch ſeines Verlegers ſammelte Henle nachher die Bilder ſeines Handbuches zu einem Atlas zum Gebrauch im Secirſaal und ſchrieb dann, durch die Verhältniſſe gezwungen, einen Text dazu als »Grundriſs«. Die Aufgabe war ihm höchſt unſympathiſch und er bat mich, ihm dieſelbe abzunehmen, da er keine Luſt habe, ſich ſelbſt abzuſchreiben. Auf meine Frage, ob er mir die Neigung zutraue, von einem Anderen abzuſchreiben, gab er ſich lachend darein, die Arbeit ſelbſt beſorgen zu müſſen. Daſs ſie ihm in gewohnter Weiſe gelungen iſt, bezeugt die That-

ſache, daſs die circa zweitauſend Exemplare ſtarke Auflage ſchon nach zweieinhalb Jahren vergriffen war und durch eine neue erſetzt werden muſste.

Was die übrige literariſche Thätigkeit Henle's während der Zeit des Erſcheinens ſeines Handbuches anlangt, ſo beſchränkt ſich dieſelbe auf ſeine Jahresberichte. Schon von 1849 an hatte er in Canſtatt's Berichten das Referat über die Fortſchritte der allgemeinen und ſpeciellen Anatomie übernommen. Er bedurfte ſeiner augenſcheinlich für die Orientirung über die Literatur, welche er zur Abfaſſung des zu ſchreibenden Handbuches durchzuarbeiten hatte, ebenſo wie er früher die pathologiſchen Berichte gemacht hatte, als er ſeine rationelle Pathologie ſchreiben wollte. Mit dem Abſchluſs der »ſpeciellen Anatomie« 1871 hört auch ſein Jahresbericht auf zu erſcheinen. Ob Henle ſich des Zuſammenhanges zwiſchen Buch und Bericht klar bewuſst war oder nicht, iſt mir nicht bekannt, jedenfalls aber verdankt der Bericht dem letzteren ſeine eigenthümliche Färbung und ſeinen ſo bedeutenden Erfolg. Er behandelte jedes Capitel ſo, wie man die Literatur für eine über den Gegenſtand zu ſchreibende Abhandlung behandelt; er ſtellte die erſchienenen Arbeiten zu einem Ganzen überſichtlich zuſammen. Nicht genug aber damit, wurde auch jede Einzelbemerkung dort aufgeführt, wo ſie ſich einordnete; war z. B. in einem Aufſatz über Nerven auch etwas über Bindegewebe eingeflochten, dann durfte man ſicher ſein, jedes an ſeinem Platze zu finden. Der Bericht war darauf berechnet, als Abhandlung geleſen zu werden und er wurde auch geleſen. Wer den Wunſch hatte, den augenblicklichen Stand einer Frage kennen zu lernen, der ſchlug den Bericht auf und war in einer halben Stunde orientirt. Bei einer ſolchen Art zu ſchreiben konnte Henle auch nicht kühl bleiben, wenn eine Arbeit gar zu wenig richtig oder wenn ſie ihm einen bedeutenden Fortſchritt darzuſtellen ſchien. Er griff dann zum Meſſer oder Mikroſkop und gab ſeinen Leſern ſogleich das Reſultat ſeiner Nachprüfung, welche dann die

Frage zuweilen in ganz neuem Lichte erfcheinen liefs. Alles dies bewirkte, dafs befonders die Autoren felbft mit gewiffem Herzklopfen zu dem im Frühling erfcheinenden Bericht griffen und nachfahen, wie fie die Cenfur des fcharffinnigen Kritikers paffirt hatten. Es wird Niemand wundern, wenn ich erzähle, dafs Henle, fo lange er lebte, ungehalten über die Ungenirtheit war, mit welcher fich der Hofmann-Schwalbe'fche Jahresbericht als der Erbe des feinigen ausgab. Die trockene Regiftrator- und Mofaikarbeit des letzteren pafste ihm ganz und gar nicht und ich bin gewifs, dafs auch gar manche Fachgenoffen dem Henle'fchen Bericht nachgefeufzt haben. Der nunmehrige ift zwar dickleibiger als der alte, aber die Referate find doch der Art, dafs man trotz ihrer Länge den Originalartikel nicht entbehren kann. Wäre der Inhalt des letzteren mit ein paar kurzen Schlagworten angegeben, dann würden die Bände dünner und billiger werden, würden vielleicht regelmäfsiger erfcheinen und würden wahrfcheinlich beffere Dienfte thun.

Die wichtigfte Kritik des Henle'fchen Berichtes, wenigftens die, welche den meiften Staub aufgewirbelt hat, ift die der Darftellung des Bindegewebes von Virchow. Diefer letztere Gelehrte hatte, angeregt durch die Aufftellung der Gruppe der Bindefubftanzen von Reichert (1847), den Satz von der Identität der Knochen-, Knorpel- und Bindegewebskörperchen [1]) aufgeftellt. Die Bindegewebskörperchen werden dabei befonders nach dem Querfchnitt der gekochten Sehne als veräftelte, anaftomofirende Zellen befchrieben. Hiergegen trat Henle fchon 1852 in feinem Berichte auf, er hielt die Bilder Virchow's für optifche Täufchungen und fagte von ihnen: »Es erinnern diefe optifchen Täufchungen an eine Art von Bildern, die bald nach Napoleon's Tod ziemlich verbreitet waren. Man fieht auf den erften Blick eine Urne, einen darüber geneigten Weiden-

---

[1]) Würzburger Verhandl. Bd. II, S. 150 und 314, 1851.

baum und zwifchen beiden eine niedrige Cypreffe; faft man aber den weifsen Raum, den diefe drei Objecte zwifchen fich laffen, ins Auge, fo giebt er eine Profilanficht der Geftalt Napoleon's, und hat man fich einmal gewöhnt, diefe weifse Silhouette zu betrachten, fo werden die Bilder, die fie begrenzen, bedeutungslos. Virchow's Bindegewebs- und Hornhautkörperchen find leere Räume, begrenzt von Fafern oder Lamellen, die man überfieht oder für homogene Maffe hält, wenn man fich einmal in die Anfchauung der leeren Stellen vertieft hat.« — Schon in diefen früheften Berichten wird eine wirklich claffifche Befchreibung der Sehne gegeben, der auch heute nur ungemein wenig Neues zuzufügen ift.

Der Kampf um die Bindegewebsfrage drang in immer weitere Kreife und es gehörte faft zum guten anatomifchen Ton, fich einmal über diefen Gegenftand geäufsert zu haben. Die Gelegenheit, auch in den Berichten alljährlich eine Lanze für die eigene Anficht zu brechen, fehlte darum Henle nicht. Der Streit artete auch bald infofern aus, als Henle und Virchow die wiffenfchaftliche Meinungsverfchiedenheit auch ins Perfönliche überfetzten und Feinde wurden. Der Cannftatt'fche Jahresbericht war mittlerweile in die Hände Virchow's übergegangen und fo kam es, dafs endlich Henle nicht mehr in denfelben fchreiben konnte; er trat aus und begründete 1856 im Anfchlufs an die Zeitfchrift für rationelle Medicin mit Meifsner feinen eigenen Bericht, welcher nun bis 1871 erfchien.

Die Zeitfchrift für rationelle Medicin ging in ihren Erfolgen auf und nieder. Bald war das Material genügend, bald war es knapp und gar mancher Nothfchrei wurde an Pfeufer gefandt, welcher in München Abhandlungen aufzufuchen mufste. Es wird wohl bei keiner fachwiffenfchaftlichen Zeitfchrift anders fein. Auch eine Krifis hatte das Journal zu überftehen, indem die Winter'fche Buchhandlung, in deren Verlag daffelbe erfchien, fallirte; um jeden Eclat zu vermeiden, bezahlte Henle in der kritifchen Zeit die

Honorare aus ſeiner eigenen Taſche. Nachher arrangirte ſich die Handlung wieder und Alles ging den gewohnten Gang. Als nun aber im Lauf der Jahre immer neue mediciniſche Zeitſchriften in die Concurrenz eintraten, wurde es Henle doch gar zu ſchwer, die Hefte zu füllen und er benutzte den Anlaſs von Pfeufer's Tod, um ſie nach fünfundzwanzigjährigem Beſtand eingehen zu laſſen.

Als er die Zeitſchrift aufgegeben, den Jahresbericht beendigt und ſein groſses Handbuch abgeſchloſſen hatte, war Henle mit ſeiner eigentlichen Lebensaufgabe zu Ende gekommen; denn nun, Mitte der ſechziger Jahre ſtehend, noch ein neues groſses Problem in Angriff zu nehmen, dies lag nicht in der Abſicht des Gelehrten, obgleich er geiſtig ſo abſolut friſch war, wie ein Vierziger. Er beſchäftigte ſich mit der Fertigſtellung der nothwendig werdenden Auflagen ſeines Buches und der Abfaſſung des oben ſchon erwähnten »Grundriſſes«. Auſserdem aber hatte er ſich vorgenommen, noch einige kleinere Capitel der Anatomie, welche ihm nicht genügend aufgeklärt ſchienen, zu unterſuchen. Unter dieſen war ihm das Intereſſanteſte der Bau der Linſe. In einigen kleineren Mittheilungen und einer gröſseren Monographie legte er die Reſultate ſeiner mehrjährigen Studien über den Gegenſtand nieder. Er beſchrieb auf das Genaueſte die Art der Zähnelung der Linſenfaſern in der ganzen Wirbelthierreihe, wovon beſonders die kleinen Stachelreihen der Linſenfaſern von Säugethieren, welche in correſpondirende Löcher eingreifen, hervorzuheben ſind, wies nach, in welcher Weiſe die Kerne der Faſern von der Peripherie der Linſe nach deren Centrum zu ſchwinden, fand in dem ſogenannten Kapſelepithel der Linſe die Mitoſen und damit die Bildungsſtelle der Linſenfaſern auf und unterſuchte ſodann die Structur des Ringwulſtes der zahlreichen mit einem ſolchen ausgeſtatteten Linſen, ſowie den hellen keilförmigen Streifen der Vogellinſe.

Die letzte Mittheilung über den Gegenſtand (1882) benutzte Henle, um auch noch einige Bemerkungen in

Betreff der neuen Unterfuchungen über Kerntheilung anzuknüpfen. Dieſelben beſchäftigten ihn, deſſen Intereſſe für biologiſche Dinge noch immer das alte war, ſehr lebhaft. Er benutzte die Gelegenheit, um auf die alten Beobachtungen über den Zerfall der Kerne der Eiterkörperchen noch einmal aufmerkſam zu machen.

Die letzte Arbeit auf rein anatomiſchem Gebiet, welche wir dem bis zu ſeinem Ende raſtlos thätigen Gelehrten verdanken, ſeine letzte Arbeit überhaupt, iſt die über Nagel und Pferdehuf (1884). In dieſer modificirt er ſeine im Handbuch niedergelegte Darſtellung nicht unerheblich und zeigt, daſs an der Matrix des Nagels die Gefäſsſchlingen und Papillen der Cutis keine wichtige und ausſchlaggebende Rolle ſpielen. Ferner ſtudirt er die Ausbreitung des Onychin, macht darauf aufmerkſam, daſs dieſe undurchſichtige Subſtanz die weiſse Farbe der Lunula zum guten Theil bedingt und giebt an, daſs die Bildung von Nagelſubſtanz mit der Onychinſchichte, d. h. mit dem vorderen Rande der Lunula, aufhört. Auch der Epidermis an der Innenſeite des Nagelwalles, ſowie dem Abſchluſs des Nagels an beiden Seiten wird eine genaue Betrachtung gewidmet. — Aus der ebenfalls ſehr eingehenden Beſchreibung des Pferdehufes ſei nur hervorgehoben, daſs »die Fleiſchwand des Hufes dem eigentlichen Nagelbett analog iſt; die Blätter und Nebenblätter des erſteren entſprechen den Leiſten des letzteren. In einem Punkte ſind allerdings Huf und Nagel verſchieden; die ſcharfe Grenze, welche am Nagel die Schleimſchichte von der über dieſelbe hingleitenden Hornſchichte trennt, iſt am Hufe nicht zu finden«.

Nach dem angehängten Verzeichniſs ſeiner Schriften hat Henle in den ſiebziger und achtziger Jahren auch drei kleinere Gedächtniſsſchriften verfaſst: auf ſeinen berühmten Vorgänger in der Göttinger Profeſſur, Albrecht von Haller, und auf die beiden ihm befreundeten Anatomen E. H. Weber in Leipzig und Th. Schwann in Löwen. Im letzten Jahrzehnt ſeines Lebens ſchrieb er endlich mit vieler Freude

die beiden Hefte anthropologiſcher Vorträge, von welchen oben ſchon die Rede war. Ein letzter Vortrag, welcher eigentlich auch in die Sammlung gehört hätte, »Ueber das Erröthen«, wurde nach Abſchluſs des zweiten Heftes in der Zeitſchrift »Nord und Süd« zum Abdruck gebracht.

Wenn auch alle dieſe Vorträge ſehr leſenswerth ſind, ſo iſt doch der »Teleologie und Darwinismus« betitelte für den Biologen beſonders intereſſant. Er warnt in demſelben vor den Uebertreibungen, in welche Leute, die Darwin noch übertrumpfen wollen, verfallen: »Die Oppoſition gilt nicht dem Princip der Deſcendenzlehre, ſondern der Art ihrer Durchführung und den Folgerungen, zu denen ſie Anlaſs gab. Was, nach meiner Anſicht, bekämpft werden muſs, damit die Unterſuchung wieder in ſichere und friedliche Bahnen einlenke, das iſt: 1) der unzeitige Erklärungseifer, welcher der feierlich verfehmten und verbannten Teleologie eine weite Hinterthür geöffnet hat; 2) der Miſsbrauch, den man mit der Anpaſſung treibt, wenn man ihr die Macht zutraut, nicht nur die Organe den äuſseren Beſtimmungen entſprechend umzugeſtalten, ſondern auch dieſelben zum Verkehr mit den äuſseren Bedingungen erſt zu ſchaffen; 3) der allerdings nur conſequente Fortſchritt der neueſten Deſcendenzlehre zum Monismus, der, nachdem er die Entſtehung lebender Weſen aus zufälligen Verbindungen des Kohlenſtoffs, Waſſerſtoffs, Stickſtoffs und Sauerſtoffs begriffen, auch in den Lebenserſcheinungen nichts findet, was nicht aus dem Spiel der Molekularkräfte der Elemente begreiflich wäre.« In Bezug auf den letzten Punkt ſagt Waldeyer (l. c.): »Was Henle indeſſen in dem ſehr beachtenswerthen Aufſatze ſeiner anthropologiſchen Vorträge »Teleologie und Darwinismus« an Einwänden gegen die moniſtiſche Anſchauung vorbringt, hat in vielen Stücken ſeine volle Berechtigung und es würde der Sache mehr genützt, wenn man ſich der noch zu beſeitigenden Schwächen einer ſo weit eingreifenden Lehre ſtets bewuſst bliebe, und ſie nicht wie eine Art Dogma an die Fahne heftete.«

Was die moderne Teleologie anlangt, welche in dem Aufſatz ebenſo ſcharf wie treffend gegeiſſelt wird, ſo iſt ſeine Feindſchaft gegen dieſelbe ſehr verſtändlich. Er hatte in ſeiner Jugend die Teleologie der Naturphiloſophie kennen gelernt, gegen ſie mannhaft gekämpft und ſie beſeitigen helfen, kein Wunder, daſs ihm ihr Aufleben in anderer Geſtalt ein Dorn im Auge war. Er geht vielleicht in ſeinem Groll zu weit, aber auſserordentlich beherzigenswerthe Gedanken enthält auch dieſer Theil ſeiner Ausführungen.

Nachdem wir nun der wiſſenſchaftlichen Thätigkeit Henle's bis zum Schluſſe gefolgt ſind, werfen wir noch einen letzten Blick auf deren Geſammtergebniſs. Es ſind drei verſchiedene Arbeitsgebiete, auf welchen ſich Henle's Studien bewegt haben. Das erſte iſt das vergleichend anatomiſche. Obgleich ſeine Leiſtungen in dieſer Disciplin ſehr reſpectable ſind, ſo iſt ſie doch nicht ſein eigentliches Feld; man erkennt auf jedem Schritt den Einfluſs ſeines groſsen Lehrers Joh. Müller und er hört auch auf, ſie zu cultiviren, in dem Augenblick, in welchem er Berlin verläſst. Das zweite Gebiet kann man das hiſtologiſch-physiologiſche nennen. Man verdankt dieſer Arbeitsrichtung des groſsen Gelehrten die »pathologiſchen Unterſuchungen«, die »allgemeine Anatomie«, die »rationelle Pathologie,« ſeine berühmte Vorleſung über Anthropologie und die »anthropologiſchen Vorträge«. Ein weites Feld iſt es, auf welchem er ſich da bewegt, beſonders, wenn man noch hinzunimmt, daſs alle ſeine Auseinanderſetzungen von ſcharfſinnigen und tief durchdachten philoſophiſchen Gedanken durchwebt ſind. Heute, wo wir unter dem

Zeichen einer weitgehenden Specialiſirung ſtehen, würden ſich mindeſtens der Anatom, der Phyſiologe und der Vertreter der allgemeinen Pathologie in dieſe Fächer theilen. Damals, wo erſt die Grundlagen für das heutige Arbeitsſyſtem geſchaffen werden ſollten, konnte noch Ein Mann Alles umfaſſen und es iſt ein Glück für uns Epigonen, daſs es einen Henle gab, welcher dieſe Grundlagen ſo ſicher zu fundiren wuſste. Man rechnete in jener Zeit den Eiter mit zu den histologiſchen Objecten und liebte es, gerade an ihm Zellenſtudien zu machen. Auch im Uebrigen benutzte man die pathologiſchen Veränderungen der Gewebe gern als Beihülfe zum Studium der normalen. Kein Wunder alſo, daſs einem Manne wie Henle auf beiden Gebieten die reformatoriſchen Gedanken zuſtrömten. In der Ausarbeitung zwar weichen die beiden Lehrbücher weit auseinander, wie dies nicht anders ſein kann, der Ausgangspunkt aber iſt entſchieden ein gemeinſchaftlicher. Seine allgemeine Anatomie blieb Muſter und Vorbild bis zum heutigen Tage, ſeine rationelle Pathologie muſste mit der groſsen Zahl neuer Funde, welche die letzten dreiſsig Jahre brachten, raſch veralten; die Hypotheſe nahm nothgedrungen einen ſehr breiten Raum ein. Trotzdem aber war auch dieſes Buch bahnbrechend und die darin niedergelegten Hypotheſen ſtarben, nachdem ſie ihre Pflicht gethan hatten, eines ehrenvollen Todes. Die geſprochenen und geſchriebenen anthropologiſchen Vorträge aber ſammelten aus dem Material beider Bücher diejenigen Abſchnitte, welche ſich beſonders für eine Betrachtung von höherer Warte aus, in philoſophiſchem Lichte, eigneten. Es bedarf keiner Aus-

führung weiter, dafs auch hierbei von einer Compilation aus den eigenen Schriften keine Rede ſein konnte, ſondern dafs es ſich nur um eine Anknüpfung neuen Denkens an ſeine alten Grundideen handelt.

Etwas ganz Neues iſt das »Handbuch der ſyſtematiſchen Anatomie«. Es ſteht nicht auf dem alten Boden. Dieſer zweite Theil ſeiner Lebensaufgabe wurde von Henle nicht weniger glänzend gelöst, wie der erſte und zeigte er ſich dort als Meiſter in Aufſtellung und Verarbeitung allgemeiner und weit umfaſſender Gedanken, ſo ſtellte er hier das bleibende Vorbild für die anatomiſche Kleinarbeit auf. Wäre er freilich nicht der Mann geweſen, dem die grofsen Geſichtspunkte zu eigen waren, ſo würde er eben nur die Kleinarbeit geliefert haben, die leitenden Gedanken, welche das ganze Werk durchziehen und ihm erſt den bleibenden Werth und die epochemachende Bedeutung verleihen, dieſe wären ihm verſagt geblieben.

Er hat Grofses geleiſtet, weit Gröfseres als ſonſt meiſt eine Gelehrtenlaufbahn hervorbringt und ich kann mit Flemming's Worten ſchliefsen: Unſere Wiſſenſchaft kann ihm das ſchönſte Denkmal ſetzen, das ſie zu vergeben hat, indem ſie ihm nachruft: ein grofser Theil von allem Beſten, was in unſerer Arbeit und Lehre heute wächſt und künftig aufgehen wird, war von ſeiner Saat.

ANHANG.

I.

Einleitung zur Vorlesung über Anthropologie [1]).

Die Anthropologie iſt die Wiſſenſchaft von den Functionen des menſchlichen Geiſtes und Körpers in populärer Faſſung. Dies letztere unterſcheidet ſie von der Phyſiologie, welche eine propädeutiſche, eine Hülfswiſſenſchaft der Medicin iſt. Da nun aber beide denſelben Stoff behandeln, ſo kann man mit Recht fragen, wie die Anthropologie dazu komme, als ſelbſtſtändige, der Medicin nicht inhärirende Wiſſenſchaft von Bedeutung für die allgemeine Bildung aufzutreten. Man könnte antworten, daſs die Naturwiſſenſchaften überhaupt den Menſchen zieren, daſs es gut und ziemlich ſei, den Geiſt mit den Bildern der Umgebungen zu erfüllen. Aber indem der Menſch ſeine Eingeweide, ſein Herz, ſeine Gedanken erforſcht und betrachtet, geht ihm die liebenswürdige Naivetät verloren, und die Wiſſenſchaft vermag ſchwerlich, dieſen Mangel zu erſetzen. Eine andere Antwort würde auf die praktiſche Anwendbarkeit der Anthropologie in

---

[1]) Nach einem in Henle's Nachlaſs befindlichen Collegienheft; nachgeſchrieben von Mart. Schenk, ſtud. phil. Sigens. Heidelb., Winter, 1846 bis 1847.

allen möglichen Fällen des Lebens, für den Juriſten, den Nichtmediciner etc. hindeuten. Aber auch dieſe Hinſicht kann zum Studium der Anthropologie nicht bewegen. Nicht humaniſtiſche, nicht Utilitätsrückſichten, ſondern ein anderes, höheres Ziel veranlaſst uns, den Menſchen kennen zu lernen.

Es ſcheint jetzt an der Zeit zu ſein, daſs auch die Phyſiologie mit Antheil nehme an den groſsen Bewegungen unſerer Zeit. Selbſt die Naturwiſſenſchaften dürfen ſich nicht von der groſsen Aufgabe der Gegenwart, der Umgeſtaltung der ſocialen Zuſtände, zurückziehen. Unter ihnen iſt aber zu dieſem groſsen Werke ganz beſonders die Phyſiologie berufen. Denn alle Kämpfe, die in unſerer Zeit geführt werden, weiſen auf den Menſchen, den Gegenſtand der Phyſiologie zurück, alle Fäden aus der Rechts-, Staats-, Religionswiſſenſchaft vereinigen ſich in dem einen Punkte, dem Menſchen. Freilich bloſs im geiſtigen Menſchen, aber der Zuſammenhang zwiſchen dem geiſtigen und körperlichen iſt ein ſo inniger, daſs eine vollſtändige Betrachtung des ganzen Menſchen nicht nur einen Theil, ſondern beide Theile gleich gründlich umfaſſen muſs.

Bisher verlangte man von der Philoſophie, und verlangt es zum Theil noch jetzt, daſs ſie nicht nur über die letzten Gründe des Beſtehenden Rechenſchaft gebe, ſondern auch, daſs ſie das Räthſel der Verbindung von Geiſt und Körper löſe. Zu dem Ende hat ſie ſich zweier Mittel bedient, einmal wirkte ſie mit dem geiſtigen, ewig gleichen Menſchen, zweitens benutzte ſie das concrete Wiſſen. So würde es noch heute ſein, wenn nicht in den letzten

Jahren durch die gründlichſten und ergiebigſten Forſchungen die poſitiven Kenntniſſe eine ſo raſche und ungewöhnliche Ausbreitung gewonnen hätten, wenn ſich das Material nicht auf eine ſolche Weiſe aufgehäuft hätte, daſs es gar nicht mehr möglich iſt, auf dieſe Kenntniſſe geſtützt, philoſophiſche Syſteme aufzubauen. Die Syſteme entſtehen noch in den Köpfen, aber ehe ſie ſich haben ſetzen, kryſtalliſiren können, werden ſie von neuen, raſchen Entdeckungen umgeſtoſsen und machen anderen Platz. So iſt es denn gekommen, daſs ſich die Philoſophie in eine Geſchichte der Philoſophie, der philoſophiſchen Syſteme verwandelt hat. Da ſich das groſse Ganze der Wiſſenſchaften nicht mehr überſehen läſst, und zumal in den Naturwiſſenſchaften, in welchen die beſſeren Philoſophen ihre Baſis zu ſuchen gewohnt ſind, die raſche Aufeinanderfolge der Entdeckungen die Kenntniſſe zu keinem ſtabilen Ganzen kommen läſst, ſo haben die Philoſophen darauf verzichtet, über die Beſchaffenheit des Weltganzen Rechenſchaft zu geben, und ſie ſuchen nur zu zeigen, wie ſich der menſchliche Geiſt entwickelt hat; ſie ſind Hiſtoriker geworden.

Eine ähnliche Richtung hat in neuerer Zeit die Theologie genommen. Urſprünglich waren Theologie und Philoſophie in denſelben Händen, wurden nach derſelben Methode behandelt. Sie trennten ſich erſt in der Zeit, da Verſtand und Gemüth ſich ſchieden, da der Verſtand andere Befriedigung ſuchte. Die Theologie iſt bei den urſprünglichen Vorſtellungen ſtehen geblieben, ſie iſt eine gemüthliche Behandlung derſelben Gegenſtände, welche die Philoſophie dem Verſtande genügend darſtellt.

Auch die ſocialen Verhältniſſe haben auf die Erforſchung des menſchlichen Weſens zurückgeführt, denn zu ihrem Verſtändniſs iſt die Kenntniſs des Geiſtes und Herzens unumgänglich nöthig. Alles andere am Menſchen Haftende, die Vorzüge der Geburt, Vermögensumſtände etc. werden immermehr als unweſentliche Dinge bei Seite geſchoben. Der Grundſatz des Chriſtenthums, daſs alle Menſchen von Natur gleiche Berechtigung haben, die ihnen nichts nehmen darf, iſt in unſerer Zeit in den Vordergrund getreten. Die völlige Gleichheit kann freilich jetzt noch nicht herbeigeführt werden, aber alle bisherigen Revolutionen ſind aus dem Grundgedanken hervorgegangen, daſs man den Menſchen als ein Weſen angeſehen hat, welches ſeine Rechte, ſeine Freiheit und ſeine Gleichheit mit ſeinen Mitmenſchen in ſich trägt.

Die Ideen der Feudalherrſchaft, die eine Zeitlang nicht angegriffen wurden, ſind endlich durch die Berechtigten ſelbſt in ihrem Grunde erſchüttert; auch dieſe geſtehen indirect die Verkehrtheit, welche in die ſocialen Zuſtände eingeriſſen iſt. Gegenwärtig wird kein Kampf der Principien mehr geführt, die Machthaber reagiren nicht mehr, ſie ſuchen vielmehr ihre Stellung zu entſchuldigen und daſs es alſo in der Welt gekommen ſei. Alle Parteien wollen vorwärts; nur darum wird geſtritten, ob das Alte, Schlechte ſich langſam durch hiſtoriſche Entwickelung in etwas Neues, Beſſeres verwandeln, oder ob es mit einem Schlage abgethan und durch das Beſſere erſetzt werden müſſe.

Was aber aus dieſem Streite rein und geläutert hervorgehen ſoll, das iſt der Menſch. Ihn daher zu kennen, iſt zum Verſtändniſs der Gegenwart und ihrer

Kämpfe, ſowie der Zukunft mit ihren Gebilden unumgänglich nöthig. Darum iſt die Kenntniſs des Menſchen ein hohes Ziel, welches ſich unſere Wiſſenſchaft, die Anthropologie, vorſteckt, höher als alle jene humaniſtiſchen und praktiſchen Zwecke.

Wenn nun aber der vorzüglichſte Theil unſerer Wiſſenſchaft dem geiſtigen Menſchen, ſeiner angeborenen geiſtigen Fähigkeit, ſeinen Ideen zugewandt iſt, warum erſt den Leib erforſchen, warum durch das Labyrinth der körperlichen Organe zum Ziele gelangen wollen? — Ohne Kenntniſs der Verhältniſſe iſt das Verſtändniſs der pſychiſchen rein unmöglich, und zwar aus drei Gründen:

1) Von einem Geiſte haben wir ohne einen Körper keine Kenntniſs, ohne ihn entzieht er ſich ganz und gar der Beobachtung und nur durch den Körper können wir experimentelle Kenntniſs von der Seele erlangen. Gewöhnlich ſieht man den Körper für etwas Geringes, dem Geiſte Untergebenes an. Dies aber iſt unrecht. Der Körper iſt in allen ſeinen Geſetzen ebenſo erhaben, als der Geiſt; ja es giebt keine Handlung, bei der der Geiſt nicht einigermaſsen vom Körper beherrſcht würde. (Wirkung des Weines, krankhafter Zuſtände.) Die Verbindung des Körpers mit dem Geiſte iſt alſo etwas ſehr Weſentliches, und darum mit Recht der Körper voranzuſtellen.

2) Man muſs ferner mit dem Einfacheren anfangen und erſt dann zum Zuſammengeſetzten übergehen. Bei der Betrachtung des Organiſchen ſetzt man die Kenntniſs des Unorganiſchen voraus, weil das Organiſche erſt aus einer Verbindung vom Unorganiſchen mit dem Leben hervorgeht. Wie nun das Unorganiſche zum Organiſchen, ſo verhält ſich auch der

Körper zur Pſyche. Ein thieriſches Weſen iſt ein Organismus und Leben. Die Seelenthätigkeit iſt daher nur an der Hand der organiſchen Thätigkeit zu lernen und zu begreifen. Bei dieſem Verfahren ergiebt ſich ein doppelter Vortheil; wir lernen einmal die Mittel kennen, durch welche ſich die Seelenthätigkeiten äuſsern, von denen die Seelenthätigkeiten in Anſpruch genommen werden können; zweitens, was beſonders wichtig iſt, wir werden die Seelenthätigkeiten auch als analoge, parallele Erſcheinungen der Körperthätigkeiten kennen lernen. Denn erſt die Analogie mit dem Körperlichen erklärt das Seelenhafte. Ein Beiſpiel: Es iſt bekannt, daſs ſtark contraſtirende Einwirkungen auf die Empfindungsnerven einander in ihrer Wirkung ſteigern, daſs die Kälte empfindlicher iſt, nachdem man ſich vorher in warmer Luft befunden hat, daſs nach gänzlicher Stille ſelbſt ein mäſsiger Schall die Gehörnerven ſtark angreift, und daſs unter ſolchen Umſtänden ſogar Krankheiten, Krämpfe etc. eintreten können. Ebenſo iſt es in unſerem Seelenleben. Eine traurige Nachricht macht einen um ſo tieferen Eindruck, in je contraſtirenderer Stimmung ſie einfällt. Sie greift dann ſogar den Körper an, verurſacht Ohnmacht, Secretion der Thränen etc. Sogar in der Sphäre des Verſtandes findet dieſe Erſcheinung ſtatt. Zwei contraſtirende Vorſtellungen gehen um ſo ſpurloſer am Geiſte vorüber, je langſamer ſie dargeſtellt werden; nur dann, wenn ſie unmittelbar neben einander geſtellt, oder gar zu gleicher Zeit und in einem Worte (Wortſpiel) ausgedrückt werden, machen ſie Effect und bezwingen ſogar den Körper (Lachen). Ein lange eingeleiteter Witz iſt ebenſowenig lächer-

lich, als eine vorbereitete Kälte empfindlich oder eine vorbereitete Nachricht erſchreckend iſt. Da nun alſo die Erſcheinungen im Seelenleben ihr Analogon und ihre Erklärung im Körperlichen finden, ſo iſt es angemeſſen und natürlich, den Körper vor dem Geiſte abzuhandeln.

3) Der dritte Grund endlich iſt der, daſs wir nach einer Methode verfahren, und zwar nach der eigenen Methode der Naturwiſſenſchaften, die von der Philoſophie abweicht. Sie iſt aber folgende: Beim Studium der Natur drängt ſich uns der Begriff einer Norm, eines Typus, eines Geſetzes auf; wir finden dieſen, wenn wir nach einer Erklärung der Erſcheinungen ſuchen. Der Umſtand, daſs Alles, was in der Natur iſt, ſich in einer Anzahl von gleichen Exemplaren wiederfindet, veranlaſst uns, eine Geſetzmäſsigkeit anzuerkennen. Den ſich wiederholenden Gedanken lernen wir für eine Norm halten. Dieſe Norm aber abſtrahiren wir uns aus der Vergleichung der Einzelweſen. Hätte der Naturforſcher nur immer ein einziges Weſen aus allen Arten vor ſich, ſo würde er keinen Typus beſtimmen können. Bei der Vergleichung ſtoſsen wir nun aber auch auf kleine Verſchiedenheiten (Farbe der Haare, der Augen etc.) und auf monſtröſe Bildungen. Von dieſen ſehen wir ab, und halten uns bei Aufſtellung der Norm nur an die Majorität. Mit einem ſolchen abſtrahirten Typus muſs ſich der Naturforſcher begnügen. Die Urſache kann er nicht angeben, und fragt man ihn nach der Urſache, fragt man ihn, weshalb die Naſe unter den Augen ſtehe, ſo vermag er eben nur zu ſagen, »es iſt ſo; es muſs bei dieſen einzelnen Individuen ſo ſein,

weil dies der Typus des ganzen Geſchlechtes iſt«. — Dieſes Geſetz kann man auch in die Sphäre des Geiſtigen übertragen. Hier giebt es allgemein anerkannte Sätze, die Jedermann für wahr hält, ohne den Beweis zu haben, ohne ihn liefern zu können. Wer dieſe Grundſätze der Mathematik und Logik bezweifelt, den darf man ebenſo gut für einen Blödſinnigen erklären, als man einen Zweiköpfigen für ein Monſtrum hält. Anders verhält es ſich freilich mit den Sätzen des Glaubens, des Rechts, der Sittlichkeit. Hier darf man nicht unbedingt Blödſinn vermuthen, wenn Jemand von der Majorität abweicht. Zwar liegt dem Glauben an Gott, an Unſterblichkeit etc. etwas Allgemeingültiges zu Grunde, aber es fragt ſich, wie die Meinung des Einzelnen ſich ſpecifiſch geſtaltet. Wer vermag hier über die Vernünftigkeit der Anſichten zu entſcheiden? — Leider giebt die Erklärung der Erſcheinungen aus dem Geſetz keine vollkommene Gewiſsheit. Wir können die Geſetze nur aus der Erfahrung herleiten und ſind abhängig von der Zahl. Daher oft neue Thatſachen die alten Erklärungen umſtoſsen. So iſt es nicht gewiſs, daſs alle Menſchen ſterblich ſind. Freilich hat dieſer Satz die gröſste Majorität, die äuſserſte Wahrſcheinlichkeit für ſich, aber doch könnte einmal ein Menſch unſterblich ſein. Mit den Erklärungen aus dem Geſetz haben ſich von jeher nur diejenigen der Naturwiſſenſchaften begnügt, welche eine praktiſche Anwendung finden (Chemie, Phyſik und die Phyſiologie als Theil der Medicin). Die Pſychologie aber hat ſich nicht damit begnügt, ſie iſt nicht bei den Erklärungen aus dem Geſetz ſtehen geblieben, ſondern hat die Gründe dieſer Ge-

ſetze aus metaphyſiſchen Dingen, aus übermenſchlichem Urſprung herzuleiten geſucht, eben weil ihre Geſetze keine praktiſche Anwendung zulaſſen. Sobald wir praktiſch werden, begnügen und beruhigen wir uns mit den Geſetzen und bemühen uns nicht mehr, dieſelben zu beweiſen, herzuleiten.

Unſere Methode nun wird ebenfalls dabei ſtehen bleiben, die Geſetze aufzuſtellen. Wir ſuchen das Allgemeine auf und ſondern es vom Unweſentlichen ab.

Von dem oberſten, als Norm feſtgeſtellten Satze iſt es leicht, abwärts die verſchiedenſten Folgen und Wirkungen zu entwickeln.

Es bleibt hier nur noch übrig, über das Weſen der naturwiſſenſchaftlichen Erklärung Einiges zu ſagen. Das Erklären iſt das Einſehen einer Thatſache aus einfachen Gründen, das Einſehen der Nothwendigkeit. Dieſe Gründe aber ſind zu verſchiedenen Zeiten ganz verſchieden aufgefaſst worden. Man iſt auf mancherlei Irrwege gerathen, die jetzt vermieden werden müſſen und können, weil die Erfahrung und die Kritik dieſelben aufgedeckt haben.

Es iſt eine ganz natürliche Regung des Geiſtes, daſs er eine Urſache an die Spitze der ſämmtlichen Erſcheinungen ſtellt: Dieſe Urſachen werden aber im Kopfe geſchaffen, ehe der Geiſt ſich zu einem exacten, philoſophiſchen Denken herangebildet hat, nämlich in der Kindheit ſowohl des einzelnen Menſchen als ganzer Nationen. Als eine ſolche Grundurſache des Beſtehenden ſtellt ſich dem Kinde und dem Volksglauben ein mit menſchlicher Einſicht ausgeſtattetes Weſen dar. Wie aber beim Kinde anfangs alle Handlungen aus Leidenſchaften (Liebe, Verdruſs etc.) und erſt

ſpäter aus einſichtiger Erwägung hervorgehen, ſo muſs es auch anfangs glauben, daſs jene perſonificirte Urſache nach menſchlichen Leidenſchaften handle, daſs ſie den Menſchen alles Gute aus Liebe, alles Böſe aus Zorn zuſende, und erſt auf einer ſpäteren Stufe kommt der Menſch auf den Gedanken, daſs die Urſache Alles zweckmäſsig und einſichtsvoll bewirke und anordne. Denn da der Menſch nur ſich allein kennt, ſo hält er bei unentwickeltem Verſtande Alles, alſo auch ſeinen Gott für ſeines Gleichen. Die Gottheit entwickelt ſich ganz nach ſeinen Vorſtellungen; giebt ſie freundlichen Sonnenſchein, ſo thut ſie es aus Liebe zur Welt, läſst ſie donnern und blitzen, ſo will ſie ihren Zorn über Miſsrathene kundgeben.

Nach dieſem Geſetze der Menſchlichmachung aller Urſachen ſind auch die erſten naturwiſſenſchaftlichen Erklärungen entſtanden. Ja, einige dauern noch fort, wie der Ausdruck chemiſche Wahlverwandtſchaft etc. zeigt, der von menſchlichen Verhältniſſen hergenommen iſt. Wie nun zu den leidenſchaftlichen Regungen beſonnene hinzutraten, wurden auch dieſen Urſachen ähnliche Wirkungen angedichtet (— Teleologie).

Auf höherer Stufe geiſtiger Ausbildung, wenn er das Weſen der Erſcheinungen reiflicher durchdacht hat, läſst nun der Menſch die wirkenden Kräfte von der Gottheit auf die Körper, die Materie ſelbſt übergehen. Dann wirken Schwere, Anziehung, Licht etc. Auf dieſer Stufe iſt ein Gebet, daſs die Sonne aufgehen, daſs es regnen möge, unmöglich, denn der Menſch ſieht ein, daſs dieſe Erſcheinungen nicht ihm zu Liebe, ſondern nach ihren eigenen, unabänderlichen Geſetzen eintreten. Aber dem religiöſen Gemüth iſt

es nicht möglich, alles menſchliche Ermeſſen aus ſolchen Erſcheinungen zu verbannen. Daher die Annahme der Wunder.

Die teleologiſche Anſicht, mit einer einfachen Naturanſchauung untermiſcht, hat ſich bis auf unſere Zeit erhalten. Beſonders hat ſie ſich in der populären Theologie ausgebreitet. Aber auch die Philoſophie und die Naturwiſſenſchaften ſind nicht frei von ihr geblieben. Die Naturphiloſophen ſuchen Rechenſchaft zu geben über den Organismus der Naturgegenſtände. Sie legen denſelben Zweckmäſsigkeit bei. So führen ſie an, die Schale der Schildkröte ſei eine zweckmäſsige Einrichtung, weil ſie dem Thiere zu ganz ſicherem Schutze gegen Verletzungen diene. Aber man könnte dann fragen, warum nicht auch der Menſch eine ſolche Schale habe, da doch das Leben der Schildkröte nicht koſtbarer ſein könne, als das des Menſchen. Dieſem Einwurfe zu begegnen ſagt man, das göttliche Weſen habe verſchiedene Organismen erſchaffen, um alle möglichen Formen darzuſtellen. Dies läſst ſich ebenſo leicht durch die Frage widerlegen, warum es in dieſem Falle keine gefiederten Säugethiere, keine vierbeinigen Vögel gäbe. — So antwortet der Teleologe auf die Frage warum? immer mit: »zu dieſem Zwecke«, niemals aber: »aus dieſer Urſache«.

Erſt jetzt, nachdem ſich die Phyſiologie dieſes teleologiſchen Irrweges bewuſst geworden iſt, nachdem ſie ſich zu den genetiſchen oder Cauſalerklärungen gewandt hat, kann ſie mit Kritik auf ihre verwandten Wiſſenſchaften wirken. Die Naturwiſſenſchaften müſſen ebenſo behandelt werden, wie die

Entwickelungsgefchichte, in welcher nichts erklärt ift, was nicht aus dem Vorhergehenden, Begründeten nothwendig folgt.

Das Verhältnifs von Urfache und Wirkung ift aber kein in den natürlichen Dingen gegebenes. Wir können es nicht wahrnehmen, dafs ein Factum die Urfache eines anderen ift; das Einzige, woraus wir die Caufalität fchliefsen können, ift die Coexiftenz zweier Dinge. Dabei ift aber ein Irrthum fehr leicht. Wenn früher ein Komet und eine Peft zufammentrafen, gab man den einen für die Urfache des anderen aus. Das Caufalverhältnifs ift eine reine Fiction, befteht nur in unferen Gedanken. Wir nehmen aus der unendlichen Kette von Thatfachen eine heraus und nennen nun Wirkung das, was wir uns nothwendig in diefer einen Thatfache gegeben denken, dasjenige, was mit Nothwendigkeit folgen mufs, wenn diefe eine Thatfache, die wir uns frei denken, eintritt. Wir können uns aber nichts frei denken, da jede Thatfache ein Glied einer grofsen, unendlichen Reihe, folglich bedingt ift. Thun wir es dennoch, fo machen wir nur einen Verfuch, denn ein Verfuch ift das willkürliche Setzen einer Thatfache, zu dem Zwecke, den dabei nothwendig gedachten Erfolg eintreten oder nicht eintreten zu fehen.

Die Caufalerklärungen find auch auf Gegenftände aus dem geiftigen Gebiete anwendbar. Hier drängt fich aber die Frage auf, ob eine folche Behandlung des Geiftigen fruchtbringend, ob die genetifchen Erklärungen in diefer Sphäre möglich find, ja ob wir nicht die Freiheit des Geiftes befchränken, wenn wir nothwendige Gefetze für ihn ftatuiren? Die letzte

Frage läſst ſich jetzt noch nicht ſtrict verneinen, obgleich es ausgemacht ſcheint, daſs die Freiheit des Geiſtes eben nur in der Unterwerfung unter ein ewiges, allgemeines Geſetz beſteht. Was aber die erſte Frage betrifft, ſo findet nach dem Anerkenntniſs Aller das Verhältniſs der Cauſalität auch in geiſtiger und ſittlicher Beziehung ſtatt. Was wir einen entſchiedenen Charakter nennen, iſt ein auf ſolche Weiſe disponirter Geiſt, daſs man mit Beſtimmtheit vorausſagen kann, wie er ſich unter gewiſſen Umſtänden nothwendig und geſetzmäſsig verhalten werde. Nur die Complicirtheit der Sache hat uns bewogen, von den genetiſchen Erklärungen im geiſtigen Gebiete zu abſtrahiren; gleichwohl dürfen wir von dem Princip nicht laſſen. Ebenſo wird ſich kein Phyſiker anheiſchig machen, beim Herunterfallen einer Feder von einem Thurme den Ort, wo ſie ankommt, und die Zeit, die ſie braucht, mathematiſch zu beſtimmen, obgleich die einzelnen Geſetze, die die Feder beim Fallen befolgt, von ihm ergründet ſind. Die Menge der zu beachtenden Umſtände, die Complicirtheit der Sache macht ihm die Löſung unmöglich, aber darum abſtrahirt er durchaus nicht von den einfachen Geſetzen des Falles.

Wir dürfen uns hier alſo nicht in das Einzelne einlaſſen, ſondern müſſen uns an die Betrachtung des Ganzen halten.

II.

Adreſſe der mediciniſchen Facultät zu Kiel an Henle bei ſeinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum.

Hochgeehrter Herr College!

Der Gruſs, den Ihnen hier die mediciniſche Facultät der Univerſität Kiel darbringt, hat kaum Ausſicht, geſondert aus dem freudigen Zuruf hervorzuklingen, in dem ſich Ihnen heute eine ſeit fünfzig Jahren angewachſene Summe von Dank und Verehrung von allen Seiten ausſpricht. Denn ungezählte Aerzte ſchulden Ihnen ihre Ausbildung, ungezählte Forſcher ihre Anregung, und was Ihnen die anatomiſche Lehre an ſich ſelbſt dankt, fühlte und erfuhr ſeit lange ein Jeder, dem die Aufgabe ward, dieſe Lehre zu übertragen. In einem tief durchdachten Meiſterwerk haben Sie geſammelt, was zerſtreut war, geordnet, was umher lag, künſtleriſche Formenſchönheit haben Sie bis in das Handbuch der Studenten getragen und in dem Irrgarten der alten Nomenclatur feſte, leicht kenntliche Wege gezogen, deren Geleiſe, ſoweit wir voraus denken können, niemals zerſtört oder verlaſſen werden wird.

Aber was mehr iſt, und was Ihnen die heutige Generation im Getriebe ihrer vielſeitigen Arbeit nie vergeſſen ſoll noch wird: Sie haben unſerer Wiſſenſchaft ein neues Land entdecken helfen, haben es

erforſcht und aufgeſchloſſen: ein Land, in dem wir heute wohnlich leben, deſſen Boden wir bauen, das uns Ausgangspunkt für neue Forſchungszüge geworden iſt. Vor fünf Jahrzehnten haben Ihre Arbeiten mit denen Schwann's den Grund gelegt zur jetzigen Hiſtologie, der Wiſſenſchaft, von der Sie ſagen, »daſs auf ihrer Verbindung mit der Anatomie die heutige Stellung der letzteren im Unterrichtsſyſtem, die des Anatomen im Unterrichtskörper beruhe.« In tiefdringender, weitgreifender Arbeit, in lichtvoller Darſtellung haben Sie in Ihren Werken über allgemeine Anatomie und rationelle Pathologie der biologiſchen Naturlehre gezeigt, auf wie viele ihrer Wege neues Licht durch das Mikroſkop zu fallen hatte, und ſind ſo einer der bedeutendſten Schöpfer und Entwickler der glänzenden hiſtologiſchen Arbeitsperiode geweſen, deren Ernte unſere Zeit genieſst. Die zahlreichen ſchönen Entdeckungen, die Sie ſelbſt dafür bis in die jüngſte Zeit beiſteuerten, ſind heute Gemeingut der Wiſſenſchaft, Zierden ihrer Literatur, Fundamente für ihren Weiterbau. Und faſt nicht minder hoch als dieſe müſſen wir es Ihnen anrechnen, daſs Sie auch die Arbeit der Uebrigen leiteten: lange haben Sie, als Einzelner, der bewundernswerthen Mühe obgewaltet, in der jungen Forſchung Ordnung zu halten, indem Sie in Ihren Jahresberichten ſie mit berufenem Auge ſichteten und ihr die geeigneten Wege wieſen.

Aber nicht bloſs der morphologiſchen Lehre haben Sie ſolche gewieſen, ſondern auch der geſammten Medicin. In den Zuſtand der pathologiſchen Syſteme, der vor vierzig Jahren beſtand und den die heutige Schule kaum noch aus der Geſchichte der Medicin

kennt, haben Sie den Ausſpruch geworfen und in einem glänzenden Werk vertreten: »Rationelle Pathologie und Phyſiologie ſind identiſch.« Es läſst ſich wohl kaum ein deutlicheres Zeichen Ihres Erfolges nennen, als die Thatſache, daſs uns dieſer Ausſpruch ſelbſtverſtändlich klingt und daſs uns für die alten Theorien, denen er fremd war, ſelbſt das Gedächtniſs abhanden gekommen iſt.

Wer auf fünfzig Jahre ſolchen Wirkens zurückblickt, hat mehr Glück erfahren, als die vielen Glückwünſche in ſich faſſen können, die Ihnen heute zuſtrömen. Wenn Ihnen der unſerige auch nur hat ſagen können, was Sie als Selbſterlebtes wiſſen, ſo mögen Sie ihn doch hinnehmen als aufrichtigſten Ausdruck des Dankes, zu dem auch wir mit allen Arbeitern, Lehrern, Schülern der biologiſchen Naturwiſſenſchaft Ihnen verbunden ſind.

gez. Litzmann, z. Z. Decan.
Esmarch. Henſen. Heller. Völckers.
Flemming.

III.

Verzeichnifs der Schriften Henle's.

1. De membrana pupillari aliisque oculi membranis pillucentibus. Bonnae 1832. In commissis apud E. Weberum. 4^0.
2. Ueber das Diploftomum rhachiaeum, einen Eingeweidewurm der Wirbelhöhle. Froriep's Notizen, Bd. XXXVIII, 1833, col. 19 bis 22.
3. Ueber Narcine, eine neue Gattung elektrifcher Rochen nebft einer Synopfis der elektrifchen Rochen. Mit 4 Steintafeln. Berlin 1834. 4^0.
4. Eiweifs, Elaine im Berliner encyklopäd. Wörterbuch d. med. Wiffenfch. Bd. X. 1834.
5. Epidermis, Epithelium, Eructatio, Excremente, Fäulnifs. Ebendaf. Bd. XI 1834.
6. Ueber Aquaeductus vestibuli und cochleae. Mit Joh. Müller. Jahresbericht in Müller's Archiv 1834, S. 32.
7. Einige Worte über die Membrana capsulo-pupillaris. Ammon, Zeitfchr. Bd. IV, 1835, S. 23 bis 27.
8. Anmerkung zu Owen's »ein mikrofkopifcher Binnenwurm, Trichina spiralis« in den menfchlichen Muskeln. Müller's Archiv 1835, S. 526.
9. Ueber die Gattung Branchiobdella und über die Deutung der Gefchlechtstheile bei den Anneliden und hermaphroditifchen Schnecken. Müller's Archiv 1835, S. 574 bis 608.
10. Falx cerebri und cerebelli, Faferknorpel, Faferftoff, Fauces, Fett, Fettgewebe, Fetthaut, fibröfes Gewebe im Berliner encyklopäd. Wörterbuch, Bd. XII.

11. Gähnen, Gänſehaut, Galle (Cylinderepithel der Gallenblaſe). Ebendaſ. Bd. XIII, 1835. Gefäſsdrüſen, Gehörſinn. Ebendaſ. Bd. XIV, 1836.
12. Symbolae ad anatom. villorum intestin. inprimis eorum epithelii et vasorum lacteorum. Berolin 1837. 4^0.
13. Ueber Enchytraeus, eine neue Annelidengattung. Müller's Archiv 1837, S. 74 bis 90.
14. Ueber den Musculus spinalis cervicis des Menſchen. Müller's Archiv 1837, S. 297 bis 303.
15. Henle und J. Müller. Ueber die Gattungen der Plagioſtomen. Wiegmann's Archiv III, 1837, S. 394 bis 401, 434; IV, 1838, S. 83 bis 85.
16. Hallucinationen, Haut im Berliner encyklopäd. Wörterbuch, Bd. XV, 1837.
17. Bericht über die Fortſchritte der phyſiol. Pathologie und patholog. Anatomie in den Jahren 1836 bis 1837, Müller's Archiv 1838; 1837 bis 1838, Müller's Archiv 1839.
18. Ueber Schleim- und Eiterbildung und ihr Verhältniſs zur Oberhaut. Hufeland's Journ. LXXXVI, 1838, Heft V, S. 3 bis 62.
19. Ueber die Ausbreitung des Epitheliums im menſchlichen Körper. Müller's Archiv 1838, S. 103 bis 128.
20. Ueber das Gedächtniſs in den Sinnen. Caſper's Wochenſchrift 1838, Nr. 18, 19.
21. Henle und J. Müller. On the generic characters of Cartilaginous Fishes. Mag. Nat. Hist. II, 1838, p. 33 bis 37, 88 bis 91.
22. Ueber die mikroſkopiſchen Beſtandtheile der Milch. Froriep's Notizen XI, 1839, col. 33 bis 38.
23. Vergleichend-anatomiſche Beſchreibung des Kehlkopfs mit beſonderer Berückſichtigung des Kehlkopfs der Reptilien. Leipzig 1839. 4^0.
24. Zur mikroſkopiſchen Anatomie der Retina. Anmerk. zu Remak's Abhandlung in Müller's Archiv 1839, S. 170 und zu Bidder's Abhandlung ebendaſ. S. 385.

25. Ueber den Bau der Drüſen. Oken, Isis 1839, col. 867 und 868.
26. Ueber den Bau der Retina. Oken, Isis 1839, col. 868.
27. Ueber die Structur und Bildung der menſchlichen Haare. Froriep's Neue Notizen, Bd. XIV, S. 113. 1840.
28. Ueber Trichina spiralis (Priorität). Ebendaſ. S. 320.
29. Ueber die Contractilität der Gefäſse. Caſper's Wochenſchrift 1840, Nr. 21.
30. Ueber Waſſerſucht. Hufeland's Journ., Mai 1840, S. 13.
31. Pathologiſche Unterſuchungen. Berlin 1840. 8°.
32. South's Knochenlehre zum Gebrauch für Studirende. Deutſch bearbeitet. Berlin 1840. 8°.
33. Allgemeine Anatomie; Lehre von den Miſchungs- und Formbeſtandtheilen des menſchlichen Körpers. Leipzig 1841. 5 Tafeln. 8°.
34. Ueber einen Paraſiten der Ohrenſchmalzdrüſe (Haarſackmilbe), Beobachter aus der öſtlichen Schweiz. December 1841.
35. Syſtematiſche Beſchreibung der Plagioſtomen. Mit J. Müller. Berlin 1841. 60 Tafeln. Fol.
36. Mediciniſche Wiſſenſchaft und Empirie. Zeitſchr. f. ration. Medic., Bd. I, S. 1. 1844.
37. Zu Pfeufer's kliniſchen Mittheilungen: Morbus Brightii. Ebendaſ. S. 67.
38. Ueber Hypertrophie und Geſchwülſte durch gehemmte Reſorption. Ebendaſ. S. 72.
39. Ueber Tonus, Krampf und Lähmung der Bronchien und über Expectoration. Ebendaſ. S. 249.
40. Ueber die paciniſchen Körperchen an den Nerven des Menſchen und der Säugethiere. Mit Kölliker. Zürich 1844. 3 Tafeln. 4°.
41. Bericht über die Arbeiten im Gebiet der rationellen Pathologie ſeit Anfang des Jahres 1839 bis Ende 1842. Henle und Pfeufer's Zeitſchrift für rationelle

Pathologie, Bd. II, 1844, S. 1 bis 409; Bd. III, 1845, S. 1 bis 32; Bd. IV, 1846, S. 379.

42. Handbuch der rationellen Pathologie. Braunſchweig 1846 bis 1853, 2. und 3. Auflage bis 1855.

43. Berichte über die Fortſchritte der Hiſtologie in Cannſtatt's Jahresbericht 1844 bis 1848.

44. Röhrengeſchwulſt — Siphonoma, eine neue Art pathologiſcher Geſchwülſte. Zeitſchr. f. ration. Medicin, Bd. III, 1845, S. 130 bis 136, 319 und 320.

45. Ueber die Gattung Gregarina. Müller's Archiv 1845, S. 369 bis 374.

46. Anmerk. zu Th. Biſchoff, Noch ein Wort über die Aufnahme narkotiſcher Gifte durch die Lymphgefäſse. Zeitſchr. f. rat. Med., Bd. V, 1846, S. 306.

47. Ueber Blutanalyſen. Zeitſchr. f. rat. Med., Bd. VII, 1849, S. 404 bis 410.

48. Ueber Haſſal's concentrirte Körperchen des Blutes. Zeitſchr. f. rat. Med., Bd. VII, 1849, S. 411 und 412.

49. Berichte über die Fortſchritte der allgemeinen und ſpeciellen Anatomie in Cannſtatt's Jahresbericht 1849 bis 1855.

50. Entgegnung an Herrn Dr. Wunderlich. Zeitſchr. f. rat. Med., Bd. X, 1851, S. 194 bis 202.

51. Verſuche und Beobachtungen an einem Enthaupteten. Zeitſchr. f. rat. Med. N. F. Bd. II, S. 299, Tafel IX, Fig. 4 bis 10. 1852.

52. Handbuch der ſyſtematiſchen Anatomie des Menſchen in drei Bänden. Braunſchweig 1855 bis 1879. Die Knochenlehre in drei Auflagen, alles Uebrige in zwei Auflagen.

53. Ein Fall von Trichina spiralis. Zeitſchr. f. rat. Med. N. F. Bd. VI, 1855, S. 247.

54. Ein Fall von angeborener Spalte der Clitoris. Zeitſchr. f. rat. Med. N. F. Bd. VI, 1855, S. 343.

55. Nachtrag zu Dornblüth: Ueber den Bau der Cornea. Zeitſchr. f. rat. Med. N. F. Bd. VII, 1855, S. 224.

56. Berichte über die Fortſchritte der Anatomie. Henle und Meiſsner's Jahresberichte. Leipzig und Heidelberg 1856 bis 1871.
57. Notiz, den M. coracobrachialis des Menſchen betreffend. Zeitſchrift für rationelle Med. N. F. Bd. VIII, 1857, S. 247.
58. Zur Anatomie der geſchloſſenen (lenticulären) Drüſen oder Follikel und der Lymphdrüſen. Zeitſchr. f. rat. Med. 3. R. Bd. VIII, 1860, S. 201.
59. Zur Phyſiologie der Leber. Göttinger Nachrichten 1861, Nr. 20.
60. Zur Anatomie der Niere. Abhandlungen der Göttinger Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, Bd. X, 1862, S. 223 (Göttinger Nachrichten 1862, Nr. 1 und 7).
61. Zur Phyſiologie der Stimme. Göttinger Nachrichten 1862, Nr. 4.
62. Ueber den Mechanismus der Erection. Zeitſchr. f. rat. Med. 3. R. Bd. XVIII, 1863, S. 1.
63. Ueber das cavernöſe Gewebe. Göttinger Nachrichten 1863, Nr. 9.
64. Ueber die Cowper'ſchen Drüſen. Göttinger Nachrichten 1863, Nr. 13.
65. Zur Phyſiologie der Niere. Göttinger Nachrichten 1863, Nr. 16.
66. Ueber den Bau und die Function des menſchlichen Oviductes. Göttinger Nachrichten 1863, Nr. 19.
67. Ueber die äuſsere Körnerſchichte der Retina. Göttinger Nachrichten 1864, Nr. 7.
68. Weitere Beiträge zur Anatomie der Retina. Göttinger Nachrichten 1864, Nr. 15.
69. Zur Anatomie der Thränenwege und zur Phyſiologie der Thränenleitung. Zeitſchr. f. rat. Med. 3. R. Bd. XXIII, 1865, S. 264.
70. Ueber das Gewebe der Nebennieren und der Hypophyſe. Zeitſchrift für rationelle Med. 3. R. Bd. XXIV, S. 143.

71. Mit F. Merkel: Ueber die ſogenannte Bindeſubſtanz der Centralorgane des Nervenſyſtems. Zeitſchr. f. rat. Med. 3. R. Bd. XXXIV, 1869, S. 49.
72. Schlufswort. Zeitſchr. f. rat. Med. 3. R. Bd. XXXIV, 1869, S. 276.
73. Albrecht von Haller. In Göttinger Profeſſoren. Gotha 1872. 8°.
74. Anatomiſcher Handatlas zum Gebrauch im Secirſaale. Braunſchweig 1874 bis 1877. (Enthält die Abbildungen des Handbuches.)
75. Ueber die Linſenfaſern. Göttinger Nachrichten 1875, Nr. 21.
76. Anthropologiſche Vorträge. Braunſchweig Heft 1 1876; Heft 2 1880. 8°.
77. Zur vergleichenden Anatomie der Kryſtalllinſe. Göttinger Nachrichten 1878, Nr. 6.
78. Zur Anatomie der Kryſtalllinſe. Abhandlungen der Göttinger Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, Bd. XXIII, 1878, S. 1.
79. Zur Erinnerung an E. H. Weber. Göttinger Nachrichten 1878, Nr. 16.
80. Grundrifs der Anatomie des Menſchen. Braunſchweig 1880, 1 Bd. Text und 1 Bd. Atlas. 2. Aufl. 1883.
81. Ueber das Erröthen. Nord und Süd, Bd. XIX, S. 47.
82. Zur Entwickelungsgeſchichte der Kryſtalllinſe und zur Theilung des Zellkerns. Archiv f. mikroſkop. Anat. Bd. XX, 1882, S. 413.
83. Theodor Schwann. Ein Nachruf. Archiv f. mikroſkop. Anat., Bd. XXI, 1882, S. 1.
84. Wachsthum des menſchlichen Nagels und des Pferdehufs. Abhandlungen der Göttinger Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, Bd. XXXI, 1884.

IV.

Von Henle ſelbſt geführte Liſte über ſeine Mitgliedſchaft gelehrter Geſellſchaften.

Correſpondent der Rheiniſch. naturforſchenden Geſellſchaft	29. Aug. 1836.
Ordentliches Mitglied der Halleſchen naturforſchenden Geſellſchaft	3. Juni 1837.
Ordentliches Mitglied der Züricher naturforſchenden Geſellſchaft	14. Dec. 1840.
Auswärtiges Ehrenmitglied der Hamburger mediciniſchen Geſellſchaft	2. Jan. 1841.
Ordentliches Mitglied der Schweizer naturforſchenden Geſellſchaft	4. Aug. 1841.
Ordentliches Mitglied der Leipziger mediciniſchen Geſellſchaft	20. Dec. 1842.
Correſpondent der Belgiſchen Akademie der Medicin	11. April 1843.
Ordentliches Mitglied der Heidelberger naturw. u. medic. Geſellſch.	17. Febr. 1844.
Ehrenmitglied der Züricher mediciniſch-chirurgiſchen Geſellſchaft	20. Mai 1844.
Auswärtiges Mitglied der Kopenhagener mediciniſchen Geſellſchaft	3. Oct. 1844.
Auswärtiges Mitglied der Schwediſchen mediciniſchen Geſellſchaft	3. Juni 1845.
Auswärtiges Mitglied der Niederrheiniſchen naturwiſſenſch. med. Geſellſch.	3. Dec. 1845.
Correſpondirendes Mitglied des Vereins für Heilkunde in Preuſsen	24. Mai 1846.

Correſpondirendes Mitglied des Hamburger naturwiſſenſch. Vereins	30. Dec. 1846.
Auswärtiges Mitglied der Utrechter Soc. artt. et doctr.	15. März 1847.
Ehrenmitglied des Badiſchen Vereins für Staatsarzneikunde	25. Aug. 1847.
Correſpondir. Mitglied der medic.-chirurg. Akademie in Ferrara	29. April 1848.
Mitglied der Prager medicin. Facultät	19. März 1849.
Ehrenmitglied des Vereins deutſcher Aerzte in Paris	15. Dec. 1849.
Ehrenmitglied der Straſsburger medicinischen Geſellſchaft	3. April 1851.
Correſpondent der Soc. de biologie	19. Aug. 1851.
Ordentliches Mitglied der Göttinger Societät der Wiſſenſchaften	5. Nov. 1854.
Ehrenmitglied der Dresdener Geſellſchaft für Natur und Heilkunde	25. Mai 1855.
Ehrenmitglied der Geſellſchaft für Mikroſkopie in Gieſsen	2. Juli 1856.
Correſpond. Ehrenmitglied der Naturforſch. Geſellſchaft in Emden	12. Oct. 1857.
Mitglied der Acad. Carolino-Leopold. nat. curios.	15. Aug. 1858.
Ehrenmitglied der Belgiſchen Akademie der Medicin	26. Mai 1859.
Ehrenmitglied d. Lond. medico-chirurg. Soc.	8. Febr. 1859.
Correſpondent der Soc. physico-med. Erlangen	20. Juli 1860.
Auswärtiges Mitglied der Bayer. Akademie	28. Nov. 1860.
Auswärtiges Mitglied d. Soc. medico-chirurg. Edinburgh	24. April 1861.
Doctor philosophiae Breslau	14. Aug. 1861.
Auswärtiges Mitglied d. Soc. medica Fennica	18. Dec. 1863.
Correſpondirendes Mitglied der Petersburger Akademie	29. Dec. 1863.

Ehrenmitglied der Wiener medicinifchen Facultät	13. Aug. 1865.
Auswärtiges Mitglied der Schwed. Akademie	15. Dec. 1870.
Correfpond. Mitglied d. Berliner Akademie	3. April 1873.
Auswärt. Mitglied d. Royal society London	1. Dec. 1873.
Correfpond. d. Acad. of nat. science, Philadelphia	25. Juni 1874.
Ordentliches Mitglied der Akademie der Wiffenfchaften zu Upfala	27. Febr. 1875.
Auswärtiges Mitglied d. Holländ. Gefellfch. der Wiffenfchaften Haarlem	15. Mai 1875.
Ehrenmitglied der Soc. physico-medica Erlangen	27. Mai 1878.
Ehrenmitglied der Soc. méd. de Gand	9. März 1882.
Correfpondent der Senckenberg. naturforfch. Gefellfchaft Frankfurt	11. März 1882.
Ehrenmitglied der Akademie der Medicin Petersburg	26. März 1882.
Auswärtiges Mitglied der Däniſchen Gefellfchaft der Wiffenfchaften	28. April 1882.
Beftändiger Secretär der Königl. Societät der Wiffenfch. in Göttingen	17. Nov. 1882.
Correfpondent der Royal med. Society Edinburgh	9. Febr. 1883.
Mitglied der Königl. Akademie der Wiffenfchaften Amfterdam	27. April 1883.
Dr. juris der Univerfität Edinburgh	17. April 1884.
Auswärtiges Mitglied der Ungar. Akademie der Wiffenfchaften	5. Juni 1884.
Correfpondent der Academia delle scienze di Bologna	23. Febr. 1885.

V.

Titel und Orden.

Grofsherzogl. Badifcher Hofrath	10. April 1845.
Königl. Hannoverscher Hofrath	21. Juli 1852.
Guelphen-Orden 4. Claffe	16. Juli 1858.
Maximilians-Orden für Wiffenfchaft u. Kunft	28. Nov. 1860.
Guelphen-Orden, Ritterkreuz	27. Mai 1863.
Königl. Hannoverfcher Obermedicinalrath	26. Mai 1865.
Preufsifcher Kronen-Orden 2. Claffe	18. Jan. 1880.
Commandeur-Kreuz 2. Claffe des Ordens vom Zähringer Löwen	1. März 1882.
Stern zum Kronen-Orden 2. Claffe	8. März 1882.
Commandeur-Kreuz 2. Claffe des Braunfchweig. Ordens Heinrich des Löwen	30. März 1882.
Grofsofficierkreuz des Ordens der Ital. Krone	1. Mai 1882.
Königl. Preufs. Geh. Ober-Medicinalrath	2. Jan. 1884.

Otto Gilch
Buchbinderei - Prägerei
8 München 80, Steinstr. 42, Tel. 44 20 52

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Merkel, Friedrich Siegmund,

Jacob Henle ein deutsches Gelehrtenleben ; nach Aufzeichnungen und Erinnerungen ; mit einem Portrait in Holzstich

Braunschweig 1891

Biogr. 516 ld
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11571251-9